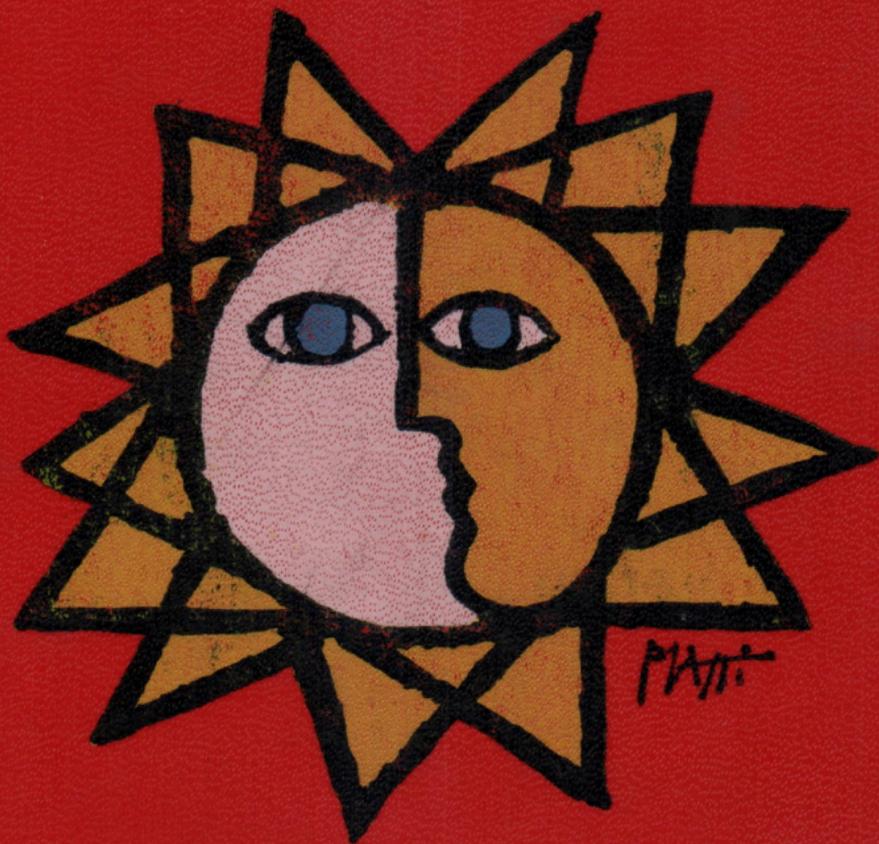


mein Freund

| 1964



1964

Januar

Februar

März

M	1 <i>Neujahr</i>	S	1 Ignatius	S	1 3. Fastensonnt.
D	2 Namen Jesu	S	2 Mariä L'meiß	M	2 Heinrich Suso
F	3 Genovefa	M	3 Blasius	D	3 Kunigunde
S	4 Angela v. F.	D	4 Andreas Cors.	M	4 Kasimir
S	5 Telesphorus	M	5 Agatha	D	5 Johann-Josef
M	6 Drei Könige	D	6 Dorothea	F	6 Fridolin
D	7 Valentin	F	7 Romuald	S	7 Thomas v. A.
M	8 Severin	S	8 Johann v. M.	S	8 4. Fastensonnt.
D	9 Julian	S	9 Cyrill v. Alex.	M	9 Franziska v. R.
F	10 Agatho	M	10 Scholastika J.	D	10 40 Märtyrer
S	11 Hyginus	D	11 M. Lourdes	M	11 Theresia Redi
S	12 Hl. Familie	M	12 Aschermittw.	D	12 Gregor I.
M	13 Gottfried	D	13 Herlinde	F	13 Gerald
D	14 Hilarius	F	14 Valentin	S	14 Mathilde
M	15 Paul	S	15 Faustinus	S	15 Passionssonnt.
D	16 Marcellus	S	16 1. Fastensonnt.	M	16 Heribert
F	17 Antonius	M	17 Fintan	D	17 Patritius
S	18 Priska	D	18 Simeon	M	18 Cyrill v. Jer.
S	19 Marius	M	19 Barbatus	D	19 Josef
M	20 Fabian	D	20 Eleutherius	F	20 Wolfram
D	21 Agnes	F	21 German v. G.	S	21 Benedikt
M	22 Vinzenz	S	22 Petri-Stuhl-F.	S	22 Palmsonntag
D	23 Raimund	S	23 2. Fastensonnt.	M	23 Otto v. Ariano.
F	24 Timotheus	M	24 Schalttag	D	24 Gabriel Erze.
S	25 Pauli Bekehr.	D	25 Mathias	M	25 Mariä Verk.
S	26 Polykarp	M	26 Walburga	D	26 Gründonnerst.
M	27 Joh. Chrys.	D	27 Alexander	F	27 <i>Karfreitag</i>
D	28 Petrus Nolas.	F	28 Gabriel Pos.	S	28 Karsamstag
M	29 Franz v. Sales	S	29 Romanus	S	29 <i>Ostern</i>
D	30 Martina			M	30 Quirinus
F	31 Johann Bosco			D	31 Guido

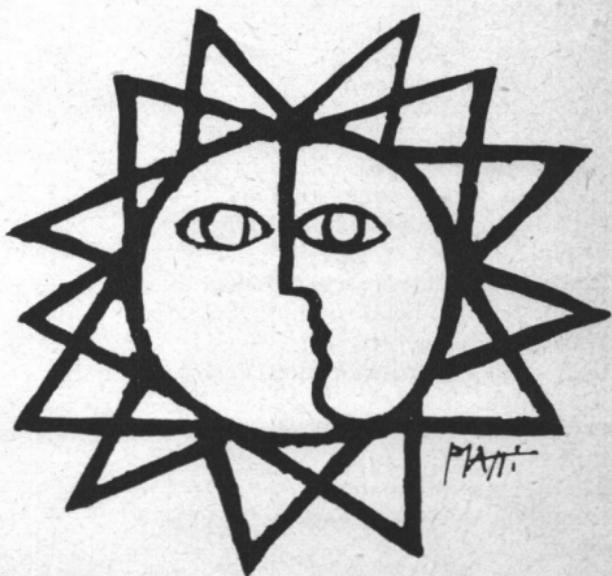
April

Mai

Juni

M	1 Hugo	F	1 Sigismund	M	1 Angela Mer.
D	2 Franz v. Paola	S	2 Athanasius	D	2 Erasmus
F	3 Richard			M	3 Chlothilde
S	4 Isidor	S	3 Alexander I.	D	4 Franz Carac.
		M	4 Monika	F	5 <i>Herz-Jesu-Fest</i>
S	5 <i>Weißer Sonnt.</i>	D	5 Pius V.	S	6 Norbert
M	6 Sixtus I.	M	6 Valerian		
D	7 Hermann	D	7 <i>Chr. H'fahrt</i>	S	7 Robert
M	8 Notker	F	8 Desideratus	M	8 Medardus
D	9 Waltraude	S	9 Gregor v. N.	D	9 Primus
F	10 Ezechiel			M	10 Margareta
S	11 Leo d. Große	S	10 Antonius	D	11 Barnabas
		M	11 Philipp u. Jak.	F	12 Johann v. S. F.
S	12 Julius	D	12 Pankratius	S	13 Antonius v. P.
M	13 Hermenegild	M	13 Servatius		
D	14 Justinus	D	14 Bonifatius	S	14 Basilius d. Gr.
M	15 Anastasia	F	15 Sophia	M	15 Vitus
D	16 Turibius	S	16 Ubald	D	16 Franz Regis
F	17 Anizetus			M	17 Gregor Barb.
S	18 Apollonius	S	17 <i>Pfingsten</i>	D	18 Ephräm
		M	18 Venantius	F	19 Juliana v. Fal.
S	19 Leo IX.	D	19 Coelestin V.	S	20 Silverius
M	20 Theotimus	M	20 Bernhardin		
D	21 Anselm	D	21 Theobald	S	21 Alois v. G.
M	22 Soter u. Kajus	F	22 Julia	M	22 Paulinus v. N.
D	23 Georg	S	23 Desiderius	D	23 Edeltrud
F	24 Fidelis v. Sig.			M	24 Johannes d. T.
S	25 Markus	S	24 <i>Dreifaltigkeit</i>	D	25 Wilhelm v. V.
		M	25 Gregor VII.	F	26 Joh. u. Paul
S	26 Klarenz	D	26 Philipp Neri	S	27 Ladislaus
M	27 Petrus Kan.	M	27 Beda		
D	28 Paul v. Kreuz	D	28 <i>Fronleichnam</i>	S	28 Apostel-Vigil
M	29 Petrus v. Ver.	F	29 Maria Magd.	M	29 Peter u. Paul
D	30 Katharina	S	30 Felix I.	D	31 Pauli Ged.
		S	31 Maria		

mein Freund | 1964



Herausgeber: KLVS

Redaktion des allgemeinen Teils:

Albert Elmiger, Lehrer, Auf Oberberg,
Littau;

Redaktion der literarischen Beilage

„Die Leseratte“: Bruno Schmid, Sekun-
darlehrer, Zurzach;

Buch- und Tiefdruck: Walter-Verlag
AG, Olten;

Clichés: Schwitter AG, Basel;

Einbandbild: C. Piatti;

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1963 by Walter-Verlag AG,
Olten.

«Mein Freund» im neuen Gewand

Auch die beste Kleidung wird einmal alt, die schönste Hose bekommt ein Loch, das feinste Seidenröckchen einen Riß. Das macht nichts, wenn die Haut dabei heil bleibt. So ist es auch beim Schülerkalender ‚Mein Freund‘. Er soll für seinen wertvollen Inhalt immer wieder ein zeitgemäßes neues Kleid haben, und er hat es für 1964 auch verdient. Dieses neue Gewand des Schülerkalenders mußte etwas größer, reicher und bunter sein. So finden nun auch die Bilder besser Platz, und diese sind heute bei alt und jung besonders begehrt.

Die guten Eigenschaften, die der bisherige Redaktor, Herr Lehrer Hans Brunner, in eifriger Arbeit und mit großem Verständnis und Können dem ‚Freund‘ während langer Zeit, Jahr um Jahr, mitgegeben hat, bleiben natürlich erhalten. Wir sind Herrn Brunner herzlich dankbar, daß er unsern ‚Freund‘ liebevoll großgezogen hat, und wir sind auch glücklich, den Kalender wiederum in der Hand eines tüchtigen Lehrers zu wissen, der viel von der Welt gesehen

hat und eine große Fülle schöner Sachen kennt. Herr Brunner hat seinem Nachfolger in der Redaktion, Herrn Albert Elmiger, Littau LU, die Verantwortung für den Kalender übergeben. Wir heißen den neuen Chef in der Redaktionsstube herzlich willkommen. Mit frohem Mut und in freundschaftlichem Einvernehmen mit dem verdienten abtretenden Redaktor hat er bereits den nun vorliegenden Kalender geplant und ihm das vom Verlag entworfene neue Gewand sorgfältig zurecht gemacht.

Weil alles so schön geworden ist, werden unsere Schweizer Buben und Mädchen ihren ‚Freund‘ mit Begeisterung aufnehmen und besonders schätzen; er belohnt solche Treue, indem er viele glückliche und frohe Stunden schenkt. Das ist Freundschaft von beiden Seiten. Also schaut, prüft, spielt mit und entdeckt, daß auch das Bücherstübchen frisch gefegt ist. Es hat einen neuen Namen, und es findet sich darin nun all das, was ‚Die Leseratte‘ während des letzten Jahres gesammelt hat. Und nun: Habt viel Freude!

Euer Walter-Verlag

Zum Abschied

An die kleinen und großen Freunde des Schülerkalenders ‚Mein Freund‘. Darf ich Euch bitten, Euere Aufmerksamkeit einen Augenblick dem nebenstehenden Foto zu schenken? Ihr begegnet da einem Mann mit offenem und klarem Blick, jugendlich, unternehmungslustig und liebenswürdig. Das ist unser lieber Freund Hans Brunner in Luzern.

Seit 1929, volle 34 Jahre, betreute Lehrer Hans Brunner als unermüdlicher Kalenderredaktor den ‚Mein Freund‘. Die Ausgabe 1963, der 42. Jahrgang des segensreichen Unternehmens, war sein Abschiedswerk. Ihm gilt darum heute unser Abschiedswort.

Ein ganzes Bücherregal füllen diese 34 Bände, deren meisterhafter Gestalter und geistiger Vater Hans Brunner war. Und erst wenn man beginnt sie zu öffnen und durchzublättern! Was für eine Fülle von Wissen und interessanten Aufzeichnungen, beinahe aus allen Gebieten des menschlichen Denkens, Wirkens und Lebens begegnet uns da, be-

lehrend und unterhaltend, anregend und bereichernd! Wahrlich Stoff zum Studium und zur Beschäftigung für ein ganzes Ferienjahr! So ein Redaktor muß doch ein wahrer Zauberkünstler sein! Ja, wer zählt die vielen Nachtstunden, Frei- und Ferientage, die der Unermüdliche für das Werk, sein Lebenswerk, dem er sich im Innersten verpflichtet fühlte, in den vielen Jahren geopfert hat! Denn unser Redaktor hat sich seine Aufgabe nie leicht gemacht! Für die Jugend war ihm nur das Beste, Wahre und Schöne gut genug.

Ich schätze mich darum glücklich, daß es mir vergönnt ist, im Namen der Herausgeber und Verleger und wohl Tausender dankbarer Freunde unseres Schülerkalenders dem scheidenden Redaktor für die treue, zuverlässige und ausgezeichnete Arbeit Anerkennung und Dank aussprechen zu dürfen. Es geschieht dies aus ganzem Herzen und mit aufrichtigen Wünschen für einen glücklichen, sonnigen Lebensabend. Sein Wirken sei uns Vorbild, sein Bild aber bleibe uns unvergessen.

Möge das Werk auch unter den neuen Redaktoren weiterblühen und gedeihen zum Nutzen und Frommen unserer lieben Jugend.

A. Hürlimann, Zentralpräsident des KLVS.

**Hans Brunner, Luzern, a. Redaktor
‚Mein Freund‘.**



Fahrt in den Weltraum

Auf den 5. Mai 1963 war ein Weltraumflug ab Startrampe 14 in Cap Canaveral in Amerika angekündigt. Der Astronaut Gordon Cooper war bereit, zweiundzwanzigmal die Erde zu umkreisen. Der Countdown, das ist die Zählreihe von einer größeren Zahl bis 1, lief gut ab. Während dieser Zählung wurden in genau bestimmter Reihenfolge alle während Monaten eingeprobten Arbeiten und die Kontrollen zur rechten Zeit ausgeführt. Man prüfte das Funktionieren der feinsten Instrumente, rief alle über die ganze Erde eingesetzten Radar- und Beobachtungsstationen an, besorgte das Einfüllen des Treibstoffes, fuhr den Astronauten im Lift zur Raumkapsel, verfolgte sein Einsitzen durch die Einstiegs Luke, man schwenkte die Arbeitsgerüste zur Seite, löste die Einfüllstutzen und kontrollierte all die tausend mit den großen Bewegungen verbundenen Kleinigkeiten. Nichts durfte dem Zufall überlassen werden. Sicherheit war höchstes Gebot. Während dieser Zeit setzten sich Zehn-

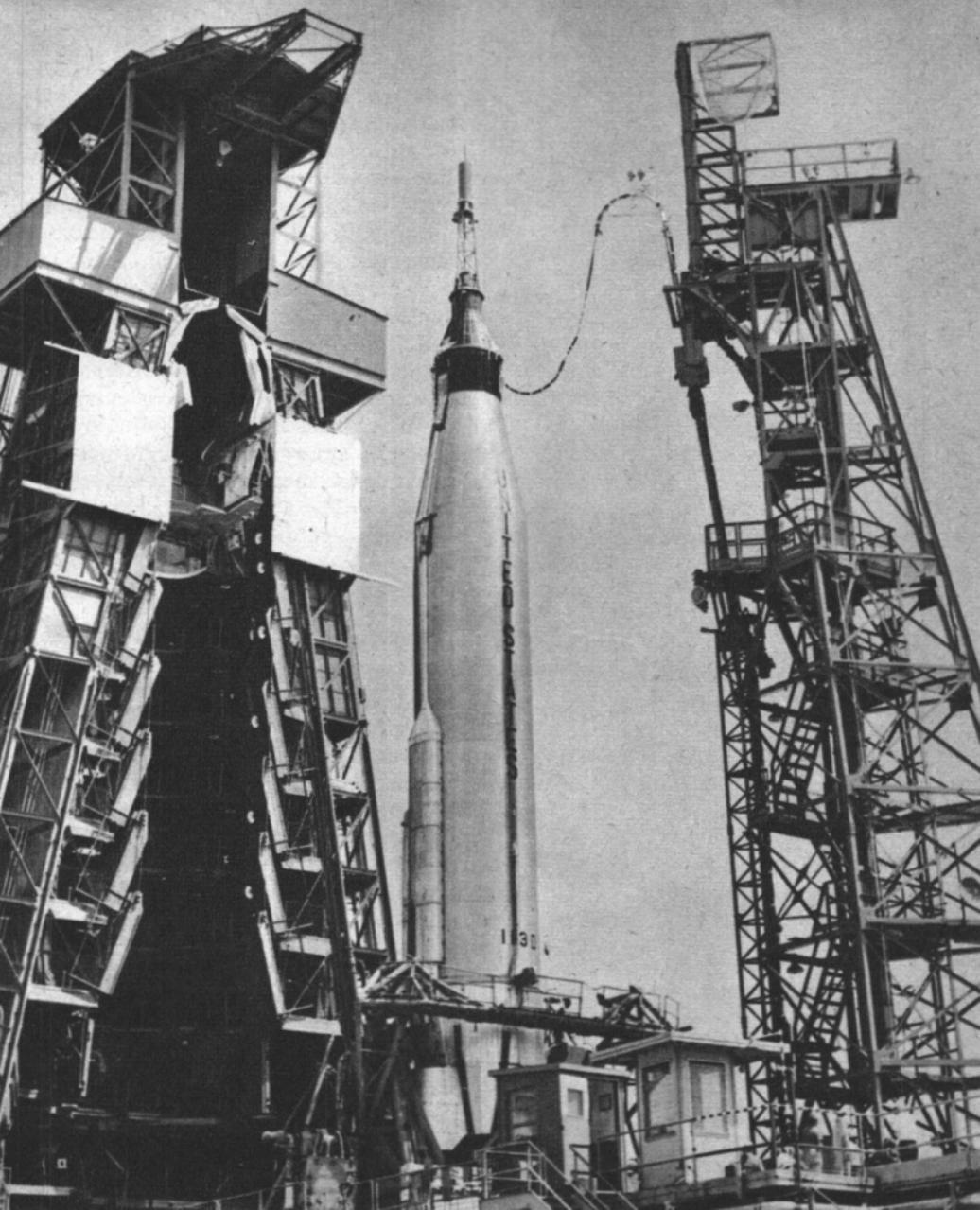
tausende schaulustiger Menschen in Bewegung, um den Start aus allernächster Nähe mitanzusehen zu können. Millionen Menschen aber saßen vor den Televisionsapparaten, um sich die Reise eines Menschen in den Weltraum nicht entgehen zu lassen.

Und wirklich, alles war in Ordnung. Die Treibstoffe entzündeten sich, und eine ungeheuer helle Flamme breitete sich über die Startrampe. Die gewaltige Rakete erbebt leise, hob sachte ab, gewann an Geschwindigkeit und sauste endlich, von einer wie die Sonne gleißenden, weißen Gasflamme getrieben, gegen den Himmel.

Das war der zehnte Start eines Astronauten. Warum machte man denn daraus eine solche Geschichte? Ja, bei den frühern Starts wurde man meist erst orientiert, wenn die Raumkapsel bereits die Umlaufbahn erreicht hatte. Dieser Abflug aber versetzte die ganze Welt in Spannung, nicht eigentlich des interessanten Schauspiels, sondern mehr der außerordentlichen technischen Leistungen wegen.

Heute wird die Fahrt eines Menschen in den Weltraum fast als Selbstverständlichkeit hingenommen, und vom Abschluß eines unbemannten Beobachtungssatelliten nimmt man kaum mehr

Eine Atlasrakete ist zum Start bereit. Das gewaltige Arbeitsgerüst ist ausgeschwenkt. Mit dem Lift wurden jeweils Konstrukteure und Material zum 30 m hohen Koloß geführt. Der Zuführungsschlauch rechts wird erst im letzten Moment abmontiert, da die ständig verdampfenden Mengen flüssigen Sauerstoffes ersetzt werden müssen.



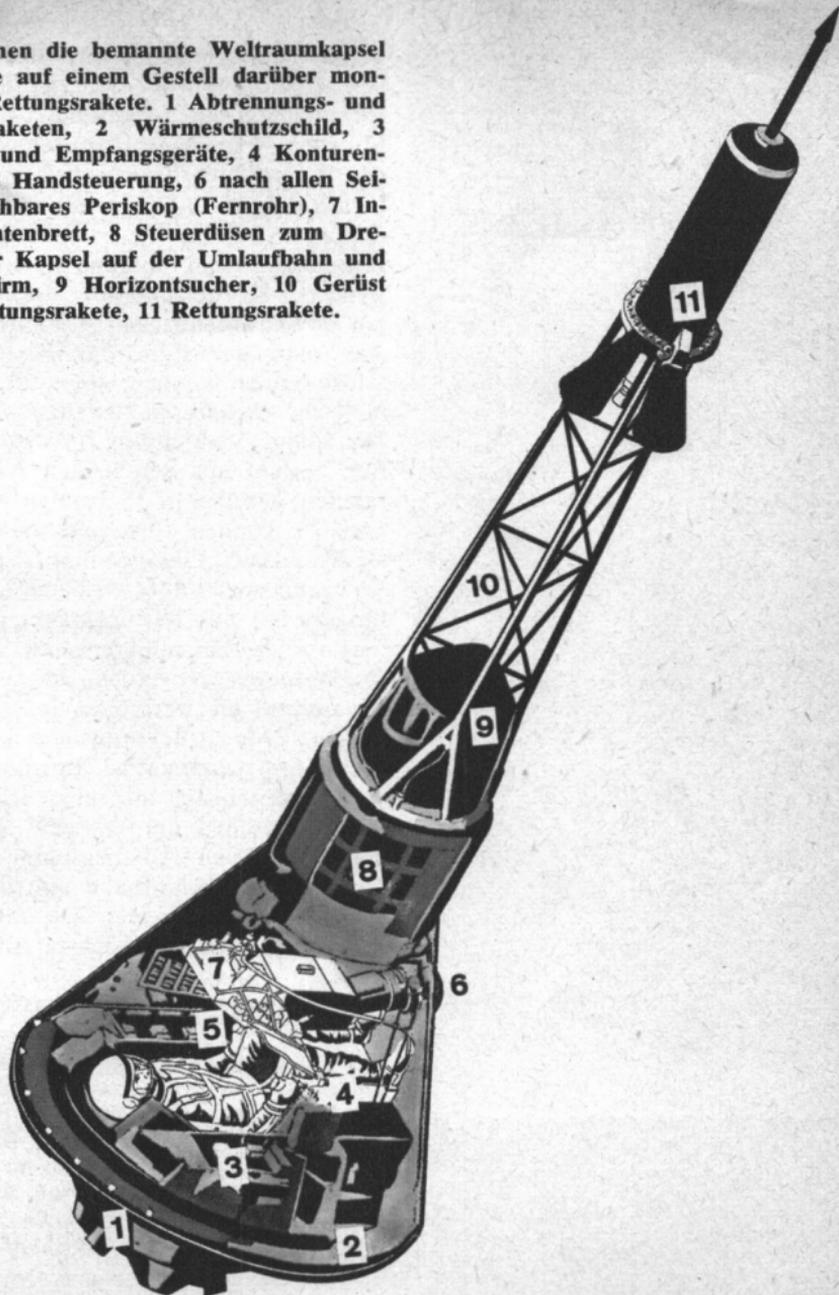


Notiz. Doch, welche lange Zeit wurde benötigt, um all die Versuche auszuführen, die Forschungsergebnisse auszuwerten, Experimente geduldig ablaufen zu lassen, Astronauten auszuwählen, zu trainieren und für das gewaltige Unternehmen vorzubereiten? Eine fast nicht mehr feststellbare Zahl Raketen wurde gestartet, kleine, große, später solche mit Mäusen, Hunden, Affen als Passagiere. Endlich getraute man sich, Menschen in den unendlichen Raum zu schießen, vorerst nur in ballistischem Flug (diese Flugbahn ist derjenigen eines steil in die Höhe geworfenen und zur Erde zurückfallenden Balles zu vergleichen), später in Satellitenflügen in einer, dann mehreren Erdumkreisungen.

Verfolgen wir die letzten Vorbereitungen des Astronauten. Seine wichtigste Ausrüstung ist der silbrig glänzende Überdruckanzug, auf dem der, mit einem durchsichtigen Gesichtsteil versehene Helm aufgeschraubt wird. Durch ihn ist der Mensch total von der Umwelt abgeschlossen. Höchst sorgfältig steigt er durch die Luke in die Weltraumkapsel, wohl darauf achtend, keines der hochempfindlichen Präzisionsinstrumente zu berühren. Im Konturenstuhl, einem aus Glasfasern und Schaumgummi genau nach den Körpermaßen des Piloten gefertigten Sessels, schnallt er sich fest. Überdruckanzug und Konturenstuhl verhindern das

Der Astronaut in seinem silbrigglänzenden Überdruckanzug begibt sich zum Startplatz. In der Hand trägt er das Luftdruck-Ausgleichsgerät.

Wir sehen die bemannte Weltraumkapsel und die auf einem Gestell darüber montierte Rettungsrakete. 1 Abtrennungs- und Bremsraketen, 2 Wärmeschutzschild, 3 Sende- und Empfangsgeräte, 4 Konturenstuhl, 5 Handsteuerung, 6 nach allen Seiten drehbares Periskop (Fernrohr), 7 Instrumentenbrett, 8 Steuerdüsen zum Drehen der Kapsel auf der Umlaufbahn und Fallschirm, 9 Horizontsucher, 10 Gerüst zur Rettungsrakete, 11 Rettungsrakete.



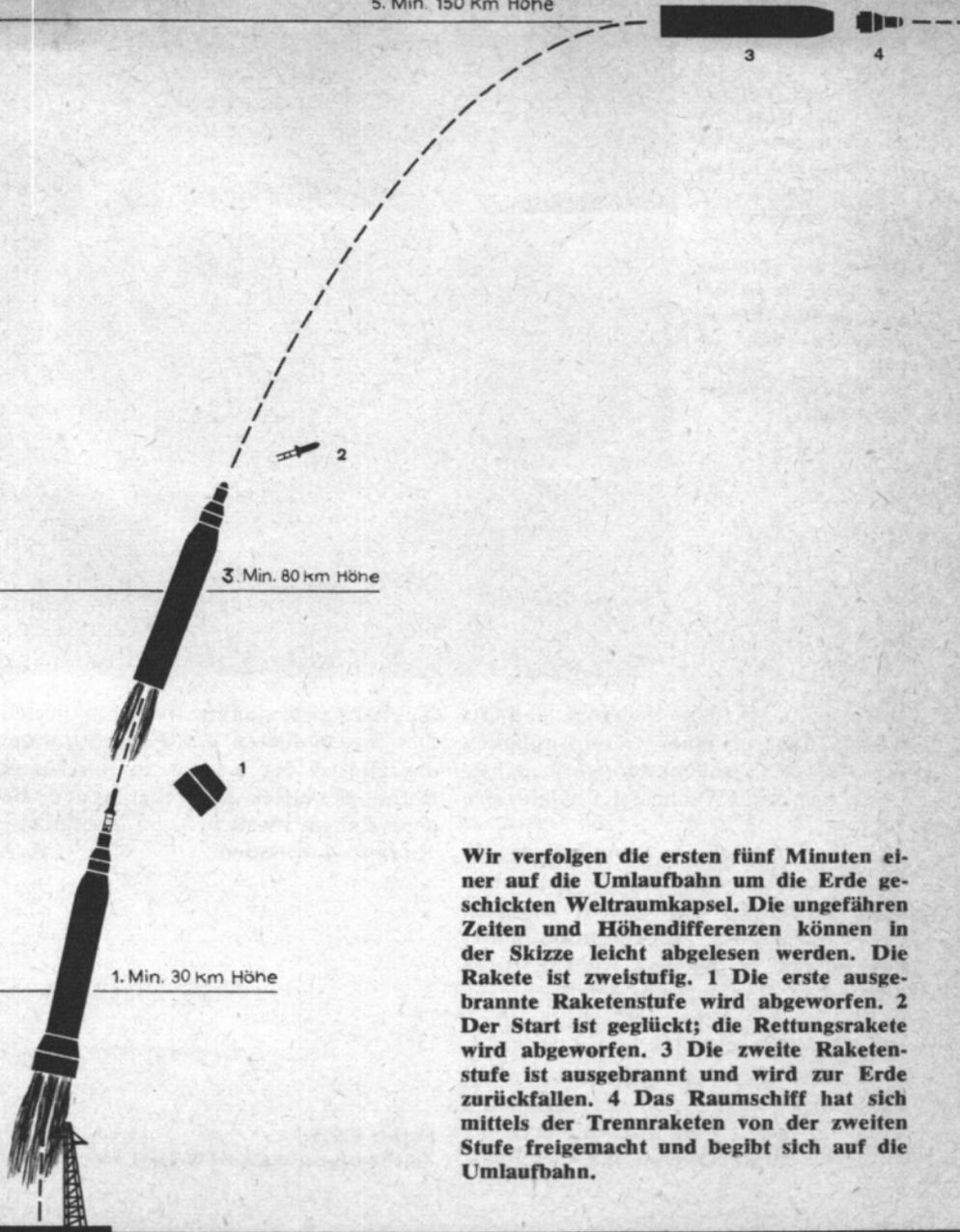


Bersten des menschlichen Körpers bei der Überbeanspruchung in der Beschleunigung und Bremsung.

Mit dem Ablesen der Instrumente muß der Raumfahrer bestens bekannt sein. In unzähligen Trainings hat er sich geübt, sie so zu bedienen, daß Fehler ausgeschlossen sein sollten, auch dann, wenn der Körper und alles um ihn herum in Schwerelosigkeit verfällt. Überdies muß der Pilot das Raumschiff selbst lenken können, wenn die automatische Steuerung ausfallen sollte. Die äußere Vorrichtung für den Raumflug besteht aus den beiden Antriebsraketen, gefüllt mit 35 Tonnen Kerosin und 75 Tonnen flüssigem Sauerstoff, als Treibkraft. Diese Stufen tragen das Weltraumschiff, über welchem ein Rettungsgestell mit Rettungsraketen montiert ist, die bei mißlungenem Start in Funktion gesetzt werden, um den Piloten und all die wertvollen Instrumente heil zur Erde zurückbringen zu können. Ist der Start auch gut gelungen, so kann der Satellitenflug nur glücken, wenn das Raumschiff im richtigen Moment von der steilen Aufstiegsbahn in die vorgesehene Umlaufbahn um die Erde gebracht werden kann. Da muß der Astronaut nicht nur höchste Aufmerksamkeit walten lassen, sondern über eine urplötzliche Reaktionsfähigkeit

Der erfolgreiche Start der 30 m hohen und 120 Tonnen schweren Atlasrakete, die 1963 Gordon Cooper in den Weltraum trug. Sie war aufgefüllt mit 75 Tonnen flüssigem Sauerstoff und 35 Tonnen Kerosin; sie entwickeln eine Schubleistung von 165 Tonnen. Der Nebel entlang der Außenwand ist verdampfender, flüssiger Sauerstoff.

5. Min. 150 km Höhe

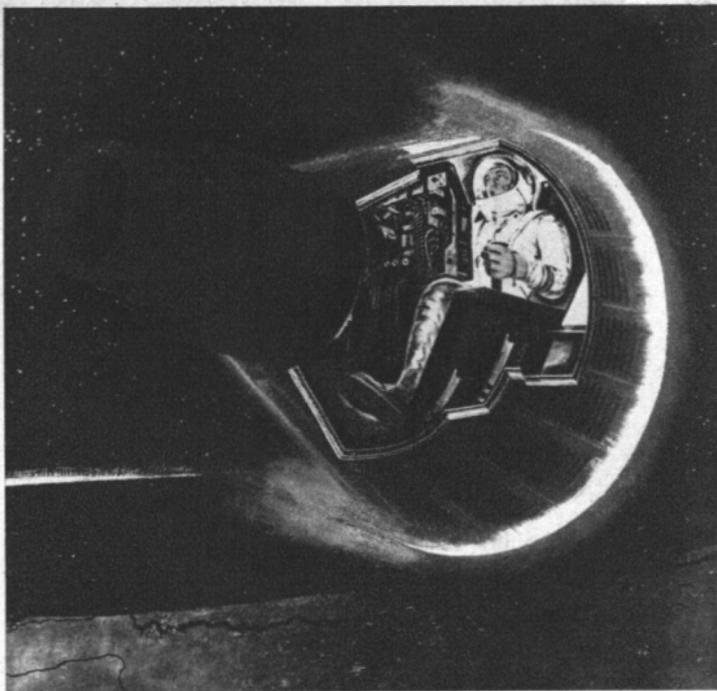


3. Min. 80 km Höhe

1. Min. 30 km Höhe

Wir verfolgen die ersten fünf Minuten einer auf die Umlaufbahn um die Erde geschickten Weltraumkapsel. Die ungefähren Zeiten und Höhendifferenzen können in der Skizze leicht abgelesen werden. Die Rakete ist zweistufig. 1 Die erste ausgebrannte Raketstufe wird abgeworfen. 2 Der Start ist geglückt; die Rettungsrakete wird abgeworfen. 3 Die zweite Raketstufe ist ausgebrannt und wird zur Erde zurückfallen. 4 Das Raumschiff hat sich mittels der Trennraketen von der zweiten Stufe freigemacht und begibt sich auf die Umlaufbahn.

Hier können wir die kritischste Phase der Raumfahrt miterleben, die Rückkehr des Astronauten in die Atmosphäre. Das Weltraumschiff taucht rücklings in die Lufthülle ein. Durch die Reibung mit der Luft ist der Schutzschild glühend geworden und erfährt eine Erwärmung von beinahe 600 Grad.



verfügen, denn man bedenke, daß die Kapsel nun mit einer Geschwindigkeit von 28 000 Stundenkilometern dahinsausst, das sind beinahe 8 Kilometer pro Sekunde.

Auf der Umlaufbahn um die Erde, die dem Astronauten einzigartige und herrliche Ausblicke auf unsern Planeten vermittelt, muß er sein Raumschiff drehen, so daß er mit dem Rücken voran durch den Raum fliegt. Jetzt schützen ihn die Klimaanlage in der Raumkapsel und der Hitzeschild vor der Verbrennung, denn beim Wiedereintritt in die Lufthülle erwärmt sich der Schild auf über 500 Grad und wird glühend, obwohl die Bremsraketen die Geschwin-

digkeit ganz tüchtig herabminderten. Das Niedergleiten am Fallschirm und das Hieven der Kapsel an Bord eines Bergungsschiffes sind die letzten Begebenheiten, welche den geglückten Raumflug beenden.

A. E.

Fotos: USIS

Zeichnungen: nach SJW-Heft 795

Ein Wächter

An Luzerns Ausfallstraße gegen Bern, wo die Kleine Emme erstmals durch eine elegante Betonbrücke in federndem Schwung überspannt wird, erhebt sich eine in ihren Ausmaßen gewichtige Betonplastik. Sie mißt elf Meter in der Höhe und hat das respektable Gewicht von gegen fünfzig Tonnen. In feiner Stilisierung stellt sie einen hoch aufstrebenden Hahn dar.

Der Verkehrsstrom beeindruckte den Künstler stets, und er wußte um die oft so große Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit, die Hast und das Draufgängertum, die Geschwindigkeitsbesessenheit und Rücksichtslosigkeit so mancher Motorfahrzeugführer. Andererseits dachte er auch an die Bemessenen, Vernünftigen und Verantwortungsbewußten. Er wollte ein Werk schaffen für alle. Der Bildhauer wählte den Hahn. Seit Petrus den Herrn verleugnete, was er später so sehr bereute, wird der Hahn als christliches Symbol geschätzt. Der Hahn soll nun Wächter sein an der Straße, und Mahner zugleich. A. E.



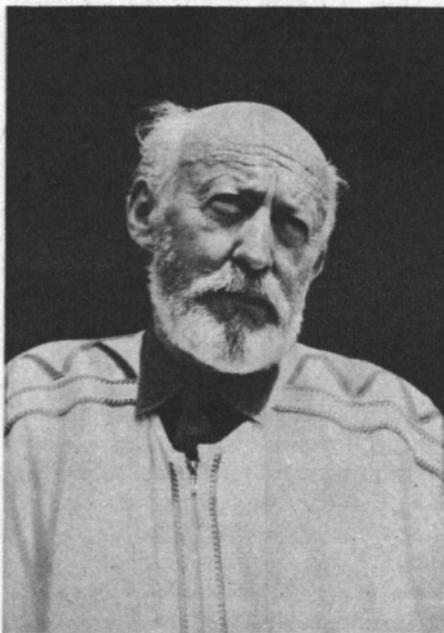
Alois Carigiet, ein Bündner Maler

A. Elmiger

Ich wäre sehr überrascht, würdest du, lieber ‚Freund‘-Leser, die herrlichen Bilderbücher ‚Schellen-Ursli‘, ‚Flurina und das Wildvöglein‘, ‚Der große Schnee‘ nicht kennen, die in Wort und Bild so viel Herzlichkeit ausstrahlen, daß man immer wieder gerne nach ihnen greift. Bild um Bild, Vers um Vers will man genießen, in sich hinein schlürfen. Ich denke an den fröhlichen Schellen-Ursli, auch an sein Schwesterchen Flurina, das im Sommer Haus und Stall im Tal verläßt, mit Vater, Mutter und Bruder hinaufzieht ins Maiensäb und hier bei Blumen, Käfern und Geißlein, in Sonne und Gletscherwind die Herrlichkeiten der Berge genießt. Welch gütige Sorge läßt Flurina dem verwaisten Wildvöglein angedeihen, dem der listige Fuchs die Mutter raubte, und das, selbst vom Habicht arg bedrängt, gerne sich dem Mädchen anvertraut? Aber was will ich alles veraten oder wiederholen? Du wirst die Verslein der Bündner Schriftstellerin Selina Chönz selbst lesen wollen.

Wer aber hat die prächtigen Bilder gemalt? – den Stall mit den guten Tieren, die Familie in der heimeligen Stube, die Lawine und berstenden Stämme, die fröhliche Schlittenfahrt durch die Lärchenwälder und den lustigen Tanz der Kinder?

Es lohnt sich, den Künstler, der nicht nur versteht, feine Bilder zu malen, sondern durch seine Gebrauchsgraphiken internationales Ansehen sich erworben hat, kennenzulernen. Ich will von ihm erzählen, doch lassen wir auch ihn gelegentlich selbst zu uns sprechen, denn an seinem 60. Geburtstag hat er die Gratulanten mit einer Lebensbeschreibung überrascht, die ein großes Erzählertalent offenbart, dessen Früchte wir ebenfalls genießen möchten.





Alois Carigiet, Truns, ‚Flurina verscheucht den Falken‘, farbige Lithographie aus dem Kinder-Bilderbuch ‚Flurina und das Wildvöglein‘, erschienen im Schweizer-Spiegel-Verlag, Zürich.

Alois Carigiet, du siehst ihn nebenan, ist 1902 in Truns, in der bündnerischen Surselva geboren, und er verlebte, zusammen mit zehn Geschwistern, die Jugend eines Bauernkindes. Als Alois etwa neun Jahre zählte, verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Chur. Der Künstler erzählt diesen Wechsel mit folgenden Worten: «Es warf mich aus dem Paradies des Bergbuben mit seinen

zahmen und wilden Tieren, den Gemsen und Ziegen, dem Fuchs und dem Wiesel, dem Wind in den Kronen der Tannen und dem Rauch in der Hütte vom Maiensäß Barkuns – hinaus aus all dem sonnigen, unbeschreiblichen Zauber einer Kindheit im Berg – und hinein in eine düstere Wohnung zu ebener Erde in einer engen Stadtgasse. Diese Gasse hatte, dem Schicksal sei es gedankt, wenigstens einen Lichtblick – sie hieß ‚Süßer Winkel‘.»

Aber auch hier wußte der Knabe allem Tun, die schönen Seiten abzugewinnen, sogar den verschiedenen unumgängli-

chen Bubenarbeiten, die er zusammen mit seinem fröhlichen Bruder Zarli, ihn kennen wir heute vom Radio her, zu verrichten hatte.

Der Vater wollte seinen Sohn Alois unbedingt einmal als Akademiker sehen, doch konnte sich der junge Student an der Kantonsschule in Chur mit den exakten Fächern nicht richtig befreunden, und so schlossen sich für ihn die Bücher für Mathematik, Arithmetik und Algebra schon nach dem dritten Jahre. Aber auch die geliebte Naturgeschichte, Geschichte und Sprachen mußte er bleiben lassen, vor allem reute ihn das Freihandzeichnen, in welchem er mächtig gegläntzt hatte.

Gerne packte Alois Carigiet nun die Gelegenheit, bei Meister Räth eine Dekorationsmalerlehre zu bestehen. Er fühlte sich bald als Künstler und zeigte dies auch äußerlich mit breitrandigem Künstlerhut und wallendem Schlips. Aus aller Halbheit wurde er wachgerüttelt, als er nicht nur das Elternhaus, sondern zugleich auch seinen Beruf verließ, um in Zürich in ein Atelier für Gebrauchsgraphik einzutreten. Seine mit trefflichen Skizzen wohlgefüllte Mappe erleichterte ihm diesen mutigen Schritt. Was ist aber Gebrauchsgraphik? Du wirst bald verstehen, wenn ich dir die leuchtenden und bezaubernden Plakate mit dem Roco-Vogel, dem Trunser-Schäfli, dem PKZ-Güggel in Erinnerung rufe. Carigiets Erfolge waren großartig; die Aufträge häuften sich; ja, er konnte sogar bald in einem eigenen Atelier sechs Mitarbeiter beschäftigen. Seine Phantasie und sein Erfindergeist glichen einem sprudelnden

Quell. Trotz alledem war er jedoch nicht froh, denn seine Auftraggeber zwangen ihn immer wieder, Werke zu schaffen, wie das Publikum sie begehrte.

Welcher Graphiker hätte sich nicht die Finger geleckert, die vielfältigen Aufträge zu erledigen, wie sie Alois Carigiet zufließen? Dekorationen für festliche Anlässe lösten die Werbeplakate ab, ihnen folgten geschickt gestaltete Ausstellungsstände, die wiederum Aufträge zu Bühnenbildern für Kabarett und Theater auslösten. Carigiet hier – Carigiet dort, stets in Eile, begehrt und unentbehrlich.

Aber der Maler fühlte in sich ein eigenartiges Sehnen, den Weg zu sich selbst zu finden. Ein innerer Drang versuchte, die Fesseln der angewandten Kunst zu sprengen. Kraft zur Entscheidung mag er auf den Studienreisen sich geholt haben, die ihn nach Schweden und Lappland führten. Suchend, betrachtend und zeichnend durchwanderte er später Südfrankreich, Spanien und Nordafrika. Wiederum zu Hause angelangt, fielen ihm ehrenvolle Aufträge für die Schweizerische Landesausstellung 1939 zu. Durch diese äußeren Erfolge ließ er sich aber nicht täuschen, viel weniger noch konnten sie seinen Drang zähmen, der freien Graphik und Malerei zu leben.

Nach den Strapazen, welche die Landesausstellung brachte, gönnte Carigiet sich einige Ferientage im geliebten Truns und eine Tour nach dem benachbarten Obersaxen. Die Landschaft faszinierte ihn augenblicklich.

«Da war rechter Hand am Wege der kleine Birkenhügel, dessen weiße Stäm-



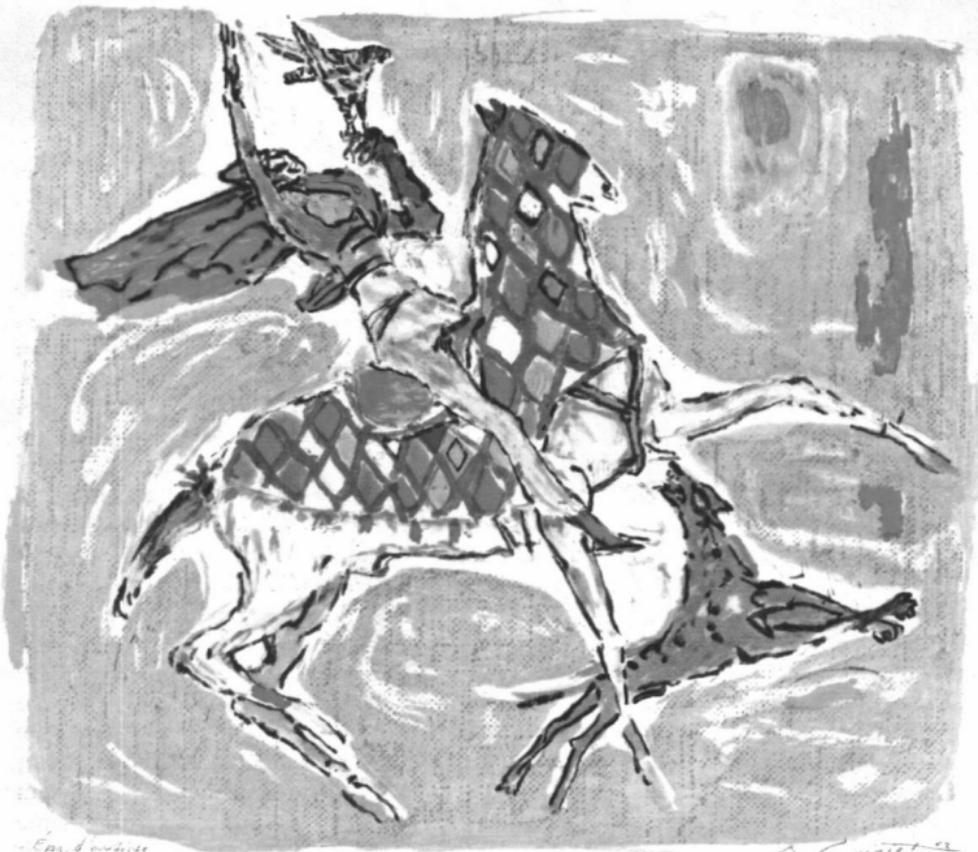
**Alois Carigiet, Truns: Auerhahn,
Ölgemälde, im Besitze des Künstlers.**



**Alois Carigiet,
Truns: Harlekin
beim Diavolospiel,
Ölgemälde im
Besitze des
Künstlers.**



**Alois Carigiet, Truns: Dreikönigstag,
Ölgemälde, Privatbesitz, Zürich.**



Epa. & Co. Zürich

A. Carigiet

Alois Carigiet, Truns: Berittener Falkner.
Nach einer Originallithographie, verlegt bei
l'Oeuvre gravée, Zürich.

me mir von weitem winkten. Da war die Quelle, die den ausgehöhlten Baumstamm füllte. Da war das Mädchen mit dem Wasserkessel, dessen feuerrotes Kopftuch sich im Quelltrog spiegelte. Da war am Dachreiter der Kapelle der Grauspecht, der am Türmchen auf und nieder turnte und auffliegend in seinem Flügelschlag den Klang der Mittagsglocke entführte. Da war vor allem die goldene Krone der noch verschneiten und im Glanze der Maisonnette erstrahlenden Tödikette – und da war die unendliche Weite des Himmels. – Das war Platenga.»

Ganz plötzlich faßte der Künstler den Entschluß, unbegreiflich für Freunde und alle, die ihn kannten, Atelier und Stadtwohnung zu verlassen und hier sein Leben von Grund auf neu zu gestalten. Wohl konnte er nicht von einem Tag auf den andern sein hohes Ziel erzwingen, doch der ihm eigene zähe Wille und eine unendliche Geduld, vor allem aber der Einfluß der ihn umgebenden, unverfälschten Natur ließen seine Fähigkeiten schneller sich entfalten, als er zu ahnen gewagt hatte. Fast täglich finden wir ihn draußen im Tobel, auf der Anhöhe, am Waldsaum oder am Bach, mit Feldstecher und Skizzierheft; hier belauscht er den Fuchs, dort das Schneehuhn, frühmorgens den Auerhahn, später Elster und Eichelhäher, und, wenn das Glück ihm besonders hold ist, den Steinadler.

Es entstehen herrlich durchsonnte und leuchtende Bilder auf Platenga, die das Leben der einfachen Menschen und ihrer stummen Gefährten zur sommerlichen Erntezeit, in der Härte des Win-

ters oder in Volksbräuchen zeigen. All die Farben der Bergwelt, die wir so sehr lieben, weiß er vortrefflich in seinen Gemälden einzufangen. Bald aber bewegen unsern Künstler andere Motive: sportliche Reiter im Kurort und Skifahrer auf ihren Fahrten, Schauspieler aus der Stadt und Harlekin vom Zirkus. Eines Tages trägt er seine Bilder auf dem Räf zu Tal und verschickt sie zu einer Ausstellung in eine Stadt. Der Erfolg ist groß – sein Malerherz frohlockt. Er zieht selbst wieder zu kürzern oder längern Aufhalten in die Stadt, in ein Landhaus oder an den Rhein und malt geistvolle Wandbilder, die allesamt ein wenig den Hauch der bündnerischen Heimat in sich tragen. Nun wohnt er wieder in Truns, hoch oben im Vorderrheintal, in der Welt seiner Kindheit, im sonnigen Haus seiner Mutter in Flutginas, nicht ruhend, sondern die Welt weiterhin mit neuen Bildern erfreuend.

Beginnen wir unsere Wanderung durch die Bildergalerie mit dem ‚Auerhahn‘. Wie oft wohl hat unser Künstler die Tiere belauscht, beobachtet und in allen Stellungen und Farben mit dem Stift in Skizzen festgehalten, um dann im Atelier, hier entstanden ja alle seine vollendeten Bilder, sie in ihrer Einfachheit oder Pracht, Bescheidenheit oder Majestät zu malen! Fassen wir den im Morgenrauen balzenden Auerhahn, dessen Federkleid all die lichten und prächtigen Farben des aufsteigenden Tages widerspiegelt, als ein Symbol der Naturverbundenheit unseres Malers auf. Der ‚Harlekin beim Diavolspiel‘ entführt uns in eine ganz andere Welt, in

**Alois Carigiet,
Truns, Wandbild im
Großratssaal
in Chur.**



die Welt des Tricks, der Zauberei, des vergänglichen Farbenspiels und der zeitgebundenen Kunst. Der Harlekin lebt vom und mit dem Applaus des Publikums, das er mitreißt in seinem jugendlichen Ungestüm, seinen Tänzen, Späßen, Sprüngen und Capriolen. Wie oft aber hören wir vom alternden Spaßmacher, der unverstanden bleibt und einsam wird, äußerlich und in der Seele? Ich glaube, ihn haben wir vor uns, in seinem roten mit weißen Tupfen und gelbem Streifen verzierten Kostüm, in

bemessenen Bewegungen dem Diavolo-spiel hingegeben.

Wir vermuten, daß der ‚Dreikönigstag‘ euch den bleibendsten Eindruck hinterläßt. Durch die kalte Schneelandschaft eilen Buben, jeder in Würde einen der heiligen Könige mimend, mit ihrem Stern, von Gehöft zu Gehöft, um von den drei Gabenbringern zu singen.

Ein einzigartig ausdrucksstarkes Bild hat Carigiet mit der Graphik ‚Berittener Falkner‘ geschaffen. Stolz reitet der hochaufgerichtete Falkner auf federnd



galoppierendem Pferd, in flatterndem Mantel, mit hochgehobenem Falken, an uns vorüber, als ob er alles, auch den Himmel gewinnen möchte. Sinnen und Wollen des stolzen Reiters übertragen sich nicht nur auf sein Pferd, sondern ebenso spürbar auf den treuen Hund, der gespannt wie eine Bogensehne seines Einsatzes harrt.

Mit dem ‚Wandbild im Großratssaal Chur‘ wurde Alois Carigiet ein ehrenvoller Auftrag seiner Heimat zuteil, den er meisterlich gelöst hat. Den Bildin-

halt, Graubündens Geschichte, Handel und Bauerntum, verteilt unser Meister auf drei in sich geschlossene Bilder. In der Mitte des Bildes wacht der Hirte, der seine Herde und die Lieben vor den Gefahren des reißenden Wolfes und des Bären schützt, während seine Nachbarn, von der Feldarbeit heimkehrend, in Korb und Karren die Früchte ihrer Hände Fleiß einbringen. Der linke Bildteil hält den mittelalterlichen Handel über Bündens Pässe fest. Das Saumtier trägt die köstliche Last,



Alois Carigiet, Truns: ‚Tineli‘, Bleistiftzeichnung, aquarelliert.

geführt und behütet vom bewaffneten Säumer, der sich bald den Handelsleuten, die bei kühlendem Trunke am Tische sitzen, beigesellen wird. Das Mittelstück zeigt uns den Tag des Zusammenschlusses der drei Bünde im Jahre 1471. Zu diesem feierlichen Akt sind die angesehenen Vertreter mit Knechten und Bannern erschienen, um den Bund zu beschwören. Links erkennen wir den Abt von Disentis vom Obern oder Grauen Bund, begleitet vom St.-Georgs-Banner. In der Mitte, den Bundesbrief zeigend, steht der Bischof von Chur, den Gotteshausbund vertretend,

der die Muttergottes im Banner trägt. Rechts schwört der Vertreter des Zehngerichtenbundes, flankiert vom Banner des wilden Mannes. Die senkrechten Blumenbänder und die Reisigen in ihren bunten Wämsern geben dem wichtigen Tag die äußere Pracht.

Im Porträtstück ‚Tineli‘ hat der Vater seine sinnende Tochter, der lächelnder Schalk um Mund und Nase spielt, mit dem Stift trefflich charakterisiert.

Die Farbbilder wurden uns freundlicherweise von den Herren A. Rascher und P. Condrau zur Verfügung gestellt. Sie entstammen der im Rascher-Verlag, Zürich, und Desertina-Verlag, Disentis, erscheinenden Monographie ‚Alois Carigiet‘.

Am kältesten Ort der Erde

Die Wissenschaft war lange auf der Suche nach dem kältesten Punkt der Erde. Auf dem Nordpol hat man Temperaturen um minus 40 Grad gemessen, im Südpolgebiet sogar über 60 Grad Kälte. Ähnliche winterliche Temperaturen kennen wir heute aus Alaska und aus dem Innern Grönlands. Aber der eigentliche Kältepol der Erde war in Ostsibirien in der Gegend von Werchojansk festgestellt worden.

Dieses Werchojansk, das früher nur aus einer Wetterstation und ein paar Bretterhütten bestand, war wegen seiner tiefen Temperaturen berühmt geworden. Hier, im ostsibirischen Jakutenland, das dem Nordpol nicht näher liegt als Nordschweden, hat man jeden Winter über minus 60 Grad gemessen. Im Februar 1892 verzeichnete Werchojansk 70 Grad unter Null. Die Menschen lagen wie erstarrt auf ihren Öfen und wagten sich nicht mehr ins Freie, nur ein paar Forscher gingen für wenige Minuten am Tag ihrer Tätigkeit nach, tief vermmummt.

Später stellte man fest, daß der eigentliche Kältepol nicht bei Werchojansk liegt, sondern einige Grade südlicher (63 Grad 13 Minuten und 133 Grad 23 Minuten), nämlich am Oberlauf des Janaflusses, in einer Gegend, die fast unerforscht war. Dort fanden russische Meteorologen in den Flußniederungen ein Kältetal, das alle Vorstellungen übertrifft. Man maß hier im Bezirk Ojmekon mehrmals hintereinander tiefste Temperaturen von minus 78 Grad.

Dieses unheimliche Tal liegt 500 bis 600 Meter hoch und ist von Bergen umschlossen, die 3000 Meter hoch aufragen. Kein warmer Lufthauch kann hierherdringen, kein Lebewesen verirrt sich in dieses Kälteloch, denn auch die Sibirischen meiden es. Von der Existenz des hier aufragenden Tscherkygebirges hatte man vor Jahren noch keine Ahnung, hier war auf den Landkarten lange Zeit ein weißer Fleck gewesen. Heute landen in der nächstgelegenen Stadt Jakutsk auf einem neuen Flughafen im Sommer wie Winter die Forscher, die aus dem 8000 Kilometer entfernten Moskau herkommen. Der Kältepol ist ein sogenannter Kältesee, wie man eine ringsum eingeschlossene Mulde bezeichnet, in die Kälte abfließt und sich speichert.

Hier ist das Zentrum der sibirischen Kälte, die auch wir bei entsprechender Wetter- und Windlage zu spüren bekommen, denn die mittlere Temperatur im Januar beträgt hier minus 50 Grad Celsius und mehr. Das ist erheblich kälter als am Nord- und Südpol, kälter als irgendwo sonst auf der Erde.

(Aus 'Werktätige Jugend')

Konzil – ja oder nein?

H. H. Ernst Wüest, Katechet

Es geschah im letzten Sommer. Führenden und Führer eines Bubenlagers saßen am Abend bei ihrem Kaffee um den Tisch. War es von einem Lagergeistlichen anders zu erwarten, als daß er an diesem Abend das Ereignis des Tages, die Wahl des neuen Papstes Paul VI., als Gespräch in diese Runde brachte? Obwohl unter der Führung nicht alle katholisch waren, kam das Gespräch darüber in Fluß. Max wollte wissen, ob denn der neue Papst das Konzil fortsetzen werde. Ich wies darauf hin, daß Papst Paul VI. einer der wenigen Kardinäle war, die seinen Vorgänger, Johannes XXIII., in seinem Entschluß vom 25. Januar 1959 – am Schlußtag der Gebetswoche für die Wiedervereinigung der Christen –, ein Konzil zu eröffnen, stark unterstützten. – Ist denn ein Konzil so etwas Wichtiges und für uns Protestanten überhaupt von Bedeutung? So fragte Ueli dazwischen. Für die römisch-katholische Kirche ist das Konzil sicher wichtig, denn damit will unser Glaube gefördert und

gefestigt, das christliche Leben aus dem Glauben erneuert und den modernen Lebensbedingungen angepaßt werden. Zudem soll nach dem Willen des Papstes ein Schritt vorwärts getan werden, zur Begegnung mit unsern nichtkatholischen Christen. ‚Ökumenisches‘ Konzil heißt ‚allgemeines‘ Konzil und bedeutet nicht eine Zusammenkunft aller führenden Glieder der christlichen Religionsgemeinschaften der Welt, wie dies in der Weltkirchen-Konferenz von Neu-Delhi geschah, sondern die Versammlung aller Hirten der Kirche Roms, also von ungefähr 2500 Bischöfen und Kardinälen unter dem Vorsitz des Papstes, des Bischofs von Rom. Noch nie in der Geschichte unserer Kirche konnte das Wort ‚allgemein‘ so zutreffend sein, wie gerade bei diesem 21. Konzil. Da kam erstmals der schwarze Kardinal Rugambwa mit seinen einheimischen Bischöfen aus Afrika, Kardinal Gracias aus Indien, aus China der zwar im Exil lebende Kardinal Tatsuo Doi, und selbst aus den Ländern hinter dem ‚Eisernen Vorhang‘ erschien Polens Kardinal Wyszynski. Aus Südamerika erschien sogar ein hundertjähriger Bischof. Alle Erdteile und über 40 Nationen waren somit im Vatikan vertreten. – Isabelle wandte nun ein, was denn die katholische Kirche noch zu besprechen habe, wenn ihr Glaube doch durch Dogmen und Gesetze bis in Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens hinein geregelt sei. – Sicher, erwiderte ich, hat unsere Kirche auf den frühern Konzilien in vielen Glaubensregeln (Dogmen) das Wesentliche, was wir aus der Offenbarung Jesu Christi zu glauben und zu



Papst Johannes XXIII. erteilt am Tage seiner Krönung, am 4. November 1958, von der Loggia der Peterskirche aus aller Welt seinen Segen ‚urbi et orbi‘.

leben haben, zusammengefaßt und uns darauf verpflichtet. Der Konzilspapst sagte aber bei der Eröffnung am 11. Oktober 1962, daß das jetzige Konzil nicht dazu benützt werden soll, neue Glaubensregeln aufzustellen, als vielmehr einen Schritt darin vorwärts zu tun, daß unser Glaube in der Sprache

des modernen Menschen und für die Aufgaben in der heutigen Welt für alle Menschen deutlicher und anziehender werde. Unsere Kirche soll besonders den Weg zur Einheit aller Christen und Menschen durch dieses Konzil ebnen helfen. – Dieser Grundgedanke des Konzils war dem Papst wirklich Anlaß zur Einberufung der größten Kirchenversammlung der Geschichte, und er scheute weder die Mühen der Vorbereitung, die über zwei Jahre dauerten, noch die Kosten, die sich allein für die-



sen ersten Teil des Konzils auf über 25 Millionen Franken stellen. – Hedi wollte nun wissen, was denn eigentlich die wichtigen Probleme des Konzils seien, für das so viel aufgewendet werde. – Wahrscheinlich, fuhr ich fort, habt ihr von Kommissionen gehört, die für die Vorbereitung des Konzils gegründet wurden. Diese haben denn auch die vielen tausend durch die Bischöfe eingesandten Fragen behandelt und zu Vorschlägen für die Konzilsväter ausgearbeitet. Am Konzil wurden diese Vorschläge von den Teilnehmern diskutiert und zur Endabstimmung vorbereitet. Allerdings kam an diesem ersten Teil des Konzils nur ein kleiner

Teil dieser Vorschläge zur Besprechung. Wichtige Fragen waren: die Stellung der Bischöfe neben dem Papst – ihre Vollmachten und Rechte, die sie als Nachfolger der Apostel und nicht durch den Papst allein besitzen. Das zweite Hauptziel des Konzils wurde die Erneuerung des christlichen Lebens genannt. Wenn auch unsere Kirche über 400 Millionen Gläubige umfaßt, ist diese Zahl gegenüber 2500 Millionen Bewohner unserer Erde eine geringe Zahl. Es gilt daher, die Gründe zu erwägen, warum die Ausbreitung unseres Glaubens auf Schwierigkeiten stößt, was falsch gemacht wird und wie weit die Anpassung unserer christlichen Lebens-



Aus über 40 Ländern und aus allen Erdteilen kamen die Konzilsteilnehmer mit den modernsten Mitteln der Technik nach Rom, für viele wohl das erste Mal, daß sie römischen Boden betraten.

Die beiden Beobachter der russisch-orthodoxen Kirche, die wider aller Erwarten am Konzil erschienen sind: (rechts) Erzpriester Vitaly Borovoy aus dem Patriarchat Moskaus (Leitung der Kirche Rußlands) und (links) Archimandrit (Klosteroberer) Kotliaroff von der russischen Mission in Jerusalem.





formen an andere Völker gehen darf. So können die Christen auf Neu-Guinea Brot und Wein nicht als eindruckliche Zeichen von Christi Gegenwart und als Speise des Alltags für unser Leben in Gott im Gottesdienst verstehen, denn Brot und Wein besitzen sie nicht wie wir und sehen sie daher als volksfremde, ausländische Waren an. Wenn wir noch die europäische Eigenart veratenden Gebete und gottesdienstlichen Handlungen in ihren Wirkungen auf die andersartigen Menschen Asiens, Afrikas, Südamerikas usw. bedenken, dann verstehen wir die Forderungen

Ein schwarzer Bischof, nunmehr in das Rot der Bischöfe gekleidet, strebt, begleitet von seiner Schwester, zum Hauptportal der Peterskirche. Er hat dasselbe Stimmrecht wie seine andersfarbigen Amtsbrüder.

Auf den Ehrenplätzen gegenüber den Kardinälen nehmen die Beobachter an den Hauptversammlungen des Konzils teil. Vierter von rechts in der vordersten Reihe ist der Gründer und Vorsteher des evang. Klosters in Taizé (Frankreich).

der Bischöfe und Missionare aus diesen Teilen der Erde, nämlich Anpassung unserer Glaubensform an diese völkischen Eigenarten, Sitten und Gebräuche. Nur so kann diesen Menschen das Christentum der beste Weg zum wahren Gott und Himmel werden. – Und um jetzt auf die Frage Uelis noch besonders einzugehen, ob dieses Konzil für die Nichtkatholiken von Bedeutung sei, muß ich die Tatsache erwähnen, daß erstmals in der Kirchengeschichte Vertreter aus 15 verschiedenen christlichen Religionsgemeinschaften als Beobachter eingeladen wurden. Sie konnten am Konzil, wenn auch ohne Stimme, so doch wie die Konzilsväter an allen Sitzungen und Konferenzen teilnehmen und bekamen auch alle schriftlichen Unterlagen in die Hände. Sie waren also besser gestellt als alle theologischen Berater der Bischöfe, die nur vor und nach den Sitzungen ihre Vorgesetzten beraten konnten. Wider alle Erwartung hat sogar Rußland zwei Vertreter als Beobachter entsandt. Ein bekannter Vertreter der evangelischen Kirche, Professor Dr. Cullmann aus Basel, der als Beobachter dabei war, schrieb:



«Wenn ich uns allmorgendlich unsere Plätze, die beinahe Ehrenplätze sind, gegenüber den Kardinälen einnehmen sehe, wenn der Konzilssekretär jeden Morgen nach der Messe das ‚exeant omnes‘ (alle sollen hinausgehen, die nicht hierhergehören) ausspricht und wir auf unseren Plätzen bleiben können, wundere ich mich immer wieder von neuem über die Art und Weise, mit der wir wirklich ganz in dieses Konzil hineingenommen worden sind.» Derselbe Professor wurde von Katholiken wie Evangelischen befragt, ob denn durch dieses Konzil die Christen nicht

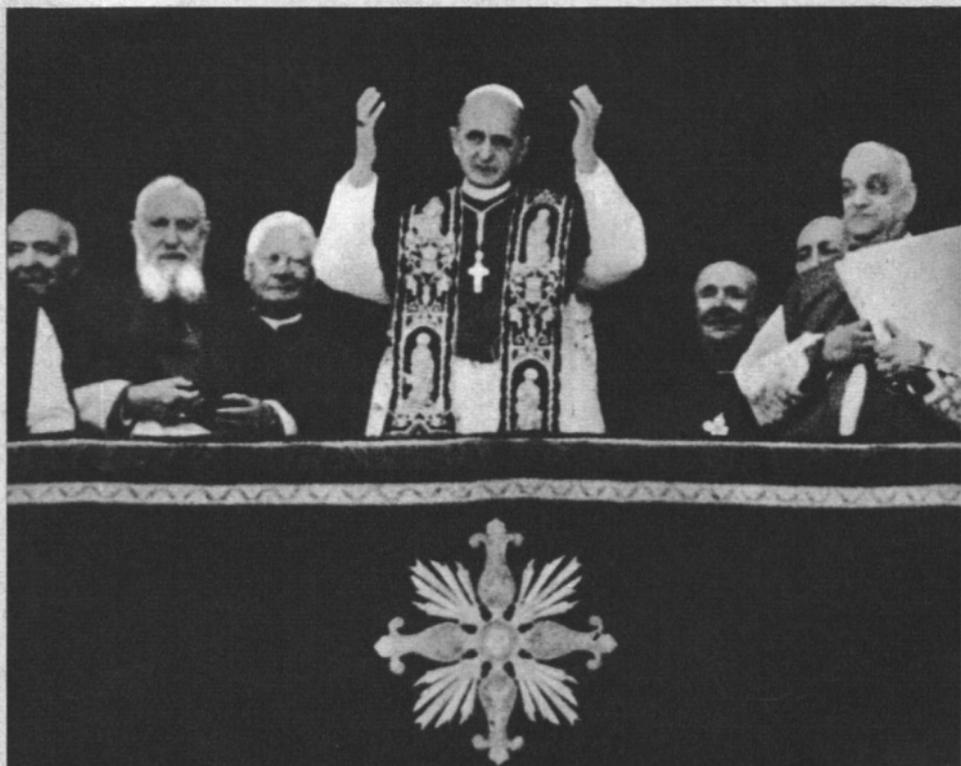
wieder zur Einheit kommen könnten? Darauf antwortete er aber, daß das Konzil zuerst die Erneuerung der katholischen Kirche bezwecke, daß er aber schon in dieser ersten Hälfte des Konzils mit Freude festgestellt habe, wie viel durch diese Konferenzen und Beratungen die Glaubensmeinungen einander nähergerückt seien, ohne daß damit die großen Schwierigkeiten der Übereinstimmung gelöst werden könnten, auch nicht in naher Zukunft. – Bis jetzt wurden vor allem Fragen der Erneuerung des Gottesdienstes behandelt – ob unter anderem in unsere jetzige

Meßfeier die Volkssprache anstelle des unverständlichen Lateins eingeführt werden soll. In der nächsten Konzils-hälfte werden noch die meisten Probleme zur Abstimmung gelangen: Seelsorgemethoden und Priesterausbildung, Einsatz der Laien in die Seelsorgsaufgabe und Mission der Kirche, Unterricht der Glaubenschüler, Umarbeitung des kirchlichen Gesetzbuches usw. – Nachdem in unserer Runde Schweigen eintrat, nahm ich das Wort wieder auf mit der Feststellung, daß unser Gespräch zustande gekommen sei, weil wir am heutigen Tag mit Millionen von Menschen aus aller Welt unsere Gedanken auf eine Stadt Europas gesammelt hätten: *Rom*. Es ist die Stadt des ersten Papstes, Petrus, die Stadt der ersten großen Bewährungsproben für das junge Christentum, die Stadt der christlichen Helden, eine heißumkämpfte Stadt der Römer und Christen, die so viel Ruhmvolles aber auch Schmachvolles erlebt hat in ihrer zweitausendjährigen Geschichte. Inmitten dieser Stadt, hinter den Mauern des kleinsten Staates der Welt, in der Vatikanstadt, hat Papst Johannes XXIII. das zweite an diesem Ort stattfindende Konzil einberufen. Am Pfingstmontag dieses Jahres ging von diesem Zentrum der katholischen Christenheit eine Welle der Trauer über die ganze Welt, ob dem leidvollen und ergreifenden Sterben dieses geliebten und großen Vaters und Hirten der Kirche Roms. – Angelo Giuseppe Roncalli, wie er mit seinem bürgerlichen Namen hieß, wurde in der kleinen Bauern-gemeinde Sotto il Monte bei Bergamo in der Lombardei 1881 geboren. Mit

neun andern Geschwistern mußte er das Brot teilen, das sein Vater als Pächter verdiente. Trotzdem durfte der begabte Giuseppe studieren und mußte jahrelang täglich vier Stunden Marsch zur Schule auf sich nehmen. 1904 wurde er Priester, dann Professor am Priesterseminar in Bergamo, während des Ersten Weltkrieges war er Feldprediger, 1925 kam er als Diplomat nach Sofia in Bulgarien und später nach Istanbul, 1944 auf den wichtigen Posten eines päpstlichen Gesandten nach Paris. Vor zehn Jahren holten ihn die Venezianer als neuen Oberhirten. 1958 aber kehrte er von Rom nicht mehr nach Venedig zurück: die Kardinäle der Weltkirche hatten ihn zum Papst erwählt. Mit den Worten: «Damit alle eins seien», opfer-te er seine letzten schmerzvollen Stunden für die Einheit der Christen und den Frieden der Menschheit seinem Vater im Himmel auf. – Ohne daß ein Papst auf die Wahl seines Nachfolgers Einfluß nehmen kann, so ist in Kardinal Giovanni Battista Montini, Erzbischof Mailands, einer seiner besten Freunde nun Papst geworden. Giovanni Battistas Vater war ein angesehener Rechtsanwalt, Politiker und Journalist seiner Heimat Brescia. – Nach seiner Priesterweihe 1920 setzte der junge Priester, der von schwächerer Gesundheit war, seine Studien fort. Der Papst berief ihn in den diplomatischen Dienst des Vatikans und zum Seelsorger aller

Die größte Kirche der Welt, der Petersdom, ist der große ‚Sitzungssaal‘ des Konzils.





Studenten Italiens. Viele Jahre war er die ‚rechte Hand‘ Papst Pius' XII. im Außenministerium der Kirche. 1952 aber drängte es ihn in die Seelsorgsarbeit, und der Papst übergab ihm die Führung der größten und schwierigsten Diözese Italiens: Mailand. Dort hat er sich trefflich auf sein höchstes Bischofsamt von Rom vorbereitet, ohne es zu ahnen. Gottes Vorsehung hat ihn zu diesem Amt berufen, um nun auch das 2. vatikanische Konzil Ende September fortzusetzen und zu Ende zu führen.

Vom Balkon der Peterskirche aus verdankt der neue Papst, Paul VI., unmittelbar nach seiner Wahl am 21. Juni 1963 die Ovationen der vieltausendköpfigen Menge, die seine Wahl auf dem Petersplatz erwarteten.

Fotos: 1-6 Bernhard Moosbrugger, Zürich

Am Luzernersee



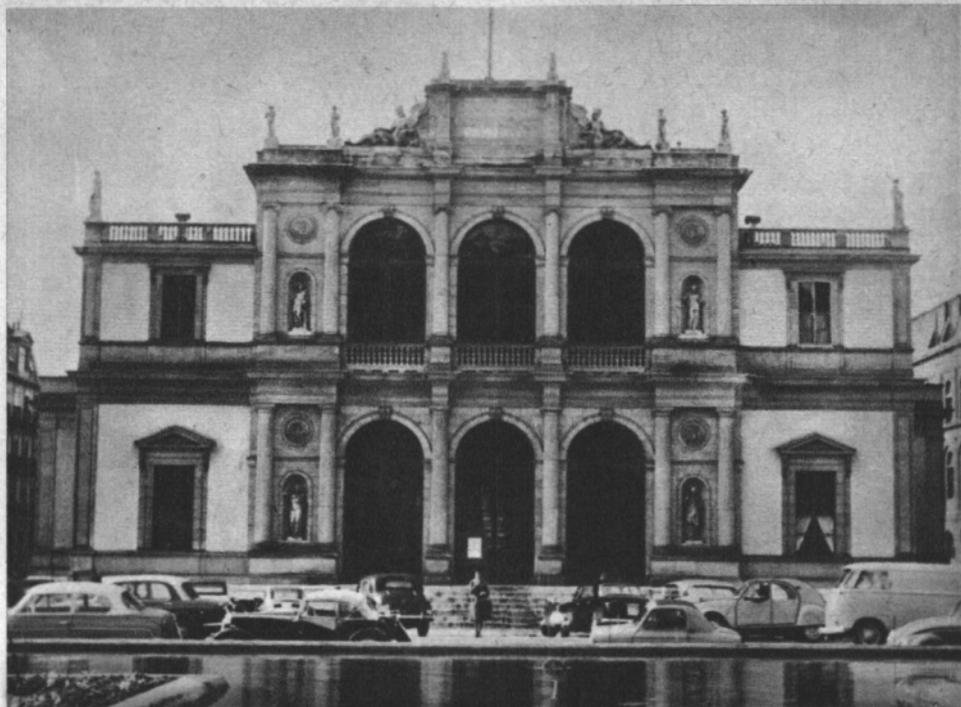
Mein Weg zur Musik

Hedy Salquin

Rauschend verklangen die wuchtigen Akkorde von Franz Liszts berühmter symphonischer Dichtung ‚Les Préludes‘ – der Mann, der sie aus dem großen, wohl hundert Mann starken Orchester heraufbeschworen hatte, verneigte sich vor dem prallgefüllten Luzerner Kunsthaussaal und nahm von einem Diener einen Lorbeerkranz entgegen. Oben auf der Galerie saß ein kleines Mädchen zwischen seinen Eltern und staunte. Träumte es wohl davon, einmal selber den Taktstock zu schwingen? Nein, damals gewiß nicht. Aber das Bild des Dirigenten hat sich ihm tief eingeprägt. Der Klang des Orchesters wurde ihm durch das Anhören vieler anderer Konzerte immer vertrauter. Es wußte genau, wo die Ersten und Zweiten Geigen, die Oboen, Hörner, Posaunen und alle anderen Instrumente zu suchen waren. Zu Hause piff sein Vater die Melodien bekannter Orchesterwerke, griff auch oft zur Geige und zur Bratsche, und das Kind begleitete ihn. Zu seinem sechsten Geburtstag

hatte es ein Klavier bekommen und durfte Stunden nehmen, aber es hatte schon viel früher alle möglichen Stücke und Lieder nach dem Gehör nachgespielt. Fünf- oder sechsmal las es das Heidi-Buch von Johanna Spyri, aber gleichzeitig entzifferte es immer und immer wieder die unzähligen Noten, die Mozart, Beethoven und Schumann komponiert hatten. Es übte aber nicht übermäßig viel, sondern ging wie alle andern Kinder zur Schule, fuhr gerne Rollschuh und spielte Völkerball . . .

Dieses Mädchen war ich, bevor meine Eltern ihren Wohnsitz von Luzern nach Genf verlegten. Da veränderte sich meine Kindheit schlagartig. Französisch wurde mir zur zweiten Sprache, und mit dem Klavierüben galt es plötzlich sehr ernst, denn ich durfte neben der Primarschule bereits das Konservatorium besuchen. Zwei bis drei Stunden täglich, später dann vier, mußte ich üben, und nach einigen Jahren Gymnasium wurde entschieden, alle verfügbare Zeit der Musik zu widmen. Durch einen seltenen Glücksfall war der unvergleichliche Virtuose Dinu Lipatti, der leider so früh sterben mußte, als Lehrer an das Genfer Konservatorium berufen worden. Gerne saßen wir Schüler da sechs und acht Stunden am Flügel, um alle die Meisterwerke von Bach, Chopin und Liszt einzuüben, die für das Konzertdiplom verlangt wurden. Daneben schwitzte man über Harmonie- und Kontrapunktaufgaben, das Komponieren wollte auch erlernt sein, abends wurde mit Kollegen Kammermusik gespielt, kurz, von früh bis spät wurde musiziert. Eines Tages er-



krankte der Musikkritiker einer Genfer Tageszeitung. Die Redaktion schickte mir zwei Freibillette für ein Orchesterkonzert. Abends um halb elf Uhr war es zu Ende, und um Mitternacht mußte die Zeitung meinen Artikel haben. Offenbar klappte es, denn bald erhielt ich den Kritikerposten hauptamtlich. So saß ich drei- bis viermal pro Woche in allen möglichen Konzerten, hörte Wilhelm Backhaus sämtliche Beethoven-Sonaten spielen, mußte aber auch über schlechte Sänger, falsch intonierende Geiger und sogar über eine Blechmusik schreiben. Die wichtigsten Ereignisse waren aber die Abonne-

Das Konservatorium in Genf, wo der unvergeßliche Virtuose Dinu Lipatti wirkte und die jugendliche Hedy Salquin in die Kunst des Klavierspiels eingeführt wurde.

mentskonzerte des Orchestre de la Suisse Romande. Oft dirigierte dessen Leiter und Gründer, Ernest Ansermet, oft auch kamen Gastdirigenten, wie Furtwängler, Karajan und andere. Wie sollte ich es da wagen, über diese großen Künstler etwas zu schreiben, ohne mich in der Technik des Dirigierens überhaupt auszukennen? So kam es, daß ich einen Dirigentenkurs besuchte und bald selber zum erstenmal vor einem Orche-



ster stand. Mein Hauptziel aber war damals nach wie vor, Pianistin zu werden, und als ich das Konzertdiplom in der Tasche hatte, schickte mich Dinu Lipatti nach Paris. Dort sollte ich weiterstudieren, ging auf Zimmersuche und fand nach verzweifelten Bemühungen ein Zimmer, in dem erstens kein Klavier stand und zweitens keines hineingestellt werden durfte. Bevor ich dieses instrumentenlose Logis aufsuchte, hatte ich mich noch schnell am Pariser Konservatorium für den Dirigentenkurs ein-

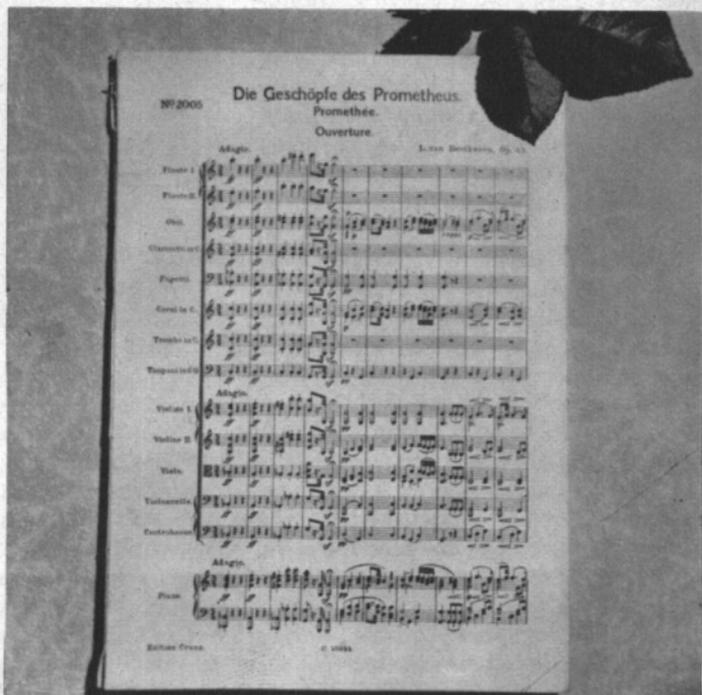
Die Pianistin am Flügel, bei einem Konzertabend in Braunwald.

geschrieben. Dies war noch nie dagewesen, und zuerst wurde in einem Register nachgeschlagen, ob sich eine Frau überhaupt in einen solchen Kurs einschreiben dürfe! Es stand nichts dagegen, und so saß ich einige Tage später inmitten vierzig mich auslachender junger Herren im Konzertsaal und ließ die beiden verzwickten Aufnahmeprü-

fungen über mich ergehen. Ohne große Hoffnung . . . Bis es hieß, ich habe als erste Frau die Prüfung bestanden. Und drei Jahre später stürmten die Reporter und Photographen mein Zimmer (mit Klavier, denn inzwischen war ich dreimal umgezogen), um die erste weibliche Studentin zu sehen, die das Dirigentenstudium mit dem ersten Preis abgeschlossen hatte. Mir war das alles neu, aufregend und vielversprechend. Aber das erste Engagement ließ auf sich warten. Zuerst mußte ich mein Dirigentenhandwerk beweisen. Als Pianistin konnte ich mich überall an einen Flügel setzen und vorspielen, als Dirigen-

tin aber hatte ich kein eigenes Orchester. Da gab mir meine zweite Vaterstadt, Genf, die erste große Chance: in einem öffentlichen Radiokonzert stand ich vor dem gleichen Orchestre de la Suisse Romande, das ich als Zuhörerin so oft bewundert hatte. Die Werke von Schubert, Brahms und Ravel hatte ich aus den Partituren gründlich studiert und auswendig gelernt, die Schlagtechnik vor dem Spiegel geübt, die Einsätze der verschiedenen Instrumente trainiert. Aber noch erklang alles nur in meinem Kopf, an meinem inneren Ohr – und das ist immer so, bevor ein Dirigent die erste Probe mit dem Orchester hat.

Eine Partiturseite.
Da findet die
Dirigentin alle
Instrumente und
sämtliche Melodien
und Akkorde des
Musikwerkes ver-
zeichnet. Vergleiche
die notierten
Instrumente mit den
Abbildungen
im letztjährigen
Kalender!



Dann aber sind die ersten fünf Minuten entscheidend. Manchmal stellten mich die erfahrenen Orchestermusiker hart auf die Probe, indem sie extra falsch spielten. Später aber hörte dies auf. Ich korrigierte jeweils die Fehler, dachte nur an die Musik und wurde kaum je wieder geplatzt. Es geht ja beim Dirigieren gar nicht nur um das ‚Befehlen‘. In den Proben muß man ein Orchester erziehen, und im Konzert muß man es führen und durch exakte Zeichengebung zusammenhalten. Die geistige Haltung des Dirigenten und sein musikalisches Feuer entfachen aber erst die Glut, die den Künstlern im Orchester die Lust gibt, möglichst schön zu spielen. Jedes Orchester reagiert wieder anders. Das habe ich in London, Wien, Amsterdam, Bonn und Köln, hoch oben in Norwegen, in Dänemark und in allen größeren Städten der Schweiz seither erfahren. Wenn in einer Hauptprobe nicht alles geklappt hat, sehe ich schwarz und finde, Dirigieren sei der schwierigste Beruf der Welt. Dann aber, einige Stunden vor dem Konzert, überflutet mich jedesmal ein großes, unbeschreibliches Freuen. Nochmals lasse ich im Geiste die Partituren an mein inneres Ohr klingen, bevor der erste Konzertbesucher seinen Platz im Saal sucht. Still versunken sitze ich im Künstlerzimmer, denke an alle, die vor mir im gleichen Raume das Lampenfieber bekämpften, bis der Saaldiener anklopft und meldet: «Es ist soweit.» Dann denke ich nur noch an meine Aufgabe, schlage den Auftakt und tauche ein in eine andere Welt, bezaubert durch Oberons Hornklang oder tief er-



griffen von der Einleitung zu Beethovens dritter Leonoren-Ouvertüre. Und am Schluß, wenn der letzte Akkord verklungen ist, im leisen ‚pizzicato‘ oder im strahlenden ‚forte‘, möchte ich nochmals von vorne beginnen.

Zwischen den Konzerten liegen wieder lange Tage und Wochen zu Hause, in denen ich neue Werke einstudieren muß. Täglich übe ich auch mehrere Stunden Klavier, weil ich auch viele Engagements als Pianistin habe. Ge-



dächtnis und Finger dürfen nie einrosten – das Training eines Musikers dauert ein ganzes Leben lang. Die Zeit ist kostbar, auf manches muß verzichtet werden, aber das Glück, den Mitmenschen die Meisterwerke der Tonkunst näherbringen zu dürfen, überwiegt alle Mühen, und bei meinem Mann und meinen Kindern finde ich in den Freuden eines harmonischen Familienlebens den Ausgleich zur anstrengenden Karriere.

Eine Aufführung gelingt nur dann vollkommen, wenn sich die Dirigentin ganz der Musik hingeben kann. Ein Konzert in London.

Fotos: Inter-Presse, Fred Barbier, Franz Meyer, Camera Press, Klaus Hennch.



Nach eingehendem Studium der Partitur und exakten Proben dirigiert die Orchesterleiterin das Musikwerk auswendig. Die Aufnahme zeigt ein Konzert des Tonhalleorchesters Zürich.



**Die Künstlerin ist wieder zu Hause
bei ihrem Töchterchen Hedwig.**

Das Schifflin (Ludwig Uhland)

Ein Schifflin ziehet leise
den Strom hin sein Geleise;
es schweigen, die drin wandern,
denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet:
das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe

und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihm gar die Rede;
jetzt stimmt es mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen,
das Schiff hinunterflieget
von Melodie gewieget!

Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande:
«Wann treffen wir uns, Brüder,
auf *einem* Schifflin wieder?»

Der junge Mozart

Josef Baumeler

Wolfgang Amadeus Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg, der heute berühmten österreichischen Festspielstadt, geboren. Sein Vater Leopold war als Komponist und Kapellmeister am Hofe des Fürsterzbischofs tätig. Schon in frühester Jugend zeigte sich die außerordentliche musikalische Begabung des Knaben. Er durfte bald – wie schon vorher seine ältere Schwester Nannerl – beim Vater Klavierunterricht nehmen und wurde so in die ersten Geheimnisse der Musik eingeführt. Für seine beiden Kinder schrieb der Vater in ein Übungsheft eigene Kompositionen. Er führte gewissenhaft Buch über die Fortschritte Wolfersls. Eine Eintragung lautet: «Dieses Allegro hat Wolfgang erl in vierten Jahr gelernt.» Bald versuchte Wolfgang selber, kleine Musikstücke zu schreiben.

Ob er eine Schule besuchen konnte, wissen wir nicht. Sehr wahrscheinlich unterrichtete ihn der vielseitige Vater auch in den eigentlichen Schulfächern. Im Kreise der Familie, die Mutter An-

na Maria war eine bescheidene, herzengute Frau, verlebte der Knabe eine glückliche Jugendzeit.

Begabung und unermüdetes Arbeiten führten zu großartigen Erfolgen. Wolfgang hatte inzwischen auch das Violinspiel erlernt. Er durfte oft mit seiner Schwester vor geladenen Gästen musizieren. Der Vater erkannte die ans Wunderbare grenzenden Fähigkeiten Wolfersls und ließ seine Kinder bald in fremden Städten und Ländern auftreten. Er war ihnen ein zuverlässiger Betreuer auf den ausgedehnten Reisen, die sie jedesmal über Monate hinweg von der Heimat fernhielten. In der Pferdekutsche ging es nach München, Wien, Paris, London, Mailand und Rom, um nur die wichtigsten Aufenthaltsorte zu nennen. Hier durften die Kinder in den Palästen der Fürsten und Könige auftreten und fanden überall begeisterte Aufnahme. Wie begehrt die jungen Musiker waren, erfahren wir aus einem Bericht des Vaters, worin es heißt: «Die Herrschaften bestellen uns schon vier, fünf, sechs bis acht Tage voraus, um nicht zu spät zu kommen.»

Besonderes Lob erntete Wolfgang, wenn er während eines Konzertes schwierige Stücke vom Blatt spielte, oder wenn er auf dem Klavier improvisierte, das heißt ohne Vorbereitung selbsterfundene Stücke vortrug.

In Rom versäumte der junge Mozart nicht, die feierlichen Karwochen- und Ostergottesdienste in der Peterskirche mitzuerleben. In der Sixtinischen Kapelle, wo jeweils die Wahl des neuen Papstes durch die versammelten Kardinäle stattfindet, hörte er das neunstim-

mige ‚Miserere‘ von G. Allegri. Es war den päpstlichen Sängern verboten, dessen Noten abzuschreiben und weiterzugeben. Nach einmaligem Anhören schrieb der damals vierzehnjährige Mozart das Chorwerk aus dem Gedächtnis auf. Diese großartige Leistung erregte überall, wo man davon erfuhr, Aufsehen und Bewunderung.

Während der Zeit seines Aufenthaltes in fremden Städten, besonders aber während der kurzen Zwischenaufenthalte in der Heimat, schuf Wolfgang immer neue Kompositionen: Lieder, Werke für einzelne Instrumente, für Chor und Orchester. Begegnungen mit berühmten Komponisten jener Zeit, Georg Friedrich Händel und Johann Christian Bach in London, Joseph Haydn in Wien und Padre Martini in Bologna, gaben ihm wertvolle Anregungen für das eigene Schaffen.

Wolfgangs Ruhm wuchs ins Ungeahnte. Er wurde mit Kompositionsaufträgen überhäuft und erlangte besonders mit seinen Opern (das sind Theaterstücke, deren Text gesungen wird) große Erfolge.

Aber: Undank ist der Welt Lohn. Auch der vielumjubelte Wolfgang Amadeus Mozart mußte das in späteren Jahren erfahren. Viele seiner einstigen Freunde und Verehrer kümmerten sich nicht um ihn, als er erkrankte. Erst 36jährig, wurde er vom Schöpfer, der ihn mit so reichen Gaben ausgestattet hatte, zu sich gerufen. – Mozarts Musik aber ist noch heute in uns allen lebendig und bleibt für immer ein Quell reiner Freude.



Vater Mozart, die Bratsche spielend, musiziert mit seinem siebenjährigen Sohn Wolfgang Amadeus und der elfjährigen Tochter Marianne an einem Konzert in Paris im Jahre 1763. Wolferl, so wurde Mozart in seiner Jugend genannt, spielt das Cembalo und Nannerl, seine Schwester, singt. Beachte neben der innigen Hingabe der drei an die Musik auch die höchst gediegenen Rokokogewänder. Kupferstich von J. B. Delafosse (Stiftung Mozarteum, Salzburg).

Landesausstellung 1964

Das Jahr 1964 wird wiederum das Jahr unserer Heimat sein. Lausanne möchte das Schweizervolk festlich empfangen und ihm die Visitenstube zwischen dem blauen Genfersee und den warmen Rebhängen weit öffnen.

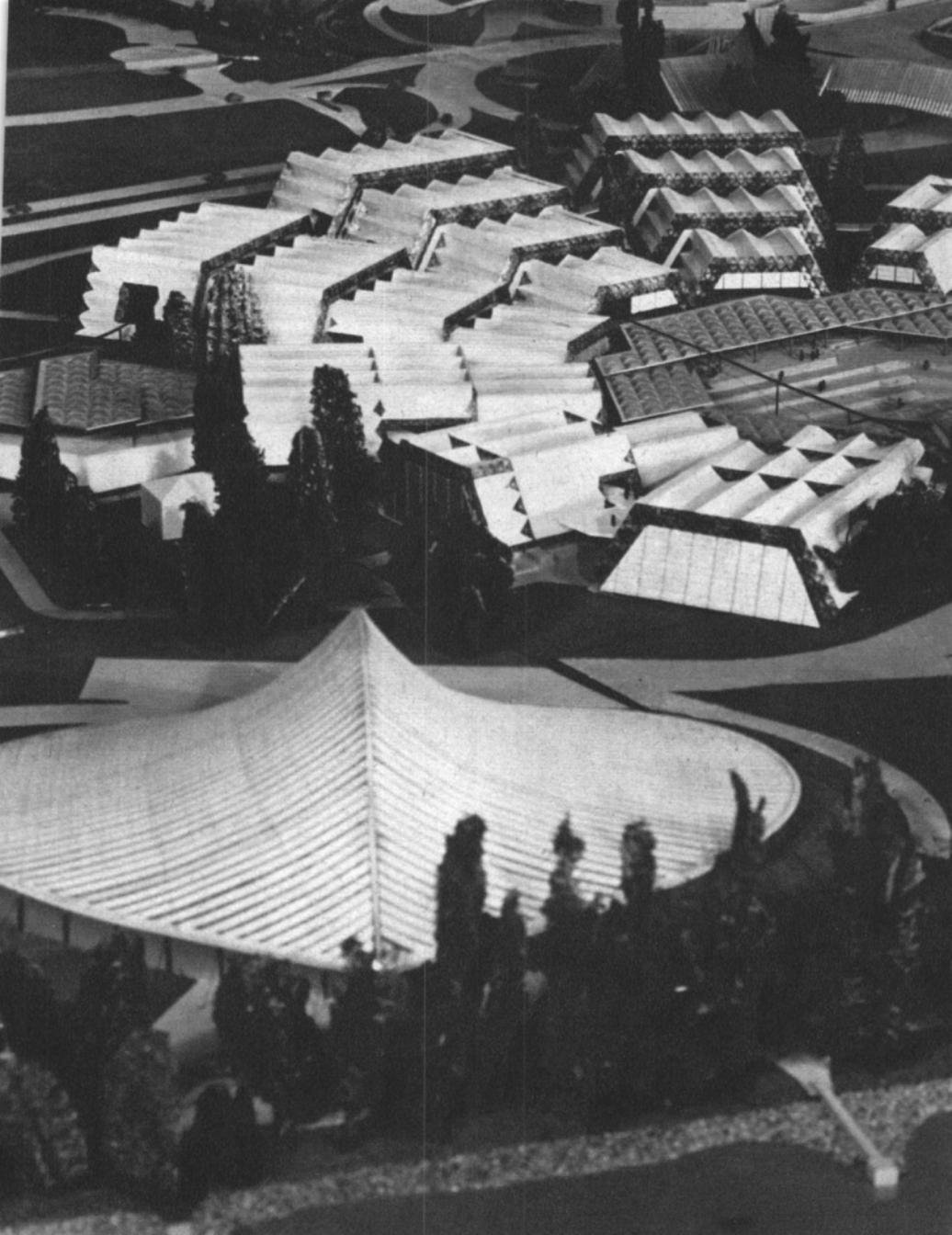
Da die Schweiz von jeher Treffpunkt der Nationen war, werden auch Millionen ausländischer Besucher erwartet. Die Ausstellung wird aber nicht nur den Erwachsenen die Tore öffnen, welche die Früchte ihrer Forschungen, des Fortschrittwillens und der Hände Fleiß betrachten mögen. Nein – ebenso herzlich ist die Jugend eingeladen, die vielen und großen Werke zu bestaunen, unser vielfältiges Streben zu erkennen und gleichzeitig sich anregen zu lassen und neue Ziele zu finden. Ein spezieller Sektor, das ‚Tal der Jugend‘, wird der besondere Anziehungspunkt der Jungen sein. Die Jugend wird ja das Erbe unserer Vorfahren: Vaterlandsliebe, Zukunftsglaube, Fleiß und Präzision übernehmen und in die Zukunft weitergeben.

Seit Jahren schon bereitet sich Lausanne auf die festlichen Wochen zwischen dem 30. April und 25. Oktober 1964 vor. Auf einem Gelände von 550 000 Quadratmeter soll man von der Schweiz mehr zu sehen bekommen und vernehmen können als auf wochenlangen Reisen durch unser Land. Um dies möglich zu machen, mußten das Gelände am See erweitert und die Uferausbuchtungen verändert werden. Rund 750 000 Kubikmeter Erde, das sind mehr als 100 000 gefüllte Lastwagen, schüttete man in den See und gewann so zusätzliches Ausstellungsterrain. Wer vom See her, auf besonderen Expo-Schnellbooten, die Ausstellung erreichen will, fährt in einen künstlichen Hafen ein. Aber alles soll prächtig aussehen, und so pflanzte man 9000 neue Bäume.

Die Ausstellung wird ein besonderes Gesicht tragen, geformt durch moderne Architekturen, kühne Bauten, neue Bauelemente und höchst interessante Baustoffe.

Die ‚Expo‘, so nennen die Welschen die Landesausstellung, die Deutschschweizer fanden für die frühere das Wort ‚Landi‘ treffend, erwartet etwa 15 Millionen Besucher. Wie viele werden auf der neuen Autobahn Genf–Lausanne anrollen und über den Straßenkreisel ‚La Maladière‘ direkt in die Ausstellung fahren? Wie viele Besucher aus Italien werden den Straßentunnel durch den

Welch interessante Baukörper zeigt der Sektor ‚Industrie und Gewerbe‘! Im Vordergrund erhebt sich die 3700 Personen Platz bietende Festhalle, deren gewaltiger Mittelbogen auf nur zwei Stützpunkten ruht.



Großen Sankt Bernhard benutzen? Autobahn und Straßentunnel müssen auf die Ausstellungseröffnung hin bereit sein, damit alle rasch an den Léman fahren können. Die Flughäfen Genf-Cointrin und Kloten werden sich rüsten, um den in schnellen Silbervögeln anschwabenden Gästen die Reise nach Lausanne zu erleichtern. Alle Straßen müssen bereit sein, und die Verantwortlichen der Bundesbahnen planen sorg-

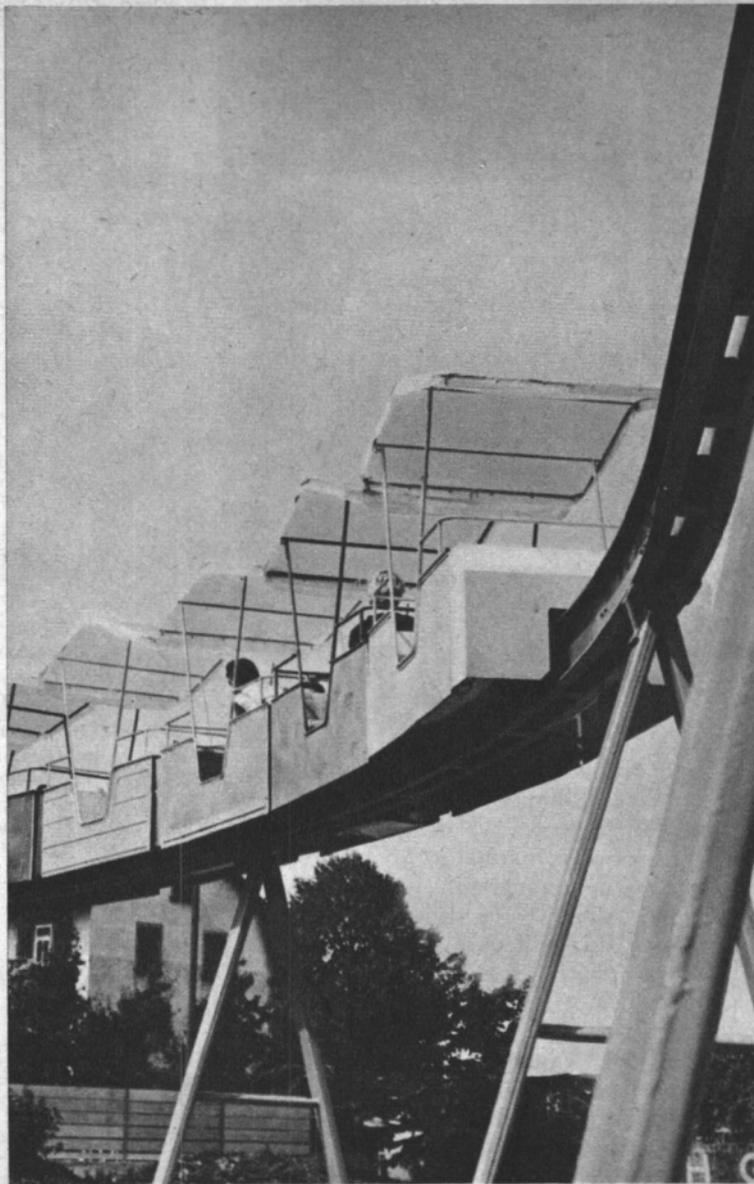
fältig, damit alle, die aus dem Jura, der Ost- und Zentralschweiz, vom Bündnerland und dem Bernbiet kommen, schnell und sicher zur Stätte der festlichen Freude gelangen.

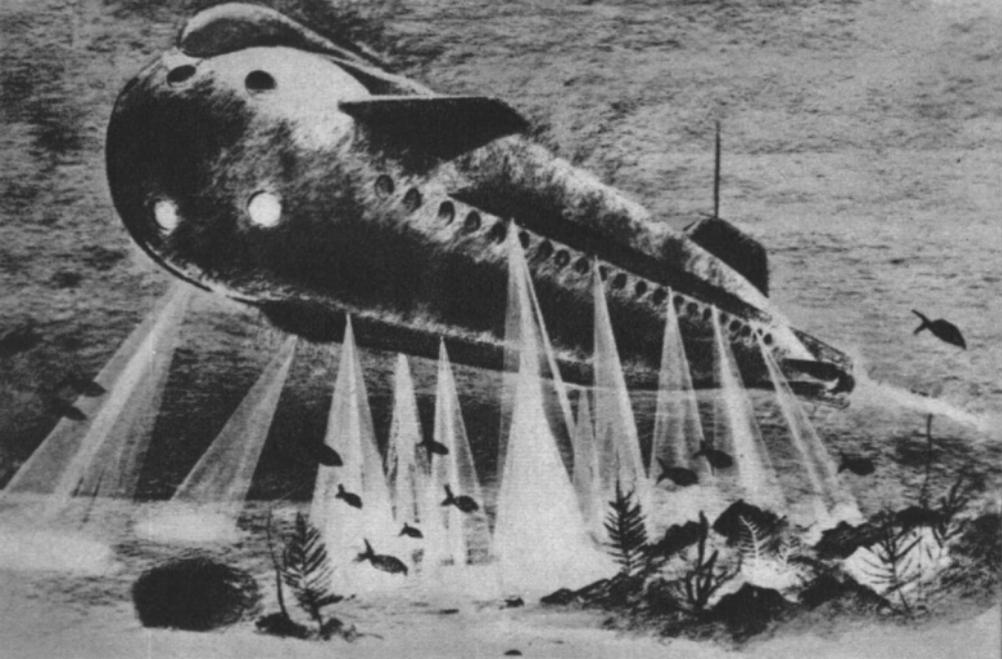
Es wäre müßig, nun all das Wissenswerte, Schöne, die technischen Errungenschaften und Werke der Präzision aufzuzählen. Du wirst großen Genuß im Betrachten finden. Damit man nicht allzu müde wird bei den Rundgängen



Wer von Ouchy her auf den Expo-Schnellbooten die Ausstellung erreicht, fährt in den künstlichen Hafen ein, wo bunte, flutternde Segel die Restaurants und Vergnügungstätten überdachen. Wir sind im Sektor 'Touristische Schweiz'.

Die 'Monorail' trägt hier einige Passagiere lautlos an uns vorbei. Diese Einschienenbahnen bringen stündlich 5000 Expo-Besucher ins Zentrum der Ausstellung und ermöglichen ihnen, auf der Fahrt die verschiedensten Sektoren und Gartenanlagen zu besichtigen.





durch die verschiedenen Sektoren: ‚Weg der Schweiz‘, ‚L'Art et vivre‘, ‚Verkehr‘, ‚Industrie und Gewerbe‘, ‚Feld und Wald‘, ‚Waren und Werte‘, ‚Die wehrhafte Schweiz‘, wird man wohl einmal das ‚Telekanapee‘ besteigen, welches 15 000 Personen pro Stunde befördern kann, oder sich von der ‚Monorail‘, der Einschienen-Hochbahn, lautlos über Wiesen und Teiche, durch Parks und Ausstellungshallen tragen lassen. Manch einer wird im Lift zur Spitze des 75 Meter hohen Aussichtsturmes fahren, um von oben in die Ausstellung zu gucken oder das weite Rund der herrlichen Genferseegegend zu genießen. Wer wird wohl mit dem U-Boot in die Tiefen des Genfersees tauchen?

Treffen wir uns an der ‚Expo 1964‘.

Das Passagier-U-Boot ‚(Mesoscaph)‘ führt 40 Passagiere in einer 35minütigen Fahrt durch die Tiefen des Genfersees. Durch 9 Zentimeter dicke Plexiglas-Bullaugen vermögen die ‚Tiefseeforscher‘ die von 60 Scheinwerfern beleuchteten Wunder des Sees zu entdecken.

Kennst du die schweizerischen Landschaften?

Zu Seite 47.

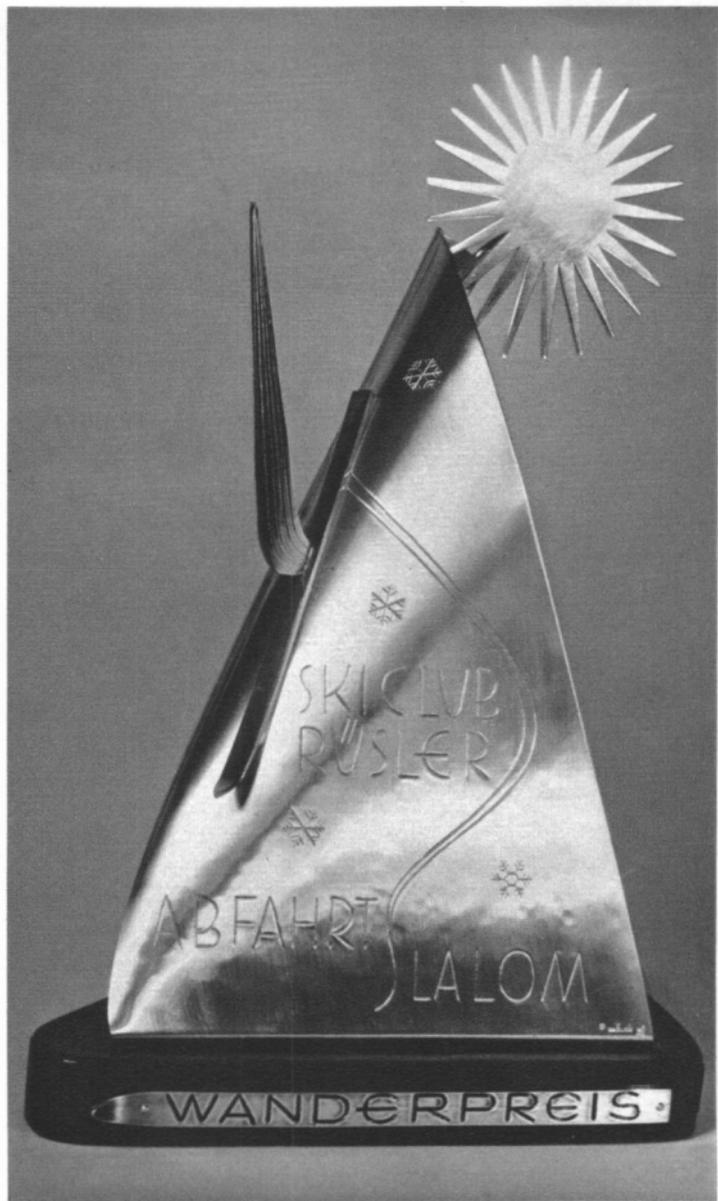
Bei genauer Betrachtung wirst du vieles ausfindig machen können. Vergleiche deine Ergebnisse mit den Angaben auf Seite 106.

Fotos: Swissair-Foto, Fotoglob-Wehrli AG





**Meinrad Burch,
Zürich: Reliquiar
des heiligen
Wendelin, Schutz-
patron der Hirten.
Silber.**



**Willi Buck,
Wil SG:
Slalom-
Wanderpreis.**



**Gottlieb Ulmi, Emmenbrücke: Brunnen
beim Schulhaus Rotfenberg.**

seiner Jugend – er wurde 1897 zu Giswil geboren und verbrachte dort die ersten Jahre – empfand er wohlmeinende Korrekturen an seinen Zeichnungen als unangebrachte Eingriffe in seine persönliche Meinung. In der Volksschulzeit schon ließ er sich in Abendstunden an der Kunstgewerbeschule Luzern in die Zeichenkunst einführen. Kaum daß er seine danach angetretene Goldschmiedelehre absolviert hatte, begab er sich zur weitem Ausbildung nach England, ja er wagte sogar den Sprung in die Neue Welt und hielt sich einige Jahre in Amerika auf.

Der Goldschmied ist ganz Künstler geworden, der es versteht, toten Formen Leben zu verleihen. Losgelöst von der Natur ist der ‚Reliquienbehälter St. Wendelin‘. Schutzpatron der Hirten und Hüter ihres Viehs ist der Heilige. Der Goldschmied hat den Körper Wendelins aus einem Rohr geschaffen. Es ist die Grundform des Behälters, reicht bis unter den Kopf des Heiligen hinauf und bildet unverändert selbst den Hals. Weithin sichtbar ist die Reliquienkapsel angebracht. Nicht eine Statue vortäuschen will das Werk, nein, offen zeigen will es, daß es ein Gefäß ist. Eine Scheibe aus Silberblech bildet den Heiligenschein. Ein Blechstück ist zum Mantel zugeschnitten und zurechtgebogen. Aus Draht sind die Barthaare des Heiligen, wie die Wolle des Schafes. Rohr, Blech, Draht, diese ursprünglichen Materialformen, werden offen sichtbar gelassen. Aber aus dem Gesicht St. Wendelins sehen zwei Augen, die Ewigkeit schauen und doch die Welt mit ihren Sorgen nicht übersehen.

Willi Buck, Gold- und Silberschmied in Wil SG

All die großen und kleinen Sportler unter den ‚Mein-Freund‘-Lesern werden wohl um die Preise wissen, die nach erfolgreicher Leistung einem Herz und Seele erfreuen sollen. Wirklich, das beglückte Herz hüpfte im Leibe ob der großen Siegerfreude, aber die unverdorbene Seele wird kaum mitschwingen, denn der künstlerische Wert des Preises entspricht oft keineswegs der sauberen, flotten und unverfälschten sportlichen Leistung. Verkitschte und in der Ausführung verlogene Gaben sind leider nicht selten.

Es scheint, daß unser Künstler sich zur Aufgabe gemacht hat, eine Bresche in die kurzlebigen, unkünstlerischen Gabenreihen zu schlagen, indem er – ich sah einige ganz herrliche Stücke seiner Hand – höchst reizvolle Preise von bleibendem künstlerischem Wert schafft. Wie prächtig hat er den ‚Slalom-Wanderpreis‘ gestaltet! Eine silbern gleißende, von zügiger Skispur leicht gegliederte und mit Schneekristallen geschmückte Platte ist zum winterlichen Hang geworden, überstrahlt von einer herrlichen Sonne. Ski und Flügel symbolisieren den Sieger, der beherrscht und sicher Geschwindigkeit und Fahrt meistert.

Willi Buck heißt der Künstler, der unvergängliche Kunstwerke schafft. Er kam 1911 im appenzellischen Herisau zur Welt. Nach bestandener Schulzeit lernte er sein Handwerk an der Kunstgewerbeschule in Zürich. Die künstlerischen Kräfte aber schulte er an Kunst-

stätten in Italien, Deutschland und Holland. Heute besitzt er ein Atelier in Wil. Ja, in letzter Zeit hat er es erweitert und möchte am renovierten Haus – ‚Der goldene Erker‘ heißt es – eine 12 Meter hohe und 3 Meter breite, in Kupfer getriebene Darstellung des Sankt-Gallus-Lebens, verbunden mit dem Äbtewirken in Wil, schaffen.

Gottlieb Ulmi, Bildhauer, Emmenbrücke

In wenigen Jahren hat Bildhauer Ulmi Werke geschaffen, die von großer Wucht und künstlerischer Strenge sind. Ich denke da neben andern an eine große Betonplastik ‚Eule als Sinnbild der Weisheit‘ vor einem Schulhaus oder an den ‚Wächter‘, über den Seite 13 zu lesen ist. Aber auch fein empfundene Figurengruppen, wie die Weihnachtsdarstellung in der Kirche St. Martin zu Arbon, haben uns begeistert. Kehren wir wieder einmal zu unserem ‚Brunnen‘ zurück, erleben wir uns an seinem frischen Quell und seiner kunstvollen Gestalt. Man staunt, denn ein herrliches Spiel treiben Stein, Wasser und Sonne. Ein plätschernder Strahl im äußern Becken, ein anderer im Innern des Steines verleihen ihm Leben. Aber erst die lustigen Wasserkringel; sie wollen in ihrem Gleiten und Eilen die von Menschenhand geschaffenen Linien des Steines an Eleganz und Schönheit übertreffen. Doch wie die Sonne das neckische Treiben entdeckt, übergießt sie Stein und Wasser mit ihrem schönsten Strahl, und aller Spiel ist Glanz und Lieblichkeit.

Gottlieb Ulmi ist 1921 in Littau geboren. Stets zur künstlerischen Betätigung strebend, lernte er in Stans die Bildhauerei, besuchte, nach einem Aufenthalt in Zürich die Kunstgewerbeschule Luzern, und Studienreisen nach Rom, Paris, Florenz und Südfrankreich weiteten seinen Blick fürs Schöne und festigten seine Auffassungen.

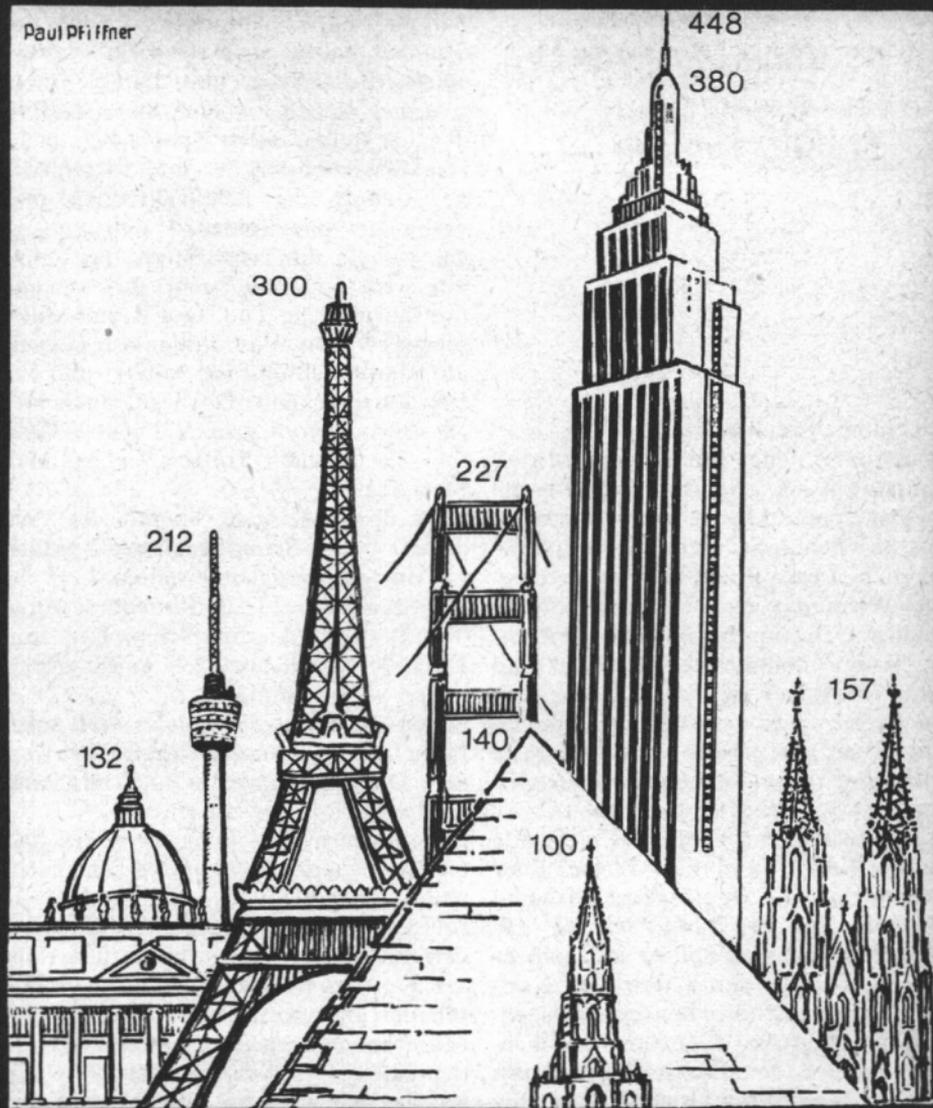
Die Erfolge blieben nicht aus. Ulmi bekam Gelegenheit an bedeutenden Aufträgen neue Ideen zu verwirklichen. Eine seiner jüngsten, prächtigen Schöpfungen ist die Gnadenwand in der Bruchmatkapelle in Luzern. A. E.

Hohe Bauwerke

Zum Bild Seite 51:

Das Empire-State-Gebäude in New York ist noch immer das höchste Gebäude der Welt, der 1889 erbaute Eiffelturm in Paris das höchste von Europa. Die beiden Brückentürme der Golden-Gate-Hängebrücke in San Francisco überragen den neuen Fernsehturm von Stuttgart nur noch um wenige Meter. Der Münsterturm in Ulm (161 m) ist der höchste Kirchturm der Welt. Die Kuppel der Peterskirche in Rom wird noch überragt von den Kölner Dom-Türmen. Das höchste antike Bauwerk ist die Cheops-Pyramide in Ägypten. Der Berner Münsterturm als höchster Kirchturm der Schweiz wird vom großen Beromünster-Sendeturm (215 m) überragt.

Paul Pfeiffer



«Ist es auch Tollheit, hat es doch Methode!»

Josef Elias

Liebe junge Freunde,
als Lehrer an der Volks- und Mittelschule weiß ich, daß Ihr oft und gerne Theater spielt. Mitten in der strengen Zeit des Schulunterrichts verspürt Ihr plötzlich Lust, Euch richtig auszutoben. Wenn das nicht auf dem Sportplatz, im Schwimmbassin oder im Rummel eines Kilbetriebes geschieht und wenn Ihr dabei Körper *und* Geist in den Dienst eines gemeinsamen Spektakels stellen wollt, dann ist die schönste Voraussetzung zu einem Klassenspiel, zu einem Schultheater gegeben.

Nun weiß ich aber auch, daß nicht alle Herren Lehrer und alle Eltern Euer 'Theäterlen' als Freizeitbeschäftigung schätzen! Wie oft mußte ich für das Auftreten einzelner Spieler und ganzer Spielgruppen ein 'gutes Wort' bei Konferenzen und Elternabenden einlegen. Mit diesem Aufsatz möchte ich Euch, liebe Schüler, den Eltern und Lehrern vom Wert einer Schultheaterarbeit berichten.

In Amerika und in vielen Teilen West-

deutschlands wird das 'Spiel in der Schule' als obligatorisches Fach im Stundenplan genauso vermerkt wie beispielsweise Physik und Latein. Viele Erzieher haben nämlich herausgefunden, daß eine solche Schularbeit mehrere Unterrichtsfächer und verschiedene Anlagen der Schüler fördert und verbindet: das Sprechen und Singen, das Basteln und Musizieren, das Komponieren und Zeichnen, das geistige und körperliche Tun. Das Resultat dieser wertvollen Verbindung ist äußerst aufschlußreich und für Schüler und Erzieher beglückend. Doch gilt auch hier der Spruch vom großen Dichter Goethe: «Ist es auch Tollheit, hat es doch Methode!»

Über diese Methode, über dieses Vorgehen beim Schultheaterspiel wollen wir uns ein wenig unterhalten.

Die Stückauswahl, die Rollenbesetzung, das Bestimmen von Schauplatz und Darstellungsart bedürfen einer gründlichen Vorbereitung.

Schon die *Wahl des Spieles* muß sorgfältig und altersangepaßt getroffen werden. Darüber kann ich Euch aus langjähriger Erfahrung berichten:

Eure jüngern Mitschüler *im ersten und zweiten Primarschulalter* sind sehr nachahmungsfreudig und leben in der verzauberten Welt der Märchen. Sie werden mit wenig Andeutungsmitteln (Hüten, Kronen, Überwürfen) mitten im Zuschauerrund ihre Reigen-, Stegreif- und Märchenspiele zu ihrer eigenen Freude darstellen. Wir sollten diesen reinen Spielbetrieb nicht mit Erwachsenenmitteln zu verniedlichen suchen. Gerade bei den sogenannten 'Weihnachtsspielen' ist

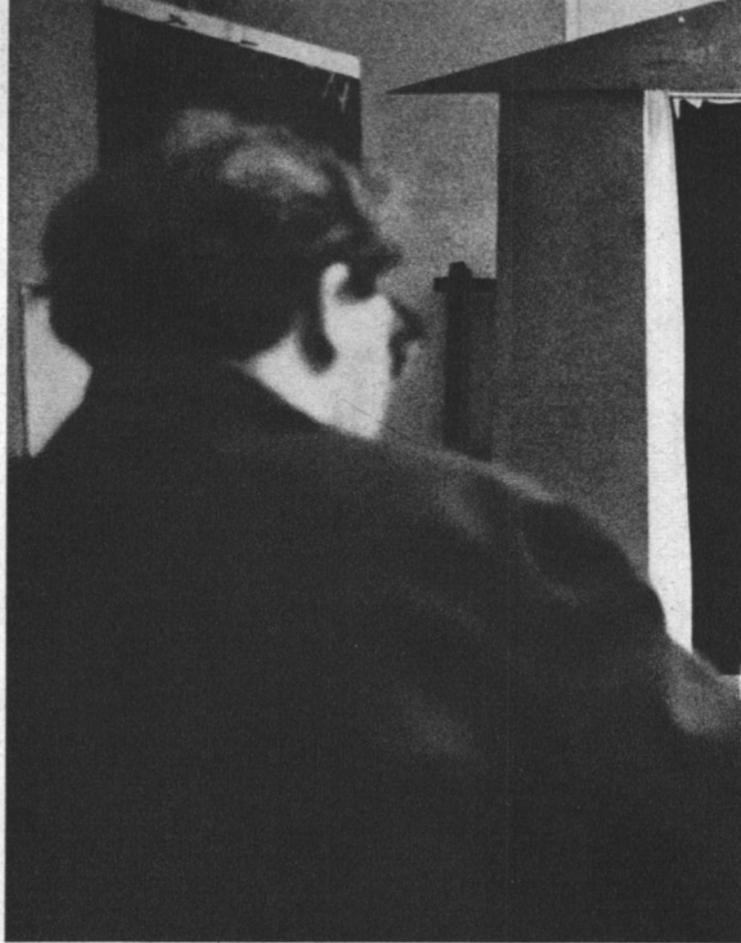
Szenenbild von einer Probe der ‚Verfolgungsjagd‘ im Spiel ‚Der verlorene Vater‘. Hier wird mit choreografischen Mitteln eine getanzte Szene zu Trommel- und Tambourinschlägen eingeübt.



die Gefahr groß, die kindliche Spiellust mit angehängten Kunstbärten und aufgepflöpften Pappflügeln zu hemmen und in kitschige Bahnen zu lenken. Wenn Euch im Alter von *zehn und elf Jahren* der Märchenzauber als ‚fauler Zauber‘ vorkommt und Ihr Euch mehr

für äußere Vorgänge zu interessieren beginnt, dann sollen die Geschehen auf der Straße, die Abenteuer im Ferienlager und die Geschichten aus dem Vorlesebuch auf dem selbstgezimmernten Spielpodest dargestellt werden. Mit *zwölf bis vierzehn Jahren* richtet

Hier wird für das Schultheatergastspiel ‚Der verlorene Sohn‘ in Berlin gearbeitet. Vor dem Kulissenhaus, welches als Bar, Kinoraum und Vaterhaus gemeinsam Verwendung findet, versuchen Mittelschüler, das Geschehen an einer Spielbank darzustellen.



sich Eure Spiellust nach dem Wert der Dinge. Das Gute und Böse, das Schöne und Schlechte wird auf der kleinen Bühne gegenübergestellt. Auch werdet Ihr vorgeformte Textspiele ausführen: Die Buben toben sich in Eulenspiegelien, Detektivgeschichten und Rüpelspielen aus, während die Mädchen für ihre Aufführungen Legenden- und Wunschspiele wählen.

Im Alter von *vierzehn bis siebzehn Jahren* machen sich bei Euch kleine und große Spielhemmungen bemerkbar. Diese werden mit Masken- und Schattenspielen fröhlich überbrückt. Wenn Ihr aber ernstzunehmende Kritik am Herkömmlichen und an den Gewohnheiten der Erwachsenen ausübt, dann könnt Ihr als Darstellungsart die Form der ‚gespielten Schnitzelbank‘ anwen-



den. Innere und äußere ‚Zusammenstöße‘ mit der Umwelt finden in sogenannten ‚Entscheidungsspielen‘ eine glückliche Theaterlösung.

Was gehört zum schönsten Erlebnis einer Schultheaterarbeit? Sicher das Erarbeiten von eigenen Anliegen, von eigenen Ideenvorschlägen! Jeder von Euch kann dabei mitwirken: als Dichter, Rollenträger, Propagandist, Kulis-

senmaler, Einsager oder Beleuchter. So entsteht eine richtige Gemeinschaftsarbeit, welche man in der (natürlich englischen!) Fachsprache Teamwork (sprich: Timwörk) nennt! Wir wollen uns kurz über die Aufgabe der Klasse und der einzelnen Mitarbeiter unterhalten:

Zuerst müßt Ihr Euch über Sinn und Zweck des Anliegens im klaren sein!

Wählt einen theatralisch wirksamen Spielvorwand: also etwas ‚Dramatisches‘! Je nach Eurer Auslese müssen sich die jungen Autoren über die *Form* der Darbietung einigen: Fiel die Wahl auf etwas Zeitkritisches, läßt sich die Aussage in Kabarettform (angriffig, in einzelnen Nummern) vorbringen. Wollt Ihr bloß unterhalten, dann legt im Rahmen einer Revuedarbietung Gewicht auf das Dekorative, auf Licht, Kostüm und Musik! Viele Möglichkeiten bietet die Wiedergabe im Stil des ‚erzählenden Theaters‘: Innerhalb dieser Art können folgende Darbietungen eingebündelt werden: Das Schatten-, Masken- und Puppenspiel, Lieder- und Tanzeinlagen, Lichtbilderprojektionen, Pantomimen und artistische Szenen. Ein ‚Erzähler‘ (darum nennt man diese Art auch ‚episches Theater‘) verbindet die einzelnen Gruppenaktionen und

Solodarbietungen: Er spinnt den sogenannten ‚roten Faden‘ in den Handlungsablauf.

Sobald Eure Schriftsteller den Text entworfen haben, sollen sie das Manuskript der Klasse vorlesen. Dann könnt Ihr Euch über die Rollenverteilung besprechen. Nachher beginnen die Leseproben, und darauf gestaltet der Spielleiter mit den Darstellern die vorgeschriebenen Szenen. Vor diesen Stellen nimmt der Regisseur (es kann der Lehrer oder ein Schüler sein) Kontakt mit den Nichtspielern, welche unterdessen ihre Nebenfunktionen und das diesbezügliche Mitspracherecht angemeldet haben.

Da sind einmal die *Bühnenmusiker*, welche auf ihren Instrumenten (Trompete, Saxophon, Klarinette, Klavier, Gitarre, Trommel usw.) das Spielgeschehen theaterwirksam begleiten. Der



Für eine Fernsehübertragung eines Totentanzes probt der junge Hauptdarsteller mit Spielleiter Ettore Cella den Gang vor die bereitgestellte Kamera.



musikalische Teil der Geschichte wird nach einem regelrechten Kompositionsplan vorbereitet.

Gleichzeitig beginnen die *Bühnentechniker* mit dem Entwurf und der Festlegung des Ortes der Handlung. Sie bestimmen den Schauplatz in seiner Höhe, Breite und Tiefe. Vielleicht wird auf Kartoffelharassen, auf Tischen oder auf einem Laufsteg gespielt. Man ist an keinen festen Raum gebunden, und so läßt sich im Schultheater wunderbar experimentieren!

Andere Helfer werden im Handfertigkeitsraum der Schule die Kulissen und Versatzstücke zimmern und malen. Die *Bastler* zaubern aus allerhand Abfallmaterial notwendige Requisiten.

So wird an einer Schultheaterszene gemeinsam gearbeitet: bereits sind die Tanzproben der Choreografin Lilo Elias vorbei. In Zusammenarbeit mit dem Sprachprofessor der Schule gibt der Regisseur Josef Elias (der Autor unseres Artikels) die letzten szenischen Anweisungen.

Die Herren *Beleuchter* beginnen das Spiel ins ‚rechte Licht‘ zu rücken und verwenden alte Autolampen als brauchbare, schwenkbare Scheinwerfer. Ein besonders begabter Schüler montiert ein richtiges Schaltbrett aufs Beleuchterpult.

Die *Fotografen* knipsen passende Einschaltbilder für die vorgesehenen Diaprojektionen.



Der Weg zur Kunst ist mit Proben gepflastert. Bis das Spiel vom ‚Fischer und seiner Frau‘ bühnen-, radio- und fernsehreif war, brauchte es über siebenzig Proben.



Auch im Schminkraum, wo soeben Frau Fischer die ‚richtigen‘ Gesichtsfarben erhält, kommt man von der Spiellust nicht los.



Der Mann hinter der Szene, ein befreundeter Lehrer, hat beim Bau der Kulissen mitgewirkt und fungiert nun als unsichtbarer Verkehrsgott. Die von ihm gedrehte Spiralscheibe ver-sinnbildlicht nämlich Bewegung und Geschwindigkeit der Fahrzeuge.





Zwei jugendliche Spieler zeigen hier die Schlußszene aus der modernen Märchenfassung vom ‚Fischer und seiner Frau‘. Nach

einem vermessenen Höhenflug beginnen sie wieder auf dem festen Boden der Wirklichkeit zu wandern.



Angeregt vom Spiel in der Schule, werden vereinzelt Jugendliche von der großen Theaterleidenschaft gepackt. Drei Jahre nach seiner Schultheaterzeit durfte der hier abgebildete Schauspielschüler Charly Lang (rechts) neben Maximilian Schell in einer Hamburger Hamlet-Aufführung mitwirken.

In der Zwischenzeit entwerfen die Mädchen einfache *Kostüme* und schneiden aus billigen Stoffen Verkleidungen und Vorhänge.

Eine weitere Schülergruppe widmet sich textlich und graphisch der eigentlichen Theaterpropaganda. Ein *Programm* wird ausgearbeitet, Entwürfe in Linol gestochen. Selbstgemalte Plakate werben für den Aufführungsbesuch, und passende Einladungskarten werden an die Eltern, Lehrer und Inspektoren abgeschickt.

Selbst der *Klassenkassier* hat wesentliche Theaterfunktionen auszuführen. Er wägt die vermutlichen Ausgaben mit den voraussichtlichen Einnahmen ab, stempelt die Eintrittskarten und nummeriert die Zuschauerreihen. Im Geiste malt er sich schon die Verwendungsmöglichkeit eines mutmaßlichen Rein Erlöses aus.

Jeder Schüler hat so sein Amt und seine Verantwortung. Vom Hauptrollenträger bis zum Geräuschemacher zieht alles am gleichen Strick den Vorhang zur Gemeinschaftsarbeit hoch.

Unabhängig von der Größe der Aufgaben müßt Ihr dafür sorgen, daß nicht nur der Spielleiter mit der Theaterleitung, sondern auch der Lehrer mit Euren Schularbeiten während der Theaterzeit zufrieden ist.

Wenn dann die Leistungen hier wie dort erfolgreich ausfallen, dann freuen sich Lehrer und Schüler, Eltern und Inspektoren. So wird die Spielgruppe dazu beitragen, dem künstlerischen Gestalten im Schulbetrieb unseres Landes eine Gasse zu bahnen.

Und das freut am meisten – Josef Elias.

**Fotos: 1–4 Lorenz Fischer, Luzern
5–8 Robert Gnant, Zürich**

Lach mit



KIKI-Bilder

Versuche die beiden KIKI-Bilder in je einem kurzen Sätzchen zu umschreiben. Solltest du nicht herausfinden, was sie besagen wollen, dann darfst du auf Seite 167 nachsehen. – Versuche selbst, solche KIKI-Bilder zu erfinden!

Ach, diese faulen Sprüche

Du findest doch sicher, was sie besagen wollen! – Nicht? – Dann suchst du Seite 167.

Außen ist es blau, innen steckt ein Zwetschgenstein, und das Ganze hängt an einem Baum. Was soll das sein?

Außen ist es blau, innen steckt ein Zwetschgenstein, und das ganze fährt auf einem Velo. Was ist das?

Was ist gelb, hat zwei Flügel und zweiundzwanzig Beine?

Welcher Vogel ruft Köcköck?

Kannst du dir das vorstellen ?

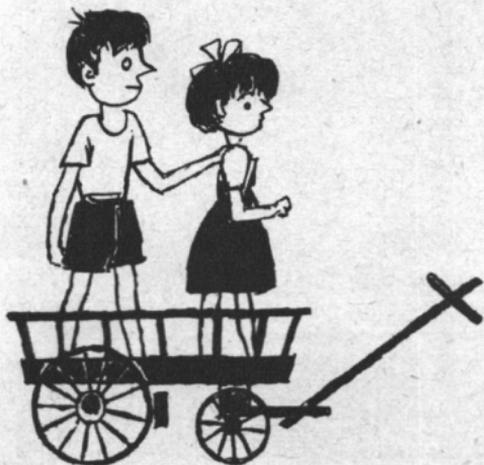
Wenn hinter FLIEGEN FLIEGEN FLIEGEN, FLIEGEN FLIEGEN FLIEGEN nach.

Du kannst sicher viele ähnliche Sprüche finden! Sie müssen aber stimmen!

Pfeife richtig!

Du bist tüchtig, wenn du den nachfolgenden Spruch hersagen und das f pfeifen kannst!

Chasch du au pffife,
und dur e Hag schlüfe,
und zäh mol säge Löffeli,
Stöffeli, Töffeli!



Die Stiftsbibliothek St. Gallen

Aus der einsamen Zelle, die der irische Glaubensbote St. Gallus im Jahre 612 gründete, erwuchs ein Jahrhundert später, gefördert durch den Abt St. Otmar, die Fürstabtei Sankt Gallen. Diese erlebte schon bald eine Hochblüte auf religiösem, vor allem aber auf wissenschaftlichem Gebiete, die durch alle Zeiten hindurch dem Kloster weltweites Ansehen brachte. Wenn wir uns ins Klostergebiet begeben, setzt uns die herrliche, im Barockstil erbaute bischöfliche Kathedrale, das Wahrzeichen von St. Gallen, in Staunen. Doch diesmal wollen wir uns nicht ihr widmen, sondern suchen eine kleine Pforte, um einzutreten in die Stiftsbibliothek. Schon im Gang interessieren uns die alten Bild- und Spruchtafeln, die aus der Klostergeschichte und von der eifrigen Wirksamkeit vieler St. Galler Fürstäbte erzählen. Von frommen Stiftern geben uns die sechs in den Fenstern eingesetzten Glasmalereien Kunde.

Warum heißt man uns wohl in große Filzpantoffeln schlüpfen? Anscheinend

ist größte Rücksichtnahme und Sorgfalt gegenüber einmaligen Kunstwerken notwendig. Und wirklich, kaum haben wir den Eingang durchwandert, gleiten wir in unsern Schlarpen über einen aus edelsten Holzarten geschaffenen Fußboden.

Wie wir uns umsehen, hält uns einer der herrlichsten Räume umfangen. In seinen Maßen und Formen edel ausgewogen und mit herrlichem Zierat geschmückt, gilt er als der schönste Rokokosaal der Schweiz. Der kunstfreudige Fürstabt Cölestin Gugger ließ ihn in den Jahren 1758–1767 erbauen und

Der Sankt Galler Mönch Folchart malte um das Jahr 860 diesen reich verzierten Buchstaben Q. Er ist in Form und Farbe die schönste Initiale aus jener Zeit und steht auf der Eingangsseite zum 51. Psalm von König David.



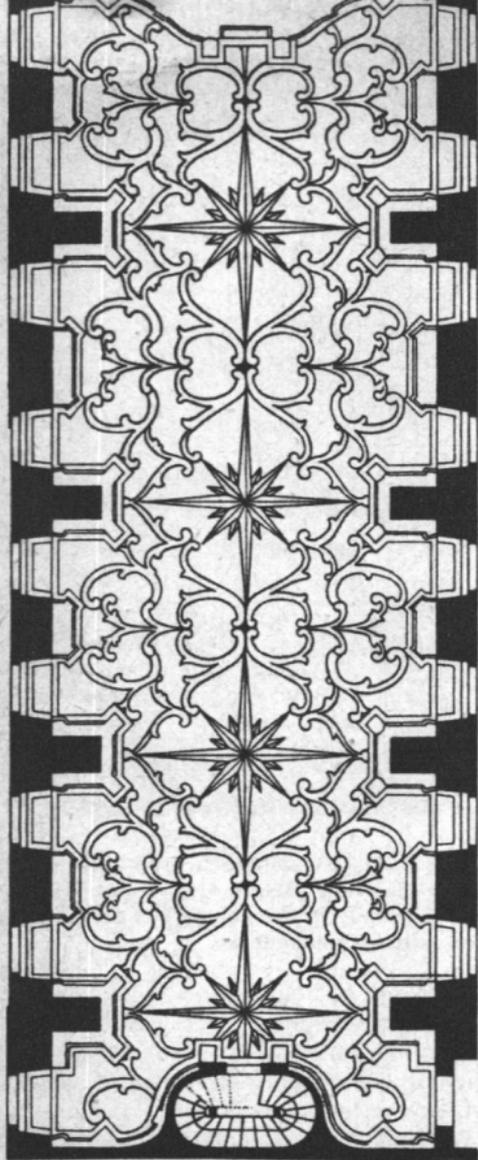
ausstatten. Zierliche Säulen tragen eine rings um den Saal führende Empore, die ihrerseits ein fein geschweiftes, verziertes Holzgeländer trägt. Und überall an den Wänden, wo nicht unbedingt das Licht des Tages den Raum erhellen muß, stehen Tausende und aber Tausende von Büchern, kunstvoll in Leder gebunden und fein beschriftet. Lassen wir den Blick zur Decke schweifen, finden vier große Gemälde, von reichen Stukkaturen eingefast, bald unser Interesse. Jedes über einer Windrose des Fußbodens schwebend, stellt eines der vier ersten ökumenischen Konzilien, Nizäa (325), Konstantinopel (381), Ephesus (431), Chalkedon (451) dar. Daneben finden wir die kräftig gemalten Gestalten der bedeutendsten Kirchenlehrer.

Wenden wir uns nun den Büchern zu. Es sind im ganzen gegen 100 000 Bände, die in all den Jahrhunderten seit der Klostergründung zusammengetragen oder gedruckt wurden. Anfänglich kannte man das Druckverfahren ja nicht, und so mußten die schreibgewandten Mönche alles fein säuberlich von Hand auf Pergament setzen, was die Dichter und Musiker, die berühmtesten sind Ratpert, Tuotilo, Notker der Stammler, die Ekkeharde und Notker Labeo, ersannen und notierten. Besonders begabte Buchmaler, so die Mönche Wolfcoz, Folchart und Sintram, versahen die Texte mit prächtig gezeichneten und verzierten Anfangsbuchstaben oder malten herrlichste kleine und große Bilder in Farben dazu. Meist band man die Textblätter zwischen lederbezogene Holzbrettchen, daß



Der Codex 51 (Handschrift) besitzt diese prächtige, mit Metall, Edelsteinen und einer geschnitzten Elfenbeinplatte geschmückte, reiche Einbanddecke.

sie wohl geschützt seien. Solchen, die besonders wichtig oder schön waren, gab man einen in Elfenbein geschnitzten Bucheinband oder verzierte sie mit Goldstreifen oder sogar Edelsteinen. Es sind 2000 solcher Handschriftenbände in der Bibliothek vorhanden, und zu diesem einzigartigen Klosterschatz gesellen sich noch 1700 Bücher, die man Inkunabeln nennt. Dies sind



Der Fußboden der Stiftsbibliothek. Im Bilde unten sehen wir den Ausgang auf die Galerie.

vor dem Jahre 1500 entstandene Wiegendrucke.

Im Jahre 1805 wurde der Klosterbesitz aufgelöst. Glücklicherweise blieb aber die im ganzen Abendlande hochgeschätzte Bücherei erhalten, und sie dient heute weiterhin als begehrte Studien- und Leihbibliothek.

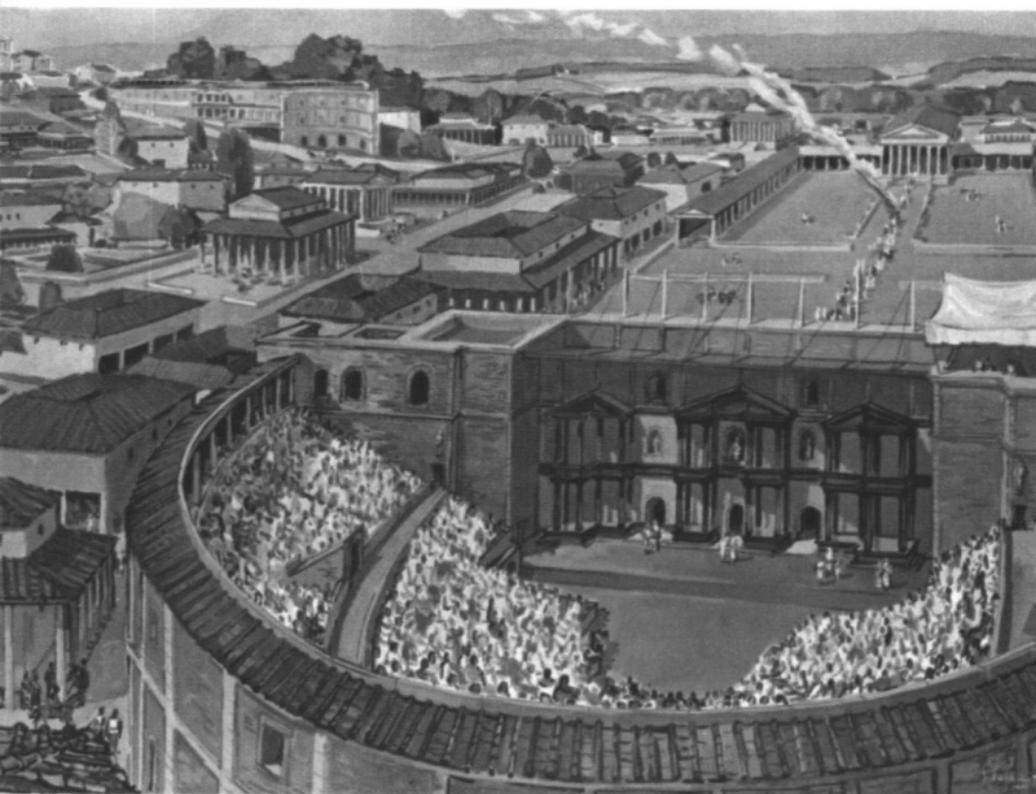
Was können wir aber anfangen mit all den Buchrücken? und Gelehrte sind wir ja auch nicht. Da kann ich erzählen, was ich als vierzehnjähriger Wunderfitz in der Bibliothek erlebte. Ganz zufällig tappte ich etwas nach 9 Uhr vormittags in die Räume, erlegte an der Kasse mein Scherflein, beguckte Gang und Saal und all die Bilder und Verzierungen. Dann gab ich mich, durch den Anblick der bald zweitausend Jahre alten oberägyptischen Mumie, welche, in einen hölzernen Sarkophag gebettet, in einer Seitennische der Bibliothek ihren vorübergehenden Ruheplatz gefunden hat, dem Sinnen hin. Bald jedoch entdeckte ich in den Vitrinen offene, handgeschriebene, verzierte und farbig bebilderte Bibeln aus den ersten Jahrhunderten des sanktgallisch klösterlichen Lebens. Mein Interesse wuchs an diesen Kunstwerken dergestalt, daß mich das Glockenzeichen, welches bereits die Mittagsstunde und Schließung des Saales anzeigte, erschreckte. Seit dieser Zeit habe ich St. Gallens Stiftsbibliothek des öftern wieder besucht und jedesmal andere Bücher, auch solche mit Sagen und weltlichen Geschichten, ausgestellt gefunden.

Es wäre wirklich schade, ginge man achtlos an dieser herrlichen Kulturstätte vorüber.

A. E.



Stiftsbibliothek St. Gallen.
Foto: Hildegard Grubenmann-Morscher,
Muttenz BL.



**Aventicum. Reproduziert mit Genehmigung
des Verlages Ernst Ingold, Herzogenbuch-
see, nach dem Schulwandbild Nr. 115 von
Marco Voisard.**

Das römische Aventicum

Hans Brunner

Beschreibung zum farbigen Bild nebenan.

Wir blicken gleich vor uns auf den vollbesetzten Zuschauerraum und die Bühne des großen Theaters von Aventicum. Ein Umgang trennt die Zuschauer in eine obere und eine untere Gruppe. Den halbrunden Raum schließt oben eine Säulenhalle ab. Vor der großen Fassade der Bühne geben Schauspieler eine Vorstellung. In den seitlichen Anbauten befinden sich Umkleideräume und Treppenaufgänge. Hinter dem Theater schreitet eine Prozession über einen großen freien Platz, den drei Säulenhallen abschließen. In der Mitte der hintersten Halle erhebt sich der prächtige Haupttempel mit dem Götterbild. Auf einem Altarstein davor wird ein Brandopfer dargebracht. Außer dem Haupttempel sind weitere Tempel, Wohnbauten, Läden und Werkstätten sichtbar. – Links im Hintergrund erblicken wir ein großes Bauwerk mit einer gewölbten Eingangs-Fassade; es ist das Amphitheater. Auf dem Hügel daneben stehen weitere Bauten. Dort befindet sich das heutige Avenches. Das frischfarbige, interessante Bild vermittelt uns einen lebendigen, festlichen Eindruck vom römischen Aventicum.

Nicht weit vom Murtensee entfernt liegt ein kleines waadtländisches Städtchen mit etwa 2000 Einwohnern. Es heißt *Avenches*. Hier befand sich vor vielhundert Jahren *Aventicum*, die große, prächtige Hauptstadt der römischen Provinz Helvetien.

Schon zur Zeit der Helvetier war *Aventicum* Hauptstadt des Landes. Dort wohnte der bedeutende Stamm der Tiguriner, dem der große Führer Divico und der reiche Orgetorix angehörten. Als die Römer die Helvetier besiegt hatten, entstand hier nach und nach eine mächtige Stadt. Ihre Blütezeit dauerte hauptsächlich vom Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts. – Im Jahre 259 drangen erstmals Alamannen in die Stadt ein und richteten darin große Verheerungen an. Römische Truppen drängten aber die Alamannen wieder zurück, worauf auch für *Aventicum* nochmals Jahrzehnte der Ruhe und neuer Blüte folgten. Doch rund 100 Jahre nach dem ersten Einfall der Alamannen erfolgte ein zweiter Einbruch, und diesmal wurde *Aventicum* fast vollständig verwüstet.

Später entstand dann am Südfuße des Hügels, auf dem das heutige *Avenches* liegt, eine christliche Siedlung. *Aventicum* wurde sogar Bischofssitz. Selbst als die Bischöfe ihren Sitz nach Lausanne verlegten, führten sie noch längere Zeit den Titel ‚Bischof von *Aventicum*‘. Im 11. Jahrhundert ließ der damalige Bischof von Lausanne auf dem Hügel selber eine kleine Stadt mit Mauern, Türmen und einer Kirche erbauen. Und das jetzige *Avenches* zeigt



im großen und ganzen noch die Anlage dieser mittelalterlichen Stadt.

Das römische *Aventicum* war *viel* größer als das heutige Avenches. Die Stadt war von einer 5,6 km langen und 7–8 m hohen *Mauer* mit über 70 halbrunden Türmen umschlossen. Diese Türme befanden sich auf der Innenseite der Stadtmauer und dienten zum Aufstieg auf den Mauer-Wehrgang wie auch zur Stadtverteidigung. Heute ist diese Ringmauer größtenteils zerfallen. Doch findet man noch Überreste von ihr. Im Osten wurde sogar ein Stück in ursprünglicher Höhe wieder aufgebaut, damit man sich ein Bild von ihrer damaligen Größe machen kann.

An dieser Stelle erhebt sich auch der einzige noch bestehende Turm der ehe-

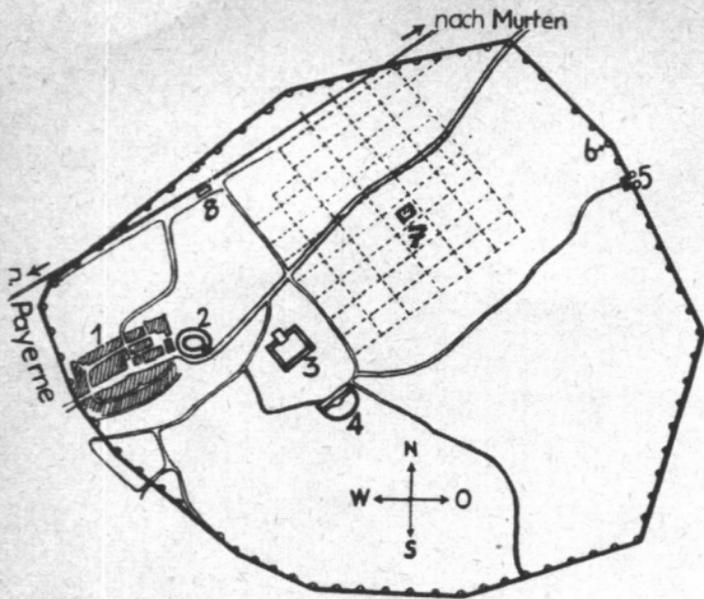
Die ganze Toranlage ist rund 38 m breit und etwa 28 m tief. Sie besitzt zwei Durchgänge für Fuhrwerke und zwei für Fußgänger. Außerdem führen noch zwei Zugänge für das Militär zu den zwei achteckigen Türmen, die sich außerhalb des Tores befinden. Jeder Durchgang ist vom andern durch eine Mauer getrennt.

maligen Stadtmauer. ‚*Tornallaz*‘ (das heißt ‚kleiner Turm‘) nennen ihn die Leute von Avenches. Im Mittelalter ist er höher aufgebaut worden, als er ursprünglich war. Er diente nun als Wacht- und Verteidigungsturm. In neuerer Zeit hat man ihn weiter ausgebaut, und von ihm aus genießt man nun einen prächtigen Rundblick auf die geschichtlich so bedeutende Gegend.

Im gleichen Mauerstück auf der Ost-

Aventicum war von einer nahezu 6 km langen und 7-8 m hohen Mauer mit über 70 halbrunden Türmen umschlossen. Hier sehen wir ein Stück der ehemaligen Stadtmauer mit dem einzigen noch bestehenden Turm, der aber im Mittelalter höher aufgebaut wurde, als er ursprünglich war.





Plan der Stadt Aventicum: 1 das Städtchen Avenches; 2 Amphitheater mit Römischem Museum; 3 Haupttempel; 4 Theater; 5 Ost-Tor; 6 der noch erhaltene Turm (Tornallaz); 7 Thermen; 8 Bahnhof. Die punktierten Linien zeigen das Straßennetz der ehemaligen Römerstadt. Die kleinen Halbkreise der Stadtmauer entlang sind die halbrunden Türme.

seite der ehemaligen Römerstadt befindet sich auch das mächtige *Osttor*. Die ganze Toranlage ist rund 38 m breit und etwa 28 m tief. Sie besitzt zwei Durchgänge für Fuhrwerke und zwei für Fußgänger. Außerdem führten noch zwei Zugänge für das Militär in die achteckigen Türme, die sich außerhalb des Tores befanden. Jeder Durchgang ist vom andern durch eine Mauer getrennt, so daß ein sorgfältig geregelter Verkehr gewährleistet war. Wohl umschloß diese 6 km lange Stadtmauer ein Gebiet von fast $2\frac{1}{2}$ km². Aber dieses war nicht vollständig bewohnt. Die privaten und öffentlichen Gebäude befanden sich fast alle drinnen in der Ebene, während die Mauer

im Südosten der Stadt auch einen großen Teil eines Hügelhanges umfaßte. Die eigentliche Stadt war von vielen *Straßen* durchzogen, die sich meistens rechtwinklig kreuzten, so daß der Stadtplan fast wie ein Schachbrett aussah. Die Hauptstraße führte quer durch die Stadt vom Westtor, zwischen Theater und Haupttempel hindurch, zum Osttor. Man schätzt, daß Aventicum zur Zeit seiner größten Blüte etwa 40 000 Einwohner besaß, also etwa zwanzigmal mehr als das heutige Avenches. Ungefähr in der Mitte der Stadt erhob

Säulenreste des ehemaligen großen römischen Tempels. Rechts außen die 12 m hohe Storchensäule ‚Cigogner‘.



sich der *Haupttempel*, dessen drei Säulenhallen einen großen Platz auf drei Seiten umschlossen. Von den Säulen dieses Tempels steht nur noch eine einzige, die 12 m hohe ‚Storchensäule‘ (‚Cigognier‘).

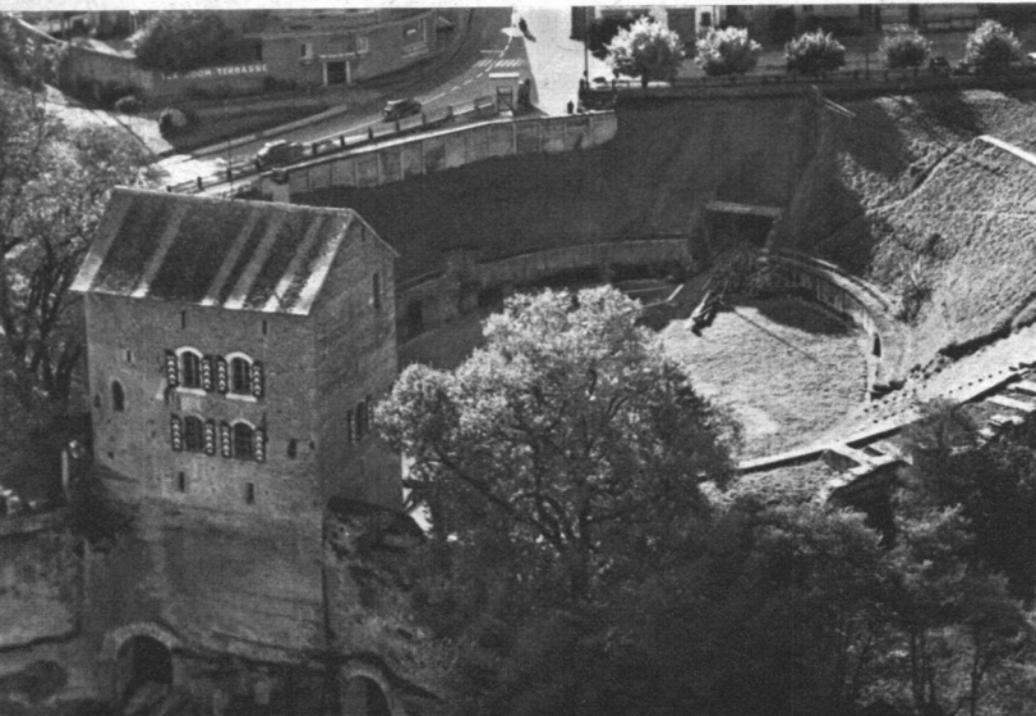
In einiger Entfernung von diesem Tempel befindet sich das große *Theater*, das einen Durchmesser von 106 m besitzt und etwa 10 000 bis 12 000 Menschen Platz bieten konnte.

Etwa 15 000 Zuschauer faßte das *Amphitheater*, in dessen Arena Kämpfe zwischen Mensch und Tier oder zwischen Menschen allein, den Gladiatoren, stattfanden. Aber auch Akrobatenkunststücke und Zirkusspiele wurden hier vorgeführt. – Im Mittelalter, nach

dem Untergang des römischen Aventicums, wurden massenhaft Steine des Amphitheaters zu Neubauten verwendet. So soll man aus diesem ‚Steinbruch‘ auch das Material für den Bau der prächtigen Stiftskirche in Payerne geholt haben.

Über dem Eingangstor der Arena wurde später ein Turm zum Schutz der viel kleinern mittelalterlichen Stadt aufge-

Unten sehen wir über dem Eingangstor einen Turm, der in nachrömischer Zeit, zum Schutze der viel kleineren Stadt Avenches, aufgebaut wurde. Dahinter liegt das römische Amphitheater, das etwa 15 000 Zuschauer fassen konnte. Der Turm dient heute als Römisches Museum mit reichen Schätzen an Waffen, Krügen, Münzen usw.



Die im Jahre 1939 ausgegrabene goldene Büste des Kaisers Marc Aurel. Die rund 1½ kg schwere, aus einem einzigen Stück Gold gearbeitete Büste ist ein Meisterwerk römischer Goldschmiedekunst.



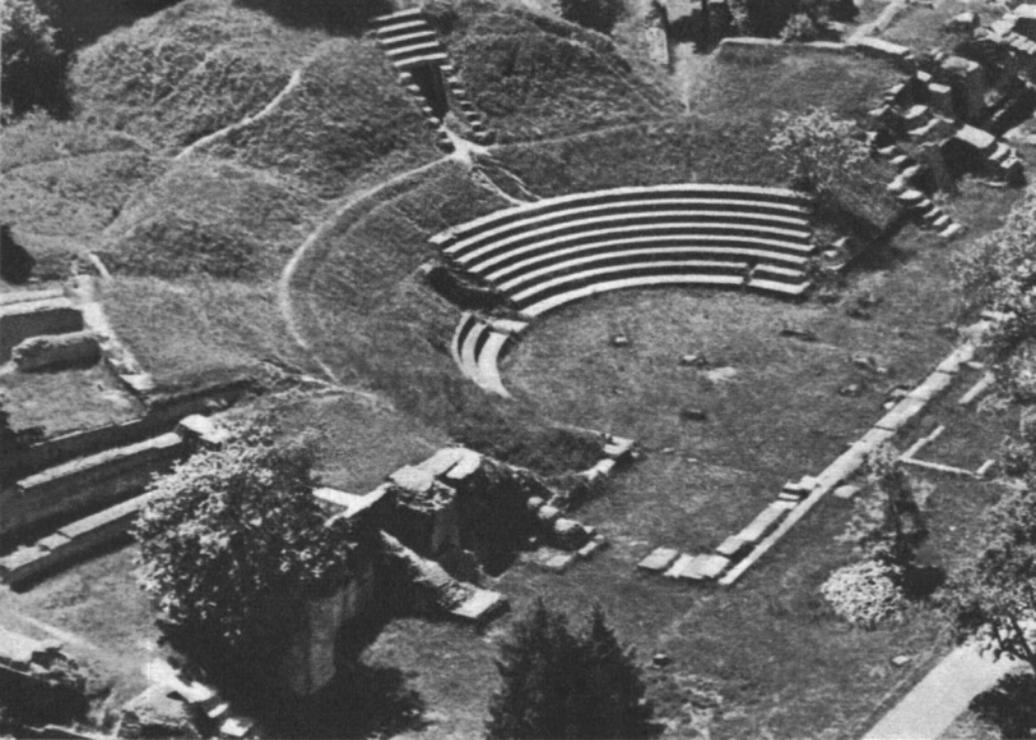
baut. Dieser dient nun heute als *Römisches Museum*. Es bietet reiche und interessante Funde aller Art, wie Krüge, Vasen, Münzen, Waffen usw. Einige Zeit befand sich darin auch die goldene Büste des Kaisers Marc Aurel, die im Jahre 1939 ausgegraben wurde. Beim Alamanneneinfall war sie in einem Abwasserkanal versteckt worden. Die 1½ kg schwere Büste, aus einem einzigen Stück Goldblatt gearbeitet, ist ein Meisterwerk römischer Goldschmiedekunst. Der kostbare Fund wird heute diebstahlsicher in der Kantonalbank von Lausanne aufbewahrt (im Museum von Avenches befindet sich eine Nachbildung des Originals).

Im Winter 1957/58 wurden in Avenches auch *Thermen* aus der Römerzeit freigelegt. Jede größere Ortschaft be-

saß damals solche öffentliche Bäder. Diese bestanden meistens aus mehreren Abteilen, wie Wärmeraum, Heißbad, Schwimmbad, Kaltbad und Raum zum Abtrocknen. Natürlich verfügte jedes vornehme Haus auch über private Badeeinrichtungen.

Kommst du einmal in die Gegend von Avenches, dann versäume nicht, dem Städtchen einen Besuch abzustatten! Die noch erhaltenen Überreste des römischen Aventicum bieten viel Interessantes, und auch das heutige Avenches mit seinem prächtigen Schloß und dem stattlichen Rathaus ist reizvoll. (An der Fassade der Stadtkirche meldet eine Tafel, daß General Guisan Bürger von Avenches war.)

Überhaupt lohnt es sich, einmal diesem ganzen Gebiet einen Besuch abzustat-



ten. Nicht weit weg ist doch die alte, von Mauern und Türmen umschlossene Stadt *Murten*, wo die Eidgenossen 1476 einen großartigen Sieg über den mächtigen Burgunderherzog Karl den Kühnen erfochten. Und südlich von Avenches liegt *Payerne*, die ehemalige burgundische Hauptstadt, in der die gute Königin Berta lebte. – Am Neuenburgersee finden wir das interessante mittelalterliche *Estavayer*, ebenfalls mit Schloß, Stadtmauern und Türmen. – Und über den See herüber grüßt das geschichtlich berühmte *Grandson*. Es lohnt sich also bestimmt, hier einmal gründlich Einkehr zu halten.

So sieht das römische Theater Aventicums heute aus. Sein Durchmesser – bei den Außenmauern – betrug 106 m. Es bot 10 000 bis 12 000 Zuschauern Platz.

Fotos: 1, 4, 5, 6 R. Bersier, Fribourg, 2 und 3 B. Rast, Fribourg.

Bruno Galliker schreibt den «Mein Freund»- Lesern

Mein lieber junger Freund,

Erinnerst Du Dich noch an die Olympischen Spiele in Rom im Jahre 1960? Hast Du nicht damals die Sportspalten Deiner Zeitung verschlungen oder die großartigen Wettkämpfe sogar am Fernsehen miterlebt? Weißt Du, wie einem zumute ist, wenn man mit sechs

weiteren Athleten durch einen dunklen Tunnel plötzlich vor hunderttausend Zuschauern, in einem von heißer Sonne erleuchteten Stadion erscheint, um das wichtigste Ausscheidungsrennen seiner ganzen bisherigen sportlichen Karriere zu laufen? Ich weiß es, denn ich war dabei. Das größte und begehrteste Ziel eines jeden Athleten hatte ich erreicht, und noch heute und für immer wird mir jede Phase dieses Laufes gegenwärtig sein. Ganz unmöglich, Dir so etwas zu beschreiben. Erleben muß man das, und fast möchte ich sagen, auch erleiden und Jahre dafür aufwenden, mit Fanatismus und Leidenschaft auf dieses Ziel hinarbeiten.

Durch einen Zufall bin ich zur Leichtathletik gekommen. Fast 23 Jahre zählte ich schon, als ich mich in dieses Abenteuer stürzte; aber mit Hilfe eines ganz ausgezeichneten Trainers stellten sich bald bedeutende Erfolge ein. Drei Jahre später (1956) war ich bereits für

Der Finallauf an den Olympischen Spielen 1960 war der bisherige Höhepunkt seiner Karriere. Bruno Galliker bei einem Start im Olympia-Stadion in Rom.



die Olympischen Spiele in Melbourne qualifiziert. An den Europameisterschaften in Stockholm (1958) gelang es mir, als einzigem Schweizer, eine Medaille zu erobern und mich unter die drei besten Hürdenläufer Europas einzureihen. In Rom an den Olympischen Spielen (1960) erreichte ich den Höhepunkt meiner sportlichen Karriere mit dem sechsten Platz im Final des 400-m-Hürdenlaufes. Für diese Leistung wurde ich dann im gleichen Jahre als bester Sportler des Jahres gewählt. Zwei Jahre später, an den Europameisterschaften in Belgrad, holte ich zusammen mit meinen Kameraden einen prächtigen dritten Platz in der 4×400-m-Staffel. Dazwischen erlief ich diverse Schweizer Rekorde und Meistertitel in Einzel- und Mannschaftswettbewerben. All diese Erfolge, mein lieber Freund, sind mir sicher nicht in den Schoß gefallen, obwohl, das sei zugegeben, eine schöne Portion Talent dazugehört, um überhaupt solche Resultate erzielen zu können. Es ist auch hier wie überall im Leben, sei es nun in der Schule, im Beruf oder im Sport, man muß wissen, wo man am meisten herausholen kann. Dazu gehört auch ein Ziel vor Augen und eine unbändige Freude an der Sache. Aber jeder, der es in irgendeiner Sparte zu etwas gebracht hat, wird Dir bestätigen, daß man mit Talent und Freude noch kein Meister wird, und es ist gut so. Zum Erfolg und zur Höchstleistung gehören im gleichen Maße Trainingsfleiß, Ausdauer und immer wieder viel guter Wille, es noch besser zu machen. Du darfst nicht vergessen, daß es unter den Talenten auch mehr oder weniger

Talentierte gibt, und unter den weltbesten Athleten sind die weniger Talentierte genauso zahlreich vertreten wie die andern, weil sie mit ihrem zähen Willen und mit ihrer Zielstrebigkeit ihre Schwächen zu kompensieren imstande sind. Ich möchte Dir damit nur klarmachen, daß alle Gaben, die Du mitbekommen hast, Dich in keiner Weise berechtigen, überheblich zu sein. Du solltest vielmehr dankbar dafür sein, daß es Dir in gewisser Hinsicht besser geht als andern. Es liegt nun an Dir – und ich spreche jetzt nicht nur vom Sport –, diese Talente und Fähigkeiten zu fördern und zu entwickeln.

Schauen wir noch kurz meine Spezialstrecke an, die 400-m-Hürden. Eine ‚mörderische‘ Strecke, sagen viele, weil die Anforderungen und der Kräfteverschleiß so groß sind, aber eine Strecke, die ungemein befriedigen kann. Das 400-m-Hürden-Training ist neben dem Mehrkampf sicher das vielseitigste Training, das Du Dir vorstellen kannst. Du brauchst dazu die Kondition und Ausdauer eines Mittelstrecklers, die Schnelligkeit eines Sprinters, das Bewegungsgefühl eines Werfers, die Technik eines Hürdenläufers und überdies die typischsten Qualitäten eines 400-m-Hürdlers, nämlich ein ausgesprochenes Rhythmus- und Tempogefühl. Nur Ausnahmekönner vereinigen all diese Eigenschaften in sich, und alles andere, das fehlt, muß eben in vielen und harten Trainings

Eine Aufnahme unseres Schweizer Meisters, die ausgefeilte Technik, höchste Aufmerksamkeit und größte Kraftentfaltung zeigt.





**Bruno Galliker
(Nr. 293) 400-m-
Hürdenlauf an den
Europameisterschaften 1958 in
Stockholm, wo er
sich die Bronze-
medaille erkämpfte.**

erarbeitet werden. Ich kann Dir versichern, daß ich nach all den Jahren noch immer kein vollkommener Hürdenläufer bin, aber ich weiß doch, daß ich mit einem nahezu täglichen Training alles versucht habe, um meine Schwächen auszumerzen. Die Ausdauer habe ich im Winter geholt, bei langen Waldläufen mit den Mittelstrecklern, bei jedem Wetter, in Schnee, Regen und Kälte.

Wievielmals bin ich in der Halle über Hürden gelaufen, jedes Jahr mit dem Ziel, noch rationeller die Hindernisse zu überqueren, und wieviel harte Tempoläufe brauchte es, um im Sommer, wenn die Wettkampfsaison begann, die Strecke durchstehen zu können. Und dann kommt die Belohnung, nämlich die großen Wettkämpfe, die Länder-

kämpfe, die internationalen Meetings, die Europameisterschaften und die Olympischen Spiele. Dann kommt vielleicht auch der Sieg und die Höchstleistung, die Dich für alles entschädigen, was Du getan hast; die Befriedigung, etwas Großes erreicht zu haben, und ein Gefühl, das ich Dir nicht beschreiben kann, weil man es erleben muß. Dann kommt auch die Niederlage, die alles wieder an den richtigen Platz setzt und dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und am Schluß kannst Du voller Freude und Befriedigung auf die vergangenen Jahre zurückblicken, denn Du hast nicht nur die Welt gesehen und Erfolge gehabt, sondern hast gleichzeitig auch Deinen Charakter und Deine Persönlichkeit geformt.

Bruno Galliker

Wissenswertes von den SBB

Hans Brunner

Wie stark sind Zugshaken?

Hast du auch schon überlegt, wie stark die Haken und Kupplungen von Lokomotiven und Eisenbahnwagen sein müssen? – Denke beispielsweise nur an den Haken der Maschine, an dem der ganze lange Eisenbahnzug hängt! – Solch

ein Zug hat doch oft ein Gewicht von vielhundert Tonnen, und diese werden alle vom einen Haken der Lokomotive nachgeschleppt. Begreiflich, daß deshalb diese Zugshaken wie auch die einzelnen Teile der Kupplung – Laschen und Spindel – aus bestem Stahl hergestellt werden müssen. Normalerweise sind sie so stark, daß ihnen etwa 700 Tonnen, maximal zulässig 770 Tonnen, angehängt werden können. Ein vierachsiger Leichtstahl-Personenwagen der SBB wiegt bei voller Besetzung etwa 35 Tonnen (Wagengewicht plus 1 Tonne pro 20 Plätze). Man könnte somit einer Lokomotive etwa 20 solcher Wagen anhängen. Du würdest staunen, wie lange ein solcher Zug ist. – Und doch fahren unsere Ae 6/6-Maschinen mit rund 650 Tonnen Zugsgewicht sogar über den Gotthard.

Natürlich gibt es auch Züge mit etwa 1000 Tonnen Gewicht. Aber da wird

Kupplung zweier Eisenbahnwagen. Wir sehen die Zugshaken der beiden Wagen, die durch das Kupplungsgewinde und die Laschen miteinander verbunden werden.



dann gewöhnlich in der Mitte oder am Ende der Zugkomposition eine zweite Maschine eingestellt.

Können Zugshaken abbrechen? – Natürlich! Vorerst einmal bei Überbelastung! Eine solche vermeidet man selbstverständlich. Das Personal, welches die Züge zusammenstellt, weiß genau, wieviel der Maschine angehängt werden darf. – Auch bei zu brüskem Anfahren des Zuges kann ein solcher Haken brechen. Deshalb setzt der Lokomotivführer den Zug nicht ruckweise, sondern sachte in Bewegung.

Was geschähe, wenn bei einem Zug auf der Fahrt ein solcher Haken entzweirisse? – Keine Angst! Automatisch treten dann sofort die Bremsen in Funktion und bringen den Zug – auch am Berge – raschestens zum Stillstand.

Das lückenlose Geleise

Gewiß seid ihr alle schon Eisenbahn gefahren. Da kennt ihr also das regelmäßige Klopfen der Räder, wenn der Zug über die sogenannten Stoßlücken fährt. Zwischen den einzelnen Schienen läßt man nämlich kleine Öffnungen frei, damit dort die geringen Schwankungen in der Länge der Schienen infolge verschiedener Temperaturen ausgeglichen werden. In der Glut heißer Sommertage dehnen sich nämlich die Schienen ganz wenig aus, während sie sich in der Kälte rauher Wintertage etwas zusammenziehen. Doch sorgen starke Laschen auf der Innen- und Außenseite der Schienen, daß sich diese in der Höhe und in der Richtung nicht einmal um $\frac{1}{10}$ mm verändern. Aber



trotzdem vernimmt man beim Fahren über die Schienenlücken dieses gleichmäßige Ta-ta, ta-ta.

Um dieses vermeiden zu können, baut man in neuerer Zeit sogenannte ‚lückenlose Geleise‘. – Eisenbahnschienen sind gewöhnlich 36 m lang. Nun werden z. B. 6 solcher Schienen zusammenschweißt, so daß wir 216 m lange Schienen erhalten. Diese werden auf einem Spezialzug transportiert. An Ort und Stelle schweißt man sie mit andern zusammen, so daß wir lückenlose Geleise von vielhundert Meter Länge erhalten. Das bisher längste lückenlose Geleisestück mißt 7 km. Fährt man im Zug über solche Schienen, hat man das Gefühl, man schwebe geradezu über die Geleise.

Fast jeden 2. Tag rollt aus den Werkstätten in Olten, wo diese Schienen geschweißt werden, ein solcher Spezialzug zu irgendeiner Bahnstrecke in der Schweiz, wo dann die bisherigen 36 m langen Schienen durch lückenlose ersetzt werden. Bis Ende 1963 werden rund 900 km solcher Geleise erstellt. Natürlich haben die Bahningenieure genauestens berechnet und praktisch gründlich geprüft, wie Schiene, Schwellen und Schotterbett beschaffen sein müssen, damit die Geleise auch bei großen Temperaturschwankungen keine Veränderung erfahren.

Bei den ‚lückenlosen Geleisen‘ sind die dargestellten verlaschten Schienenlücken durch Schweißungen ersetzt. Die Schienenfahrbahn weist so keine Unterbrüche mehr auf, und das so vertraute rhythmische Schlagen der Räder auf den Schienenlücken ist nicht mehr zu hören.



Die stoßfreien Schienen, die Hunderte von Metern lang sind, werden auf Spezialwagen transportiert. Diese Transporte erwecken beim Publikum großes Interesse.

Photo: SBB

Bellinzona! — Una chiave e porta d'Italia!

Franz Meyer

Wer ist schon im sausenden Flug durch den Gotthard gefahren, durch die gewaltigen Klüfte des Monte Piottino, hinunter in die grünen Ebenen der Tessiner Riviera? — Alte, graue Kirchen und schlanke Glockentürme, knorrige Reben an granitene Pergolapfosten und krumme Telephonstangen flitzen an uns vorbei. Die ‚Chiesa Rossa‘ am Schienenstrang mahnt uns an die verlorene Schlacht von Arbedo, und unversehens fahren wir in den Bahnhof Bellinzona ein. Wir stehen vor steilen Felshügeln, vor Mauern und Türmen und Burgen. Der Weg scheint uns versperrt. Mögen andere weiter drängen: Wir nehmen uns Zeit, die Stadt der Türme und Hügel, la Turrita, genauer zu betrachten.

Der Weg über den Gotthard war seit dem 12. Jahrhundert die kürzeste Verbindung zwischen Elsaß und Lombardei. Kaiser und Könige, Herzöge und Grafen im Norden und im Süden versuchten immer wieder und mit allen möglichen Mitteln, diesen einzigartigen

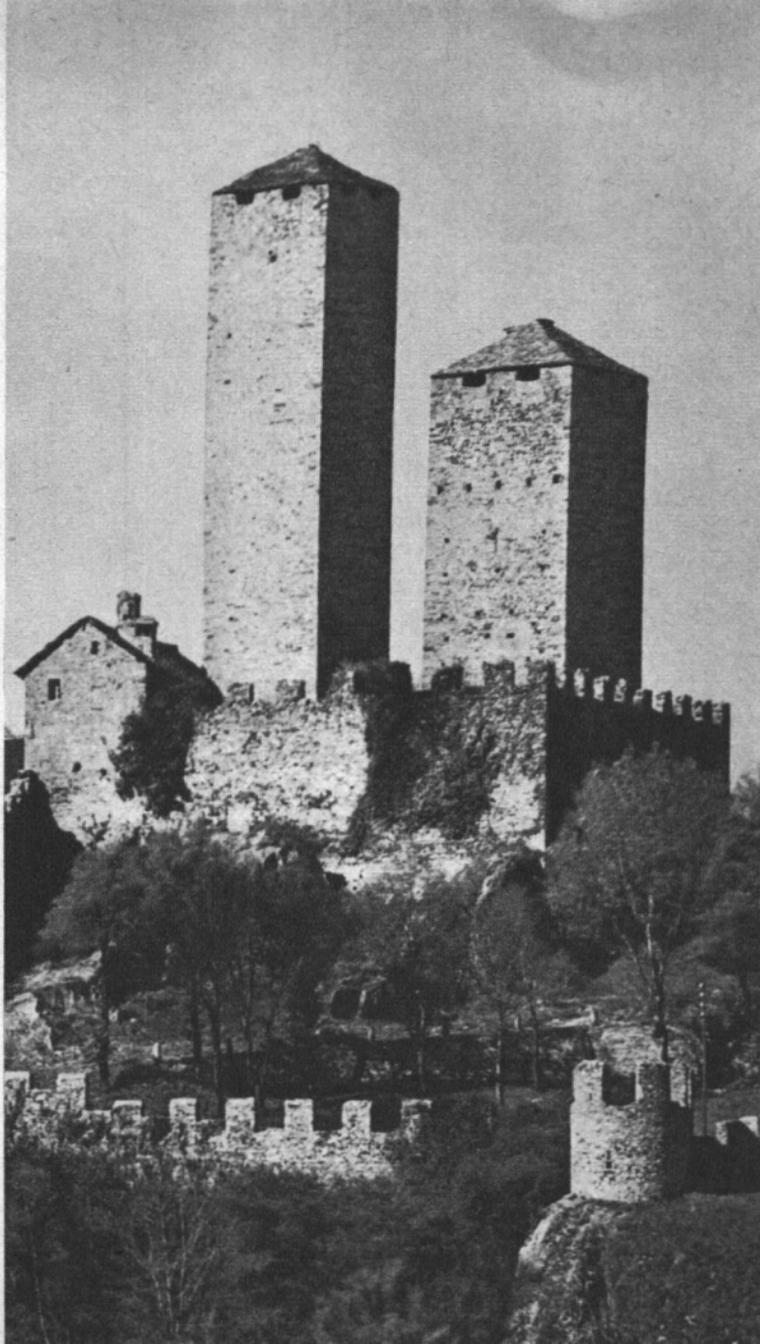
Übergang unter ihre Herrschaft zu zwingen. Aber kein Kaiser, kein Graf sollte Hüter des Passes sein: Am Gotthard stand der Uristier! Und dieser Uristier richtete nicht nur die Augen, sondern auch die Hörner nach Süden. Wenn die Kaufleute auf dem Gotthardpaß und dem Weg nach Italien ihrer Habe und ihres Lebens sicher sein sollten, so mußten die Urner das ganze Tessintal bis und mit Bellinzona überwachen. Wie unbeugsam die Urner ihre Pläne verfolgten, zeigen zwei Aussprüche aus dem Mittelalter:

Das ist das Landesbanner von Uri, ein schwarzer Uristier auf gelber Seide. Dieses Banner flatterte bei Morgarten, bei Laupen und auch im Tessintal.



**Castello Grande
Castello di San
Michele
Castello d'Uri**

Das Castello Grande liegt auf einem felsigen Hügel, der sich steil aus der Talebene erhebt. Hier stand schon zur Römerzeit ein Kastell. Im Laufe der Zeit wurde hier immer wieder gebaut und umgebaut und erweitert. Zwei alte Türme ragen aus den grauen Ringmauern. Es sind der schlanke ‚Torre bianca‘ und der schwere ‚Torre nera‘. In neuerer Zeit entstanden ist das kantonale Zeughaus. Dieser Teil stammt aus dem Jahre 1881.



Im Jahre 1479 schrieb Albrecht von Bonstetten: «Harten Nackens sind die Urner, kräftig gebaut und stark in den Waffen; Begierig stürzen sie sich auf den Feind und schnaubend beschreiten sie die Alpenpässe.»

Ums Jahr 1500 rief der Urner Bote in den Tagsatzungssaal: «Sowenig wir unser Heimattal, Weib und Kinder lassen, ebensowenig und noch viel minder geben wir Bellinzona preis!»

Ja! Bellinzona war der Schlüssel und das Tor zu Italien: Una chiave e porta dell'Italia! Schon aus dem Jahre 1442 hören wir das Urteil italienischer Truppenführer: «Die Festung Bellinzona ist derart stark durch Natur und Kunst, daß sie unbezwingbar ist.» – Von einem mailändischen Offizier stammt das anschauliche Wort: «Bellinzona ist ein Schlüssel und das Tor zu Italien, und wer hier sitzt, braucht weder den Angriff des Kaisers noch die Wut der Schweizer zu fürchten.»

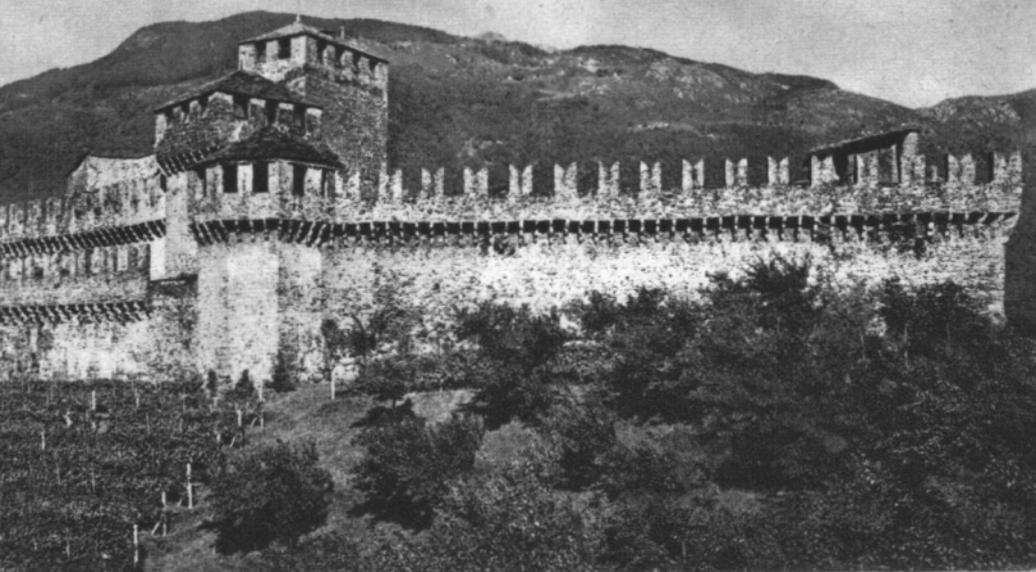
Schon in der Urzeit war die Gegend um Bellinzona reich bevölkert. Das beweisen die Gräber und Grabfunde aus Giubiasco, Pianezzo und Arbedo.

Auch die Römer setzten sich hier fest. Auf dem klotzigen Burghügel von Bellinzona stand ein römisches Kastell wie auf dem Lindenhof in Zürich, und Bilitio war ein befestigter Ort wie Turicum. In den folgenden Jahrhunderten kämpften und starben Tausende an der Talsperre von Bellinzona. Diese Erde ist mit Blut getränkt. Römische Legionen und alemannische Sippen, fränkische Horden, deutsche Kaisertruppen und mailändische Söldnerheere kamen und gingen. Kein Platz unserer Heimat



war derart dauernd umstritten. Und zuletzt pochten die Fäuste der Urschweizer an die Tore von Bellinzona.

Das alte Bellinzona lag im Engpaß zwischen zwei felsigen Hügeln. Auf dem einen stand das *Castello Grande* mit dem hohen, schlanken *Torre bianca*, auf dem andern das *Castello di Montebello*. Eine einzige Straße führte von der nördlichen *Porta Tedesca* zur südlichen *Porta di Lugano* und hinüber zur westlichen *Porta di Locarno*. Die alte Stadt lag wohlgeborgen im Schutze ihrer starken Ringmauern. Ein großer Teil dieser Mauern steht heute noch. Sie bildeten mit den zwei Burgen zusammen ein mächtiges Festungswerk. Steil über dem *Castello di Montebello* trotz

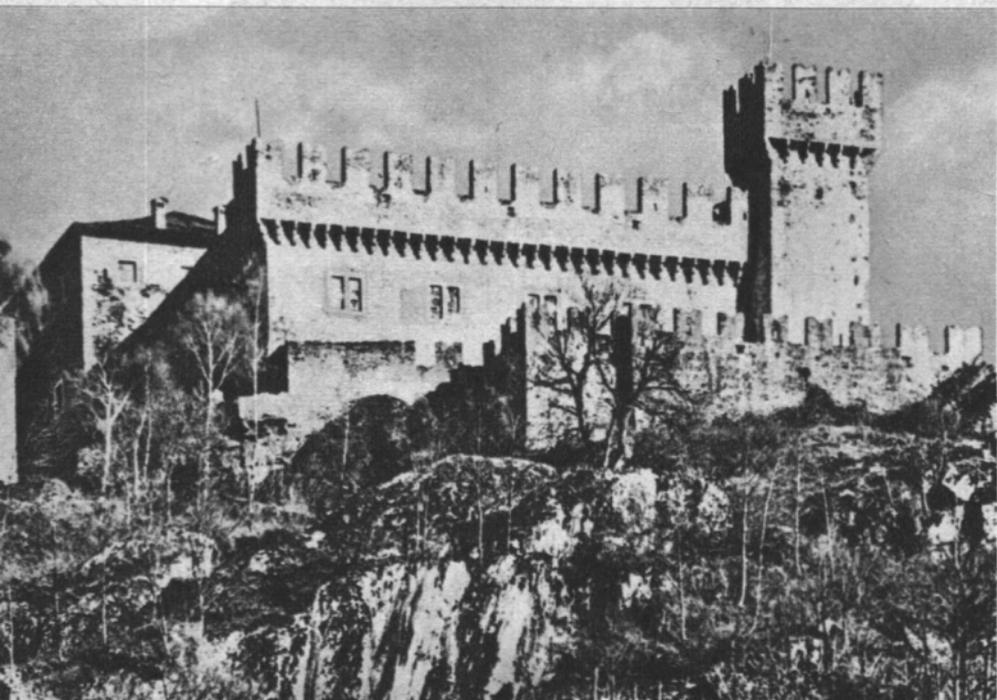


auf dem hohen Fels wie ein Rabennest das *Castello di Sasso Corbaro*. Es schützt die östliche Flanke der Tal-sperre. Von hier aus hatte der Wächter einen freien Blick über die ganze Magadinoebene, gegen den Monte Ceneri, gegen Locarno und auch nordwärts in die Tessiner Riviera.

Wer Bellinzona besucht, darf die *Murata* nicht vergessen. Das ist ein gewaltiges, doppelseitiges Mauerwerk mit einem breiten Laufgang. Wie ein Staudamm zog sich diese Murata vom Castello Grande 1000 Meter weit westwärts, quer durch die Ebene, zum Tessin hinüber. Die Mauern waren bewehrt mit 16 Türmchen, mit zackigen Zinnen und mit einer durchgehenden Rei-

Castello di Montebello
Castello di San Martino
Castello di Svitto

Es liegt eine Viertelstunde über der Stadt am Berghang. Von allen Burgen in Bellinzona fesselt uns das Castello di Montebello am meisten. Alles ist da, was zu einer Burg gehört: Ringmauern, Vorburg und Burggraben, Zugbrücke, Tor und Turm.



he von Pechnasen. Über den Fluß wurde diese Mauer als befestigte Brücke weitergeführt und endigte auf der Westseite des Tales in einem viereckigen Turm, der am steilen Felshang stand. Baumeister und Ingenieure aus Como, Mantua und Bologna waren die Schöpfer dieser wichtigen *Talsperre von Bellinzona*. Vom Schlußturm sind keine Reste erhalten geblieben. Die Murata wurde zum Teil vom Hochwasser unterwühlt und weggeschwemmt, zum Teil abgetragen. Eindrucksvolle Reste sind aber heute noch zu sehen. Hühnerhöfe und Schrebergärten liegen vor den grauen Mauern, und auf den Wehr-

Castello di Sasso Corbaro
Castello di Santa Barbara
Castello di Unterwalden

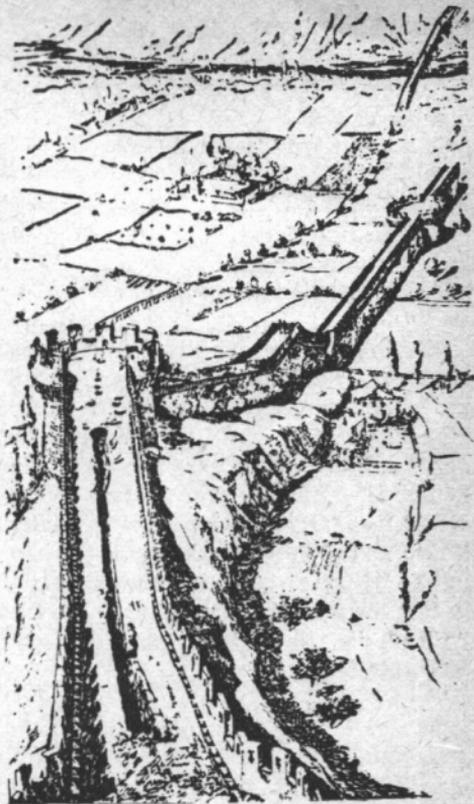
Hier am schönsten Punkt von Bellinzona flatterte seit der Tagsatzung von Brunnen im Jahre 1506 das Banner der Unterwaldner. Arrivederci nel Castello di Sasso Corbaro!

Fotos: Fotoglob-Wehrli, Zürich

gängen und Zinnen werden wohl die lebhaften Tessiner Buben verbotene Kletterübungen machen.

Im Jahre 1495 versprach der zukünftige Franzosenkönig Ludwig XII. den Schweizern die Orte Bellinzona, Lugano und Locarno, wenn sie ihm gegen den mailändischen Herzog Ludovico il Moro hülften. Im Jahre 1499 wurde dann Ludovico besiegt und aus Mailand verjagt. Der Franzosenkönig hielt sein Versprechen jedoch nicht und besetzte Bellinzona für sich. Das gab böses Blut. Die Stadt Bellinzona empörte sich und warf im Januar 1500 die verhaßte französische Besatzung in die Türme der Murata und ins Castello di Sasso Corbaro. Im April 1500 geriet schließlich Ludovico il Moro durch den Verrat von Novarra in französische Gefangenschaft, und Bellinzona fürchtete jetzt die Rache des Franzosenkönigs. Die Stadt suchte Hilfe und fand sie unerwartet. Der Urner Landammann von Beroldingen befand sich nämlich damals mit 900 Kriegsknechten auf dem Heimmarsch aus Italien. Nun wurde kurzer Prozeß gemacht. Urschweizer und Bellenzer vertrieben gemeinsam die Franzosen aus ihren Nestern. Bellinzona trennte sich auch von Mailand. Es suchte endlich Ruhe und Freiheit. Von sich aus schloß sich die Stadt den Eidgenossen an. Mit Jubel empfing das Volk die Urner Boten:

- «uns hat gedunket
- «ein stimb vom himmell
- «ze hören
- «welche uns behärttigt
- «ermanth und gerathen



Die Murata

Die Murata ist eine gewaltige Doppelmauer. Sie bildete ein wesentliches Stück der Talsperre von Bellinzona und zog sich vom Castello Grande quer durch die Ebene bis zur Brücke über den Tessin. Die Länge betrug etwas mehr als 1000 Meter. Ein Teil der Mauer ist heute noch erhalten.

«daß wir under euwere
«Herrlichkeit kämend.

uns hat gedünkt
eine Stimme vom Himmel
zu hören
welche uns bestärkte
ermahnte und riet
daß wir unter euere
Herrlichkeit kommen sollen.

Bellinzona ließ in der Festfreude einen goldenen *Freiheitstaler* prägen. Man hatte sich von Mailand getrennt und verzichtete also auf das Wappentier der Visconti und Sforza. An Stelle der Schlange schmückt ein stolzes Pferd die Münze. Oben sitzt als flotter Reiter Walterli Tell, der glücklich den Apfel in die Höhe streckt. In klaren Buchstaben lesen wir den Randtext: ‚IN LIBERTATE SUMU(S)‘ auf deutsch: ‚Wir sind frei!‘

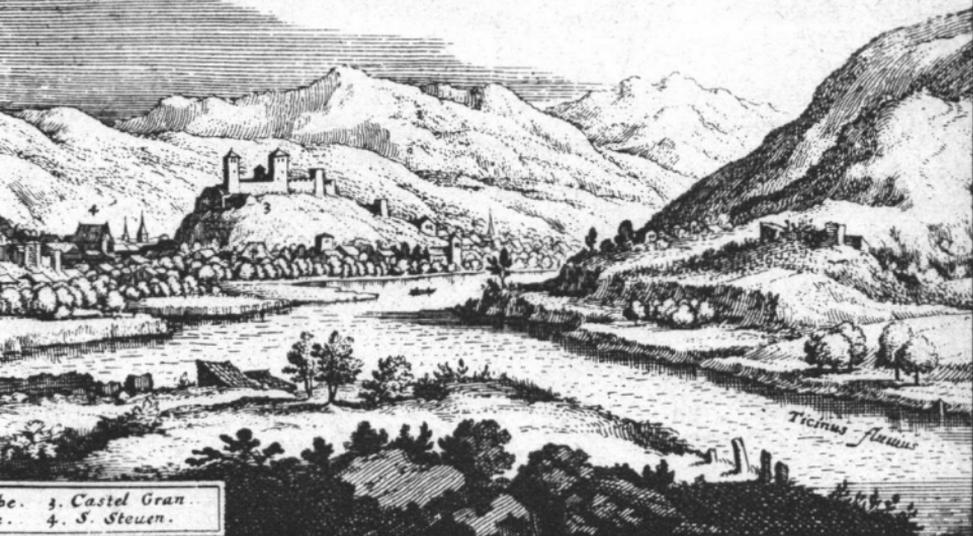
Und doch war Bellinzona noch nicht frei. Neben der ersten, echten Freiheitsurkunde tauchte plötzlich ein zweites Dokument auf. Es war von den Eidgenossen heimlich abgefaßt worden und lautete für Bellinzona weniger günstig. Bellinzona war getäuscht, enttäuscht worden und mußte noch 300 Jahre auf die volle Freiheit warten. Innerschweizerische Landvögte zogen in die Burgen ein. An der Tagsatzung zu Brunnen im Jahre 1506 wurden die drei Festungen den Urkantonen zugeteilt, und seit jener Zeit flattern die Banner von Uri, Schwyz und Unterwalden weit im Süden auf den Burgen von Bellinzona. Das Tessin wurde erst im Jahre 1803



ein gleichberechtigter Ort der Eidgenossenschaft: Freie, treue Schweizer in der Sonnenstube unseres Vaterlandes! – Liberi e Svizzeri!

Und heute ist Bellinzona über die alten Grenzen hinausgewachsen. Vom Bahnhof folgen wir der breiten Hauptstraße mit den modernen Geschäftshäusern, Villen und Hotels. Verwaltungsgebäude und Fabriken, Kasernen und Spital mahnen an die neue Zeit. Unten in der Enge aber, zwischen den Burghügeln des Castello d'Uri und des Castello di Svitto liegt die Altstadt. Neben den trutzigen Burgen bietet dieses Quartier

BELLINZONA *vulgo* Bellentz.



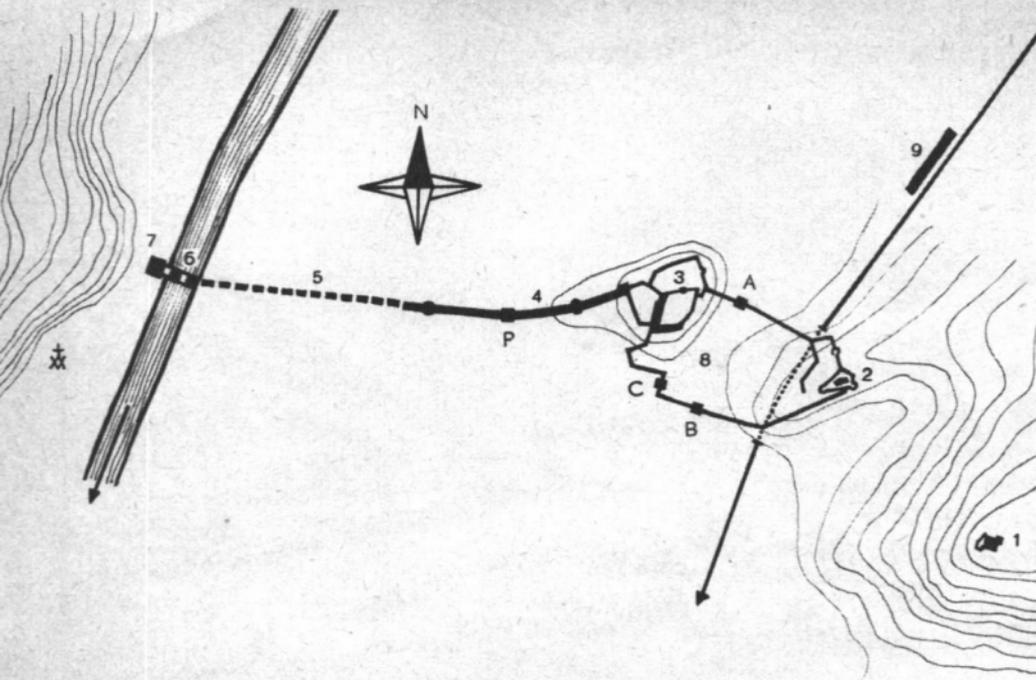
dem Besucher auf Schritt und Tritt das Bild eines lombardischen Marktflekkens. Die alten Stadtmauern sind zwar verschwunden, aber ihr ehemaliger Verlauf ist im Straßenpflaster durch dunkle Steine festgehalten. Im Schatten der Arkaden verkaufen die Händler ihre duftende Ware: Melonen, Trauben und frische Feigen, Panetoni, Salami und Nostrano. Aber auch der Kunstfreund wird eine Entdeckung nach der andern machen. Da stehen die ehrwürdige Hauptkirche und weitere Kunstdenkmäler, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Mögen andere weiterdrängen: Wir nehmen uns Zeit!

Immer wieder standen die Urner vor der Talsperre Bellinzona. Diesen Anblick konnte jeder Innerschweizer. Wir schauen von Norden nach Süden und sehen von links nach rechts:

Castello di Sasso Corbaro
Castello di Montebello
Bellinzona in der Talenge
Castello Grande und Murata

Im Vordergrund erkennen wir den Tessin-Fluß, der damals noch in wilden Haupt- und Nebenarmen das Tal durchströmte.

Kupferstich aus dem Jahre 1642 von Mathias Merian



Die Talsperre von Bellinzona

Jedes Castello hat drei Namen:

- 1 Castello di Sasso Corbaro
Castello di Santa Barbara
Castello di Unterwalden
- 2 Castello di Montebello
Castello di San Martino
Castello di Svitto
- 3 Castello Grande
Castello di San Michele
Castello d'Uri

4 Murata:

Die mächtige, doppelte Sperrmauer. Dieser Teil steht heute noch.
P Portone, das einzige befestigte Tor durch die Murata.

5 Murata:

Dieser Teil der Mauer wurde im Laufe der Zeit weggeschwemmt und abgetragen.

6 Brücke über den Tessin als Fortsetzung der Murata.

7 Schlußturm auf der andern Seite des Flusses am steilen Hang. Von diesem Turm sind keine Reste erhalten.

8 Die alte Stadt Bellinzona im Ring der Mauern.

A Porta Tedesca:

Deutsches Tor zum Gotthardpaß

B Porta Lugano:

Luganer-Tor zum Monte Ceneri

C Porta Locarno:

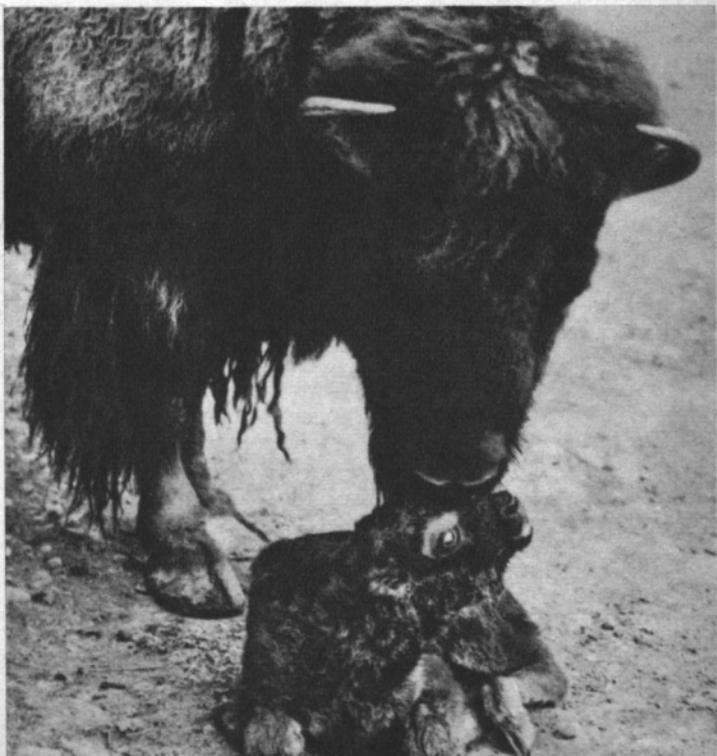
Tor nach Locarno

9 Bellinzona, Bahnhof: Der Tunnel führt unter dem Castello di Montebello durch den Berg.

Tiere im Zoo geboren

Wie oft während des Jahres könnt ihr von glücklichen und seltenen Geburten im Zoo vernehmen? Wir freuen uns ob all den Tieren, die in den weiten Ausläufen, in Gruben und Grotten, Felsaufbauten und luftigen Gehegen, auf gitterlosen Plattformen und in sauberen Käfigen sich tummeln. Sie scheinen zufrieden und keine Sehnsucht nach der Wildnis zu spüren, und doch ziehen einige nur in seltenen Fällen Junge nach, wenn ihnen das Klima wirklich behagt, die geeignete Nahrung gereicht wird, Ruhe und Abgeschiedenheit zuteil werden. Gucken wir kurz in die Kinderstube einiger Zootiere, und lassen wir uns einiges von ihren Eigenheiten erzählen.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts lebten etwa 60 Millionen Bisons die Weiten Nordamerikas. Mit der Kolonisierung der Steppen, besonders aber durch den Bau der Transkontinental-Bahn schlug die Todesstunde der Bisonherden, da die Tiere ständig geschossen wurden. Da die vollständige Ausrottung drohte, versuchte man das Schlimmste zu verhüten, und so leben heute noch 20 000 Bisons in Reservaten. Freuen wir uns des neugeborenen Bisonkälbchens.





Erst nach vielen Jahren entschlossen sich die Flamingos des Basler Zoos zur Aufzucht von Jungen. Unerwartet fingen sie an, mit Schnabel und Füßen ihre kegelförmigen Nester zu bauen, bebrüteten die Eier, und heute tummeln sich flaumige Jungtiere munter zwischen den Alten.



Der Emu hat eine besondere Brutordnung. Kaum hat die Henne die Eier gelegt, bebrütet sie das Männchen während zwei Monaten, ohne je einmal Nahrung zu sich zu nehmen.

Das Panzernashorn ist in Indien heimisch, doch zählt man nur noch 350 wild lebende Tiere. Um so erfreuter war man im Basler Zoo über die Geburt eines 60 kg schweren Dickhäuters.



Dieses kleine, noch hilflose Gibbonkind darf sich schützend an die Mutter klammern.





Die Heimat der Strahlenschildkröte ist die Tropeninsel Madagaskar, wo nicht nur die Luft ständig heiß, sondern auch der vulkanische Boden stets durchwärmt ist. Diese Situation nützt das wechselwarme Tier aus, verscharrt seine Eier in den Boden und überläßt ihm das Brutgeschäft. Das kleine hier vor seiner Mutter abgebildete Panzertier kam im Zürcher Zoo zur Welt.

Ein besonderes Ereignis hatte im Frühling 1963 aus Rapperswil der Zoo des Zirkus Knie zu melden. Hier kam, nach langen Tagen geduldigen Wartens, das erste Elefantkind der Schweiz zur Welt. Der kleine ‚Sahib‘ wog bei der Geburt bereits 139 kg und konnte sofort auf seinen Säulenbeinchen gehen. Leider verlor er seine Mutter ‚Ceylon‘ schon nach drei Monaten.





Das australische Känguruh überragt aufgerichtet einen Menschen. Sein Neugeborenes aber ist nur so groß wie dein vorderes Daumenglied. Nach der Geburt schlüpft es in die Bauchtasche der Mutter und kräftigt sich an deren Milch so, daß es nach etwa einem halben Jahr erstmals aus dem Beutel gucken kann.

**Fotos 1, 5 und 8:
Jürg Klages
Fotos 2 und 4:
Paul Steinemann
Fotos 3 und 6:
Photopress
Foto 7: Zirkus Knie**

Von den Vögeln

«Ei», rief der Jäger, «du bist halt mein, denn ich bin groß, und du bist klein!»

Nach G. K. Pfeffer

Sperling, Sperber und Adler

Ein Sperling fing auf einem Aste eine Fliege. Vergebens bat sie um Schonung. Er verspeiste sie, weil er der stärkere war.

Da schoß ein Sperber auf den Sperling herab und krallte ihn fest.

«Ach», bat der Sperling, «laß mich leben!»

«Das gibt es nicht», rief der Sperber ihn verzehrend, «denn ich bin größer als du!»

Kaum war die Beute verzehrt, schoß ein Adler unbemerkt auf den Sperber herab und riß ihm den Rücken auf.

«Ach», seufzte der Sperber, «du hackst mich ja in Stücke! Was habe ich dir denn zuleide getan?»

«Nichts», war die mitleidige Antwort, «aber ich bin stärker als du!»

Der Adler schmauste noch. Da schwirrte ein Pfeil in seine Brust. Den lauern den Jäger bemerkend, rief er ihm wehmütig zu: «Warum ermordest du mich mit deinem Bogen?»

Die Eulen

Der verflossene Winter, mit seinen kalten Wochen und der ungewohnt hohen Schneedecke brachte vor allem die Raubvögel in arge Not. Der Körner- und Allesfresser konnte sich wohl vor Scheunen, bei abgedeckten Misthaufen oder am Futterbrett noch seinen ärgsten Hunger stillen; aber Mäusebussarde, Weihen, Käuze und Waldohreulen litten halberfroren noch unter entsetzlichem Hunger. Ihnen konnte nur in seltensten Fällen die gewohnte Nahrung gereicht werden. Die Mäuse, ihre Hauptnahrung, lebten unter der hohen Schneedecke, wo sie ungestraft die abgestandene Grasnarbe durchwühlen konnten. Nicht umsonst fand man an den Waldrändern erfrorene und verhungerte Raubvögel. Die Schwachen vermochten der Unbill der Witterung einfach nicht mehr zu widerstehen und fielen lautlos aus der Baumgesellschaft hinunter auf die Schneedecke.

Ganz kurz wollen wir wieder einmal in den Steckbrief und das Tagebuch unserer Eulen gucken, die wir wegen ihrer Nützlichkeit schätzen.

Die Nachtraubvögel sind eigentlich immer von Geheimnissen umwittert, denn tags kann man sie nur schwer in ihren Verstecken finden, wo sie im Halbschlaf hindösen, und nachts, wenn ihr Leben recht eigentlich beginnt, scheuen wir uns, ihr Wohn- und Jagdgebiet auf-

zusuchen. Manche nennen sie einfältigerweise Todesboten, andere meinen, sie seien Zauber- oder Hexenvögel. Doch in einem ist man sich einig, der drolligste Kauz und die gespenstischste Eule scheinen mit all ihren Verwandten der intelligentesten Vogelfamilie anzugehören. Schon im Altertum wurde die Eule zum Sinnbild der Weisheit erhoben, und man hätte es als Zumutung empfunden, je an dieser Ansicht etwas zu ändern.

Wir fragen uns, wie sich die Eule auf ihren Jagden in der Dunkelheit wohl zurechtfinden könne. Sie kann den am unvorsichtig gewählten Platz schlafenden Vogel ebenso gut sehen, wie die springende Maus hören.

Der Nachtraubvogel hat wunderbar ausgebildete große Augen, wobei jeder der beiden Augäpfel mehr als den halben Raum einer Schädelhälfte einnimmt. Das Innere des Auges ist besonders vorteilhaft ausgebildet. Wohl kann das Eulenaug kaum Farben unterscheiden, dafür aber ist es hochempfindlich für geringste Helligkeiten, da sich in seinem Innern mehrere Millionen Sehstäbchen befinden. So kann unser Nachtvogel im stockdunkeln Tann noch ein weißes Vogelfederchen entdecken. Ganz im Unterschied zu den meisten andern Vögeln sind die Augen der Eule nach vorn gerichtet. Der sehr bewegliche Hals läßt aber ohne Anstrengung mehr als eine halbe Kopfdrehung ausführen.

Einige Eulen besitzen lange, schräg aufstehende Federohren. Diese sind Zierde, haben aber mit dem Gehör gar nichts zu tun. Der Gehörgang, der zum

hochempfindlichen innern Ohr führt, liegt vielmehr hinter dem Auge, vom Gesichtsschleier verdeckt. Dieser kann leicht gehoben werden, und es erscheint eine nackte Hautfalte. Überdies wird noch eine bewegliche häutige Klappe aufgerichtet, die als Schallfänger dient und auch den leisesten Laut in den Gehörgang lenkt.

Hat die Eule mit dem Auge oder dem Ohr z. B. eine Maus entdeckt, so packt sie mit den Fängen blitzschnell zu, und die scharfen Krallen durchdringen und töten das Beutetier augenblicklich. Ist es nicht allzu groß, wird es unzerlegt verschluckt. Die Verdauungssäfte lösen das Fleisch auf, die unverdaulichen Haare und Knöchelchen aber würgt der Vogel in Klümpchen wieder hinaus. Diese Gewölle finden sich alsdann zu Dutzenden auf dem Boden, unter den Standbäumen oder den Nistorten. Sie trocknen und zerfallen, wobei die Haare sich lösen und von den Singvögeln gerne als Polstermaterial zu ihren Nestern getragen werden.

Die nun sichtbar zutage tretenden Knöchelchen und Schädelchen lassen untrügliche Schlüsse zu, ob die Eulen der Mäusejagd oblagen oder den Singvögeln nachstellten. A. E.

Das Zwergohreulenpärchen (Farbbild) lebt vor allem in Südeuropa, wird aber auch bei uns angetroffen. Es hält sich in kleinen Gehölzen, Baumgärten, Alleen und Waldlichtungen auf und nistet gerne in Baum- oder Maurolöchern. Sein „g'u-g'u . . .“-Ruf klingt angenehm. Die Zwergohreule lebt von Insekten, verschmäht aber Mäuse, Eidechsen und Frösche keineswegs. Als Zugvogel verbringt sie den Winter in Nordafrika.



**Zwergohreulenpaar.
Foto: O. Schmid, Amriswil TG.**



Baumwollplantage. Reproduziert mit Genehmigung des Verlages Ernst Ingold, Herzogenbuchsee, nach dem Schulwandbild Nr. 116 von Marco Richterich.

Von der Baumwolle

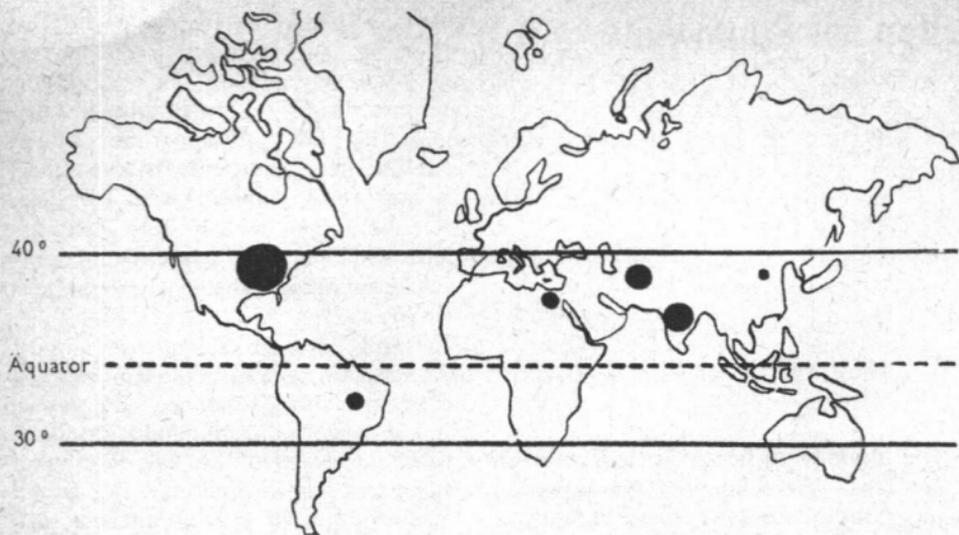
Die Baumwollpflanze ist ein Malvengewächs. Wie schon der Name andeutet, kann die ausgewachsene Baumwollpflanze die Größe eines Baumes erreichen. Lieferanten der Baumwollfasern sind aber die staudenhohen Pflanzen der Plantagen. Die Aussaat der Kulturpflanzen erfolgt in Nordamerika in den Monaten April-Mai. Aus dem Samen entwickelt sich innert 5-6 Monaten die bis 1,50 m hohe Staude. An derselben bilden sich nach der Blütezeit drei- resp. fünffächerige Kapseln, welche je

Baumwollstauden mit Blüten, reifen Kapseln und weißen Büscheln finden sich in unserer Nähe. Pflücker sammeln die Flokken in Körbe, die eine Negerin zur Sammelstelle trägt. Ein Aufseher reitet durch die Plantage. Er wird auch die Arbeit an der Sammelstelle kontrollieren, wo die Ernte sortiert, in Säcke gestopft und dann zur Entkörnungsanlage transportiert wird. Jenseits der reifen Parzellen pflügt ein Eingeborener ein abgeerntetes Feld und bereitet es zur Neubepflanzung vor. Regenwälder des brasilianischen Hochlandes schließen das Rund.

5-10 Samen enthalten. An den Samen wiederum entwickeln sich die je 2000 bis 7000 Samenhaare, die eigentlichen Baumwollfasern. Eine Baumwollstaude liefert bis 500 g Pflückbaumwolle. Da jede Pflanze gleichzeitig Blüten, unreife und reife Kapseln trägt, erstreckt sich die Ernte über längere Zeit, und dem Pflücken mit Maschinen stellen sich die mannigfachsten Hindernisse in den Weg.

Vielfältig sind die Schädlinge und die Krankheiten, welche eine Baumwollern- te beeinträchtigen können. Zu nennen sind die Mosaikkrankheiten am Blattwerk, die Kapseläule, die Baumwollraupe und der Kapselkäfer. Die Schädlingsbekämpfung erfolgt auf den großen Plantagen oft vom Flugzeug aus oder gar durch Vergasung abgegrenzter Gebiete.

Die Baumwollpflanze verlangt zu ihrem Gedeihen viel Feuchtigkeit und Wärme, zur Zeit der Ernte aber vor allem Wärme. Diese Wünsche erfüllt das subtropische Klima. So wird denn auch die Baumwolle nördlich des Äquators vor allem in den Südstaaten der USA, in Ägypten, Vorderindien, Russisch-Zentralasien und China, ferner in Peru, Argentinien, Paraguay, im Kongo, in Äquatorialafrika und Australien südlich desselben angebaut. Das Gebiet, in dem die Baumwolle gedeiht, erstreckt sich vom 40. Grad nördlicher Breite bis zum 30. Grad südlicher Breite. Dieser Streifen wird oft als 'Baumwollgürtel' bezeichnet. Europäische Baumwolle stammt aus Spanien, Bulgarien, Griechenland und Sizilien, wo sie allerdings in verhältnismäßig geringem Ausmaß



angebaut wird. In den großen Anbau-gebieten, wie den USA, Ägypten usw., bestehen staatlich unterstützte For-schungsinstitute zur Züchtung mög-lichst geeigneter Baumwollsorten. Die Pflanzen sollen gegen Krankheitsbefall gefeit sein und außerdem viel und feines Fasermaterial liefern.

Sogleich nach der Ernte müssen die Baumwollsamens von den Fasern ge-trennt werden. Die ölhaltigen Samen würden sonst innert kurzer Zeit verder-ben und dabei auch die Fasern schädi-gen. Das Entfernen besorgt die Säge-entkernungsmaschine. Zahlreiche ro-tierende Sägeblätter mit stumpfen Zäh-nen ragen teilweise durch Roststäbe und reißen beim Rotieren die Fasern von den Samen. Diese werden wegen ihres größeren Durchmessers vom Rost zurückgehalten und fallen nach dem Entfasern in den bereitstehenden Sa-

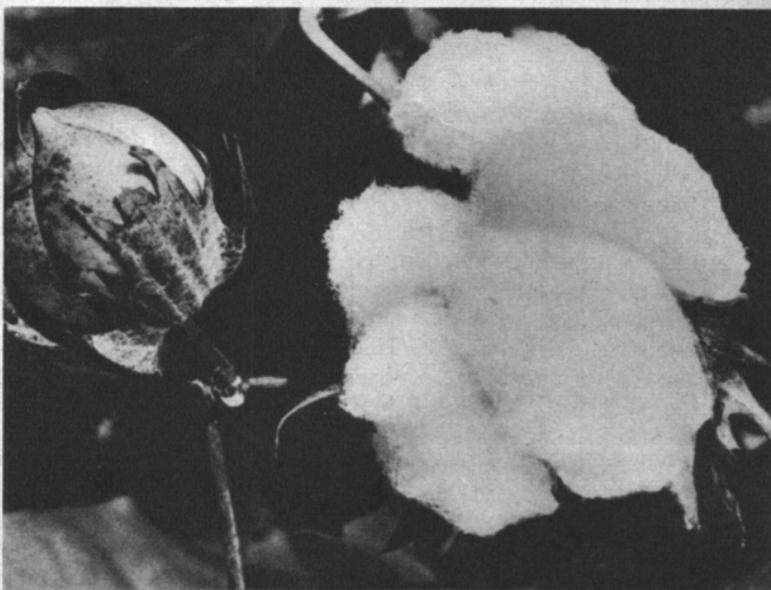
Zwischen dem 30° südlicher und 40° nörd-licher Breite liegt der ‚Baumwollgürtel‘. Besonders auffallend ist das weit nordwärts sich ausdehnende amerikanische Baum-wollgebiet; ein wohlthätiger Einfluß des warmen Golfstromes.

menbehälter. Bis man 1 kg Fasernma-terial bekommt, müssen 30 000 bis 40 000 Samen entfernt werden.

Haupthandelsplatz für die Baumwolle in den USA ist New Orleans, am Mis-sissippi. Hier kommt die Baumwolle aus den einzelnen Produktionsgebieten zusammen. Die Baumwollhändler kau-fen sie auf und verkaufen sie zur Ver-arbeitung weiter. Die Preise für die Baumwolle werden an der Baumwoll-börse festgelegt. Dieselben variieren je nach der Qualität der Lieferung. Von einer guten Sorte werden verlangt: gleichmäßig lange Fasern, feine, weiße, glänzende Fasern, hohe Reißfestigkeit,



Die hübsche Blüte der Baumwollpflanze ist je nach Art weiß, gelb, rötlich-gelb oder in seltenen Fällen rot.



Nach der Blüte wandelt sich der im Kelch sitzende Fruchtknoten zu einer Kapsel. Diese springt auf und läßt bald die Samenhaare hervorquellen.



wenig unreife Fasern, wenig Kapsel- und Blattresten.

Es überrascht uns nicht wenig, daß die Baumwollernte restlos verwertet werden kann. Ein Gewichtsdrittel der Pflückbaumwolle machen die Fasern aus, die zur Herstellung hochwertiger Gewebe dienen. Die Samen beanspruchen zwei Drittel des Gewichtes. Von ihnen wird vorerst das Nebenprodukt ‚Liners‘ gelöst, das sind 0,5–5 mm lange Fasern, der Rohstoff zur Herstellung begehrter Kunstseiden, Zelluloide, Autolacke und, zu guter Letzt, des rauchlosen Schießpulvers. Alles übrige wird gepreßt, und das so gewonnene Samenöl findet in rohem Zustande in

Im ägyptischen Produktionsgebiet tragen Kamele die in Säcke verpackte weiche Last zur Entkörnungsfabrik.

der Seifenfabrikation Verwendung oder wird, nach durchlaufenem Reinigungsprozeß, als Speiseöl genossen. Der Preßrückstand ergibt Ölkuchen. Er wird den Tieren als Futter gereicht.

Die Baumwolle ist allseits begehrt. Bei den Produzenten ist sie beliebt, weil ihr Anbau in Plantagen eine Massenproduktion ermöglicht, und die Industrie schätzt sie, da die Faser nach der Entkörnung bald spinnbereit ist.

Um Schiffsraum zu sparen, wird die Baumwolle vor dem Versand bretthart gepreßt, in Jute verpackt und mit Stahl-

bändern umschlossen. Je nach dem Herkunftsland variieren die Ballengewichte. So sind die aus Ägypten eingeführten fast doppelt so schwer wie die indischen Ballen, die nur ca. 185 kg wiegen, während andererseits die amerikanischen ein Gewicht von ungefähr 217 kg aufweisen.

Über die Einfuhrhäfen Antwerpen, Rotterdam und Genua werden die eingekauften Ballen in die Schweiz speditiert. In unseren Baumwollspinnereien, Watte- und Verbandstoffabriken werden sie in verschiedenen Arbeitsgängen zerlegt, gemischt und gelagert. Durch tüchtige Bearbeitung in Schlag- und Waschmaschinen entzieht man den Fasern die letzten lästigen Schmutz- und Fettreste, bleicht, mischt und streckt sie und bereitet sie so zum Verspinnen vor.

Was wird aus Baumwolle verfertigt? Man trägt auf dem Leibe die verschiedensten baumwollenen Stoffe. Auch Watten, Gazen und Verbandstoffe sind aus der gleichen Gespinnstfaser verfertigt. Entdeckt man gefällige Spitzengebe oder hauchdünne Stoffe, sie sind bestimmt aus Baumwolle. Erst recht denken wir an die weichen Flocken, wenn wir im strengen Winter im warmen Flanellhemd auf weichem Barchent liegen können.

A. E.

Diese Maschine, deren Spindeln 8000 bis 10 000 Umdrehungen pro Minute ausführen, verarbeitet das zarte Faserband zu fertigem Baumwollgarn.

Die Fotos stellte uns die Publicitätsstelle der Schweizerischen Baumwoll- und Stickerie-Industrie freundlicherweise zur Verfügung.



Lach mit!

Die neue Schulordnung

1. Die Schule ist von heute an eine Erholung. Jede Anstrengung ist unzulässig. Wer bei den Schularbeiten schwitzt, wird fortgeschickt.

2. Der Schulbeginn ist dem Ermessen der Schüler anheimzustellen, darf aber nicht vor 10 Uhr festgesetzt werden. Vor Beginn der Schule werden Brötchen und Limonade gereicht.

3. Wünscht der Schüler nicht zur Schule zu laufen, so muß er per Schulauto abgeholt werden.

4. Alle Schüler haben in tadelloser Maßkleidung zu erscheinen. Die Rechnung ist dem Inspektor zur Begleichung zu übergeben.

5. Während der Schularbeiten darf gesungen werden. Wird ein Lied angestimmt, so sind Lehrer und Schüler verpflichtet, mitzusingen. Singen, Plaudern und Jodeln fördern die Schulfreudigkeit und müssen mit Note 6 bewertet werden.

6. Von 12–14 Uhr ist Mittagspause. Das Essen kommt automatisch auf den Tisch. Suppe muß nicht gegessen werden, dafür tragen die Lehrer mehrmals Dessert auf und sorgen für gediegene Unterhaltung.

7. Von 14–15 Uhr ist Kaffeepause.

8. Das Benützen der Toiletten während der Pausen ist den Schülern untersagt. Dazu ist die Schulzeit da.

9. Wer in der Schule schläft, darf vor Feierabend nicht geweckt werden.

10. Um 16 Uhr ist Schulschluß. Beim

Verlassen des Schulzimmers hat der Lehrer jedem Schüler die Hand zu drücken und ihm für die aufopfernde Tätigkeit den wärmsten Dank auszusprechen.

11. Hausaufgaben in irgendeiner Form sind strengstens verboten.

12. Es dürfen nur gepolsterte Schulbänke bereitgestellt werden. Televisionsgeräte müssen in jedem Schulzimmer installiert sein.

Arbeite ruhig und gediegen,

Was nicht fertig ist, bleibt liegen.

Halte stets die Ruhe heilig,

Nur die Streber haben's eilig. Ch. Z.

Ein «tifer» Schreiber

Im letzten Jahrhundert brach in einem Dorf unter den Hunden die unheimliche und gefährliche Tollwut aus. Man hatte unbedingt Maßnahmen zu treffen, und manch treues Tier mußte sein Leben lassen.

Der Ammann des Dorfes befahl seinem Schreiber, einen Aufruf zu verfassen und am Feuerspritzenhäuschen anzuschlagen. Dieser besorgte die Sache prompt, und anderntags konnte der Ammann folgende Notiz lesen:

«Wer ein toller Hund hat,
wird verschossen!»

Entsetzt sprach der Ammann bei seinem Schreiber wieder vor und machte ihn auf den Fehler aufmerksam. Dieser hatte die Sache bald korrigiert und hängte den Zettel wieder aus. Nun konnten alle lesen:

«Wer ein toller Hund hat,
wird verschossen,
der Hund!»

Br.

Im Lande Sonderbar

Etwas für unsere jungen Zoologen und Botaniker.

Findet ihr nicht, das sei eine seltsame Gesellschaft? Wer wissen will, ob er alle Unstimmigkeiten entdeckt habe, schaut auf Seite 167 nach.



Pflanzen als «Raubtiere»

Dr. Josef Aregger

Kaum eine andere Erscheinung des Pflanzenreiches weckt solches Erstaunen wie die Tatsache, daß eine Reihe von Pflanzen Tierchen fressen. In den meisten Köpfen spuken darüber falsche Vorstellungen, und fast alle Naturfreunde sind beim ersten Funde dieser merkwürdigen Pflanzen überrascht. Sie hatten sie sich viel größer und gefährlicher vorgestellt. Von den rund 400 fleischfressenden Arten, die auf der Welt vorkommen, kann man in der Schweiz 13 finden. Drei davon sollen hier kurz vorgestellt werden.

Das *Fettkraut* wächst an feuchten Stellen, in Mooren und an nassen Felsen. Über dem Boden breitet es eine Rosette fleischiger, hellgrüner Blättchen aus, die am Rande etwas eingebogen sind. Berührst du sie, so stellst du einen klebrigen Überzug fest. Auf der Blattfläche sitzen nämlich Tausende von kleinsten Drüsen, welche einen klebrigen Schleim absondern. Das Blatt wirkt wie ein Fliegenfänger, doch werden nicht Fliegen, sondern Kleininsekten, Spinnchen usw. gefangen. Krabbeln solche auf das Blatt, so bleiben sie im Schleime stecken. Durch das Zappeln werden die Drüsen angeregt, noch mehr Schleim abzusondern, so daß die Tierchen darin ersticken. Gleichzeitig rollt sich das Blatt etwas ein. Jetzt treten andere Drüsen in Tätigkeit und scheiden einen Verdauungsstoff aus, welcher die in die Mörderfalle geratenen Tierchen in ein bis drei Tagen auflöst. Hierauf wird von diesen Drüsen alles Flüssige wieder aufgesogen, wodurch das Fettkraut stickstoffhaltige Nahrung bekommt. Auf dem Blatt

Illustrationen: Toni Haas

Das Fettkraut. A Pflanze mit Blüten. B Rosette fleischiger, fangbereiter Blätter. C Ameise, gefangen unter eingerolltem Blattrand.

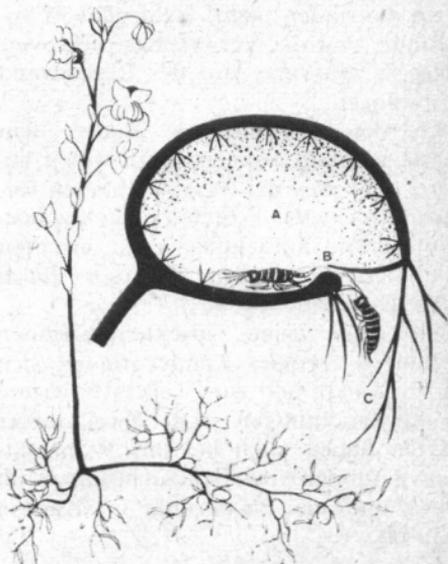
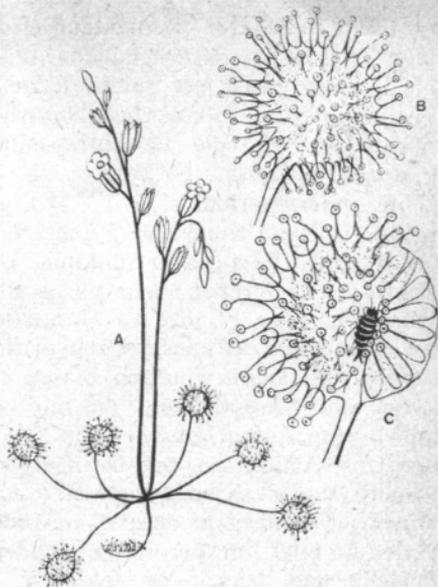


Der Sonnentau. A Pflanze mit rosettenartig auf dem Boden aufliegenden Blättchen. B Einzelnes Blatt mit ‚Sonnentau‘. C Die klebrigen Stielchen neigen sich über ein gefangenes Insekt.

bleibt die unverwesliche Körperhülle des Tieres liegen (Chitin), welche vom Winde gelegentlich weggeblasen wird. Im Sommer sprießen inmitten der Blattrosette meist mehrere Stielchen mit gespornten Blüten hervor. Das gemeine Fettkraut blüht blau, das häufigere Alpenfettkraut hingegen weiß. Das Volk nennt das Pflänzchen ‚Moos-anke‘ und legt seine feuchtklebrigen Blätter gerne auf entzündete Körperstellen.

Auf Torfmooren wächst meist recht zahlreich der zierliche *Sonnentau*. Auch hier liegen kreisrunde, langgestielte Blättchen rosettenartig auf dem Boden auf. Auf ihnen stehen, besonders am Rande, einige Dutzend roter Stielchen, welche oben verdickt sind und eine klebrige Flüssigkeit ausscheiden. Diese glänzt wie Tau (daher der Name!), und gerne fliegen Insekten auf sie hin. Kleine Tierchen bleiben auf diesen ‚Tautropfen‘ kleben. Sogleich setzt eine vermehrte Ausscheidung von diesem Schleim ein. Die roten Stielchen, es sind Drüsen, neigen sich von allen Seiten über das Opfer, welches erstickt und hierauf wie beim Fettkraut verdaut und aufgesogen wird.

Blühender Wasserschlauch mit vielen Fangblasen im Wurzelgewirr. A Verdauungshöhle der Fangblase. B Die Falltüre hat sich hinter einem Flohkrebsechen geschlossen, während ein zweites dieselbe wieder aufstoßen will. C Borsten der Reuse.



Kennst du die schweizerischen Landschaften?

(Lösung zu Seite 47)

Ein weit seltenerer Sonnentau besitzt nicht runde, sondern längliche Blättchen. Ersterer ist der rund-, letzterer der langblättrige Sonnentau. Natürlich stehen sie, wie alle fleischfressenden Pflanzen, unter Naturschutz.

Ganz anders verhält sich der *Wasserschlauch*. Diese wurzellose Pflanze lebt oft in großen Mengen in Sümpfen, Teichen und Torfgräben. Sehr kleine Blasen, deren jede Pflanze zu Hunderten besitzt, stellen raffinierte Fangvorrichtungen dar. Diese winzigen Blasen besitzen eine Klappöffnung, die nur von außen aufgestoßen werden kann. Ob es der Unterschlupf ist, der die Tierchen – meist sind es Kleinkrebschen – zum Hineinschwimmen in diese Todesfallen verleitet, oder ob der ausgeschiedene Schleim und Zucker sie anlocken, ist unsicher. In den rundlichen Schläuchen bleibt das Tierchen gefangen. Es gibt kein Entrinnen mehr. Bald geht es zugrunde, und die Verwesungsstoffe werden als Nahrung von der Blasenwand aufgesogen.

Was der nährstoffarme Boden dem Fettkraut und Sonnentau zu wenig liefert, oder was der Wasserschlauch wegen Fehlens der Wurzeln nicht aus dem Untergrund aufnehmen kann, erhalten die fleischfressenden Pflanzen durch den Tierfang.

Bei den vielen insektenfressenden Pflanzen fremder Länder finden sich noch andere und zum Teil raffiniertere Fangvorrichtungen vor. Zwei dieser Arten haben auch bei uns Wohnstätten gefunden: die Schlauchpflanze im Jura und die Wasserfalle im Kanton Zürich.

Linke Seite, von oben nach unten:

1. Jura. Typische Landschaft zwischen St. Wolfgang und Balsthal mit Ruine Falkenstein.

2. Flachland. Unzählige große und kleine Wiesen und Äckerchen breiten sich aus im Gebiet von Würenlos und an der Limmat.

3. Hügelland. Diese Napflandschaft gegen das Hochenzi läßt uns viele typische Eggen und Gräben sehen.

Rechte Seite, von oben nach unten:

4. Nördliche Voralpen. Die Churfürsten über dem Walensee.

5. Hochalpen. Saastal mit Fletschhorn und Lagginhorn.

6. Südliche Voralpen. San Salvatore (siehe die beiden Türme auf dem Gipfel und dem Vorgipfel) mit Blick auf Monte Brè und den Luganersee.

Unsere Heimat ist ein herrlicher Flecken Erde, der zu allen Zeiten bewundert, von Dichtern besungen und von Künstlern des Zeichenstifts und der Palette im Bilde festgehalten wurde. Alljährlich bereisen sie viele tausend neugierige Touristen. Erholungssuchende aus allen Erdteilen verbringen angenehme Ferientage in ihren bevorzugten Regionen. Zeigen wir uns unserer Heimat würdig, und mehren wir das Ansehen, welches unsere Ahnen ihr erworben haben.

Zeugen der Urzeit

Franz Meyer

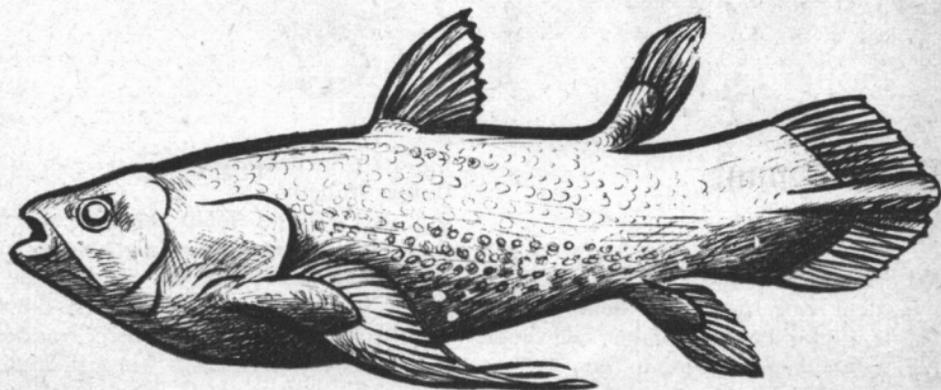
Der Quastenflosser

Dieser Urweltfisch sollte eigentlich ausgestorben sein. Er war den Forschern bis in die neueste Zeit nur aus Versteinerungen bekannt, und diese Versteinerungen stammen aus einer Zeit, die 70 Millionen Jahre hinter uns zurückliegt. Der Quastenflosser ist der Vorfahre der heute lebenden Vierfüßer.

Im Jahre 1938 geschah die Sensation! Im Indischen Ozean zog ein Fischdampfer seine Netze ein. Da zappelte im Gewinnel der Beute ein blauer Fisch. Er war 1,5 m lang und wog 52 kg. Der Kapitän stutzte. Seltsam! Diesen Fisch kannte er nicht. Er legte das Tier beiseite und brachte es später ins Museum. Auch dort war man ratlos, erkannte aber, daß der Kapitän einen außergewöhnlichen Fisch gefangen hatte. Leider war das Tier inzwischen in Verwesung übergegangen.

Die Forscher druckten Flugblätter, auf denen der seltsame Fisch abgebildet und beschrieben war. Sie brauchten ein lebendes Exemplar, wenn sie Antwort auf alle Fragen geben sollten. An allen Küsten von Südafrika waren diese Flugblätter bekannt.

Im Jahre 1950 traf das langersehnte Telegramm ein. Zwischen Afrika und der Insel Madagaskar war der zweite Fang geglückt. Wieder der gleiche, blaue Fisch! Über 3000 km wurde das geheimnisvolle Tier im Flugzeug abgeholt. Und im Laufe der nächsten Jahre

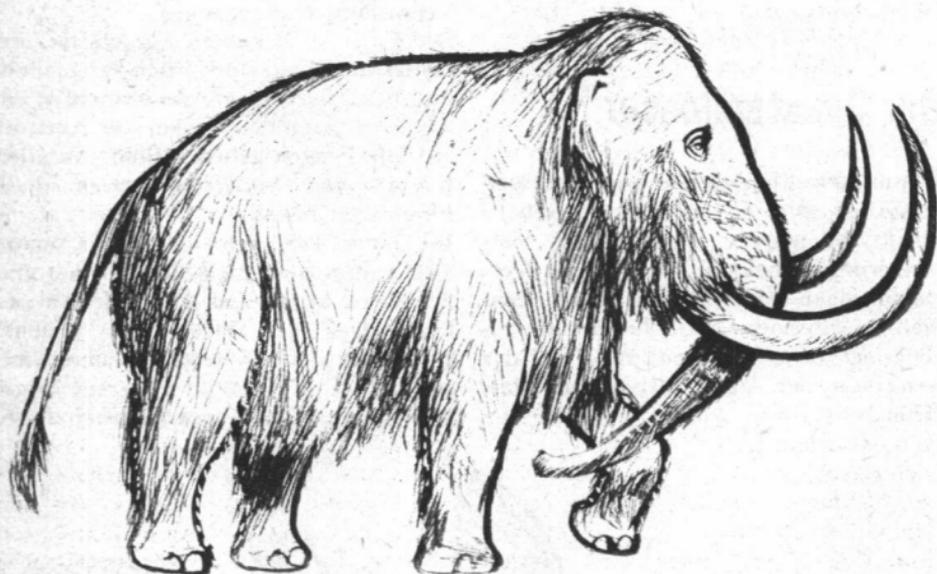


wurden noch sechs weitere Quastenflosser gefangen und peinlich genau beobachtet.

Heute wissen die Forscher Bescheid: Der Quastenflosser lebt in einer Tiefe von 250 m. Er ist ein Räuber und wird 70 kg schwer. Die Bauchflossen und die Brustflossen sind umgebildet zu eigenartigen ‚Beinchen‘, mit denen der Fisch auf dem Meeresboden ‚marschieren‘ kann. Diese ‚Beinchen‘ sind nach

allen Seiten beweglich. Aus diesen ‚Beinchen‘ des Quastenflossers entstanden vor vielen Millionen Jahren die Beine der Vierfüßer, als sich die Fische vom Wasser trennten und das feste Land eroberten.

Wie ein Blitzlicht zündet dieser lebende Urweltfisch in längst vergangene Zeiten zurück und gibt dem Forscher einzigartige Antwort auf die ewigen Fragen und Rätsel der Natur.



Das Mammut

Wir alle kennen die zahmen Elefanten aus dem Zoo oder aus dem Zirkus. Wilde Elefanten aber haben wir noch nie gesehen. Sie leben in den heißen

Ländern, im tropischen Afrika und im fernen Indien.

Vor 10 000 und mehr Jahren waren große Teile Europas mit Gletschern bedeckt. Damals lebte der Elefant der Eiszeit, das Mammut. Heute ist diese Tierform ausgestorben. Auch andere urweltliche Tiere sind ausgestorben,

aber keines ist so vollkommen und frisch erhalten geblieben wie das Mammut. Es wurde im Eiskeller der Natur bis in unsere Zeit mit Knochen und Fleisch, mit Haut und Haar erhalten. Im Jahre 1901 unterwühlte das Schmelzwasser des Polarsommers die ewig gefrorenen Ufer des Beresowka-Flusses in Sibirien. Dabei schwammen die kalten Fluten ein ausgewachsenes Mammut aus seinem eisigen Grab. Es war an dieser Stelle vor vielen tausend Jahren lebend in einer Höhlung des Bodens versunken und konnte sich nicht mehr retten. Speck und Fleisch des Tieres waren noch frisch. Polarfüchse und Hunde machten sich darüber her. Zwischen den Zähnen des Mammut fand man noch Pflanzenreste, die letzte Mahlzeit des Riesen. Und das Mammut war ein Riese. Es erreichte eine Schulterhöhe von 4 m. Seine schwungvoll gekrümmten Stoßzähne waren ebenso lang. Den Körper bedeckte ein 5 cm dicker Pelz aus Wollhaaren. Das war das warme Unterkleid. Darüber hingen zottig die 50 cm langen rostbraunen Grannenhaare. Legte sich das Mammut auf Eis oder Schnee zur Ruhe, so bildeten diese groben Haarsträhnen einen robusten Teppich. Eine dicke Speckschicht und ein Fettbuckel auf dem Rücken boten ebenfalls Schutz vor der beißenden Kälte. Sie dienten auch als Notvorrat. Der kräftige Rüssel trug borstige Haare, und der kurze Schwanz endete mit einer haarigen Quaste.

So steht das Mammut lebendig und riesenhaft, wahrheitsgetreu vor uns, trotzdem es längst ausgestorben ist.

Ammonshörner



Auf Bergwanderungen findet der aufmerksame Naturfreund im Fels oft diese prächtigen Versteinerungen. Sie stammen von urweltlichen Meertieren. Diese lebten schon Millionen von Jahren vor dem Quastenflosser. Heute sind sie ausgestorben. Trotzdem können wir genau feststellen, wie sie ausgesehen haben. Die Felsen waren damals schlammiger Meeresgrund. Wasser bedeckte die Erde.

Das Ammonshorn ist die Schale eines Weichtieres aus der Familie der Tintenfische. Aus dieser Riesenfamilie sind dem Forscher über 9000 ausgestorbene Arten bekannt. Tintenfische sind eigentlich keine Fische. Man nennt sie richtiger Kopffüßer. Ihre Füße sind mit Saugnäpfen besetzt und sitzen wie Greifarme am Kopfe fest.

Wer findet wohl selbst ein Ammonshorn? Millionen von Jahren in einer prächtigen Versteinerung, die keinen Batzen kostet!

Erdöl ist ein besonderer Saft

Alois Zürcher

Der Treibstoff unseres Jahrhunderts, das Blut der modernen Technik heißt Erdöl. Dieser Rohstoff ist unerhört vielseitig verwendbar. Autos und Flugzeuge treibt er an, Eisenbahnen und Hochseeschiffe; er heizt die Öfen moderner Wohnungen, er ölt Milliarden von Rädern, er liefert Stearin für die Weihnachtskerzen, Farben und Lacke und den staubfreien Straßenbelag.

Ernste Forscher haben seit je um das Werden des Erdöls gerätelt. Sie sagen: Erdöl bildet sich vor allem aus organischen Resten winziger Meertierchen, die in unvorstellbaren Scharen seit 500 Millionen Jahren Ozeane und Binnenmeere bewohnen. Tausend Arten von Wurzelfüßlern, Strahlentierchen, winzigen Schnecken und Krebsen sanken nach dem Tode wie ein Regen ohne Ende auf den Meeresgrund. Schlamm und Feinsand der Flüsse deckten sie zu. Bakterien, die ohne Sauerstoff leben können, bauten die Fette der eingeschlossenen Tierreste ab und wandelten sie in lebertranartiges Öl, das die

Zwischenräume des ‚Erdölmuttergesteins‘ erfüllte wie das Wasser die Poren des Badeschwamms. Als die Erde im Laufe der Zeiten schrumpfte, als die Schichten gepreßt, verformt und gehoben wurden, wich das Öl dem Drucke aus. Es wanderte oft über viele hundert Kilometer, bis undurchlässige Decken seinen Wanderdrang stoppten. In porösen Kalk- und Sandsteinschichten, unter Gewölben, an Verwerfungen und Salzdomen bildeten sich Erdöllager. Anderwärts erreichte das Erdöl über Risse und wasserführende Schichten die Erdoberfläche.

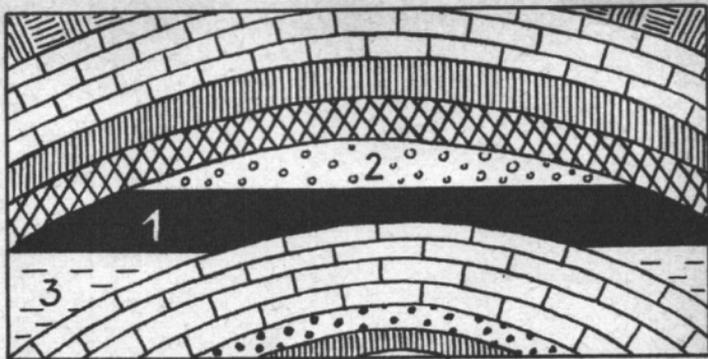
Bei der Eroberung Ägyptens entdeckten die Römer eine frei fließende Ölquelle am Golf von Suez. Sie zeichneten den Fundort als ‚mons petrolis‘, als Steinöl-Berg in ihre Karten ein.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts diente das Petrol als Brennöl für Zimmerlampen und als Heilmittel.

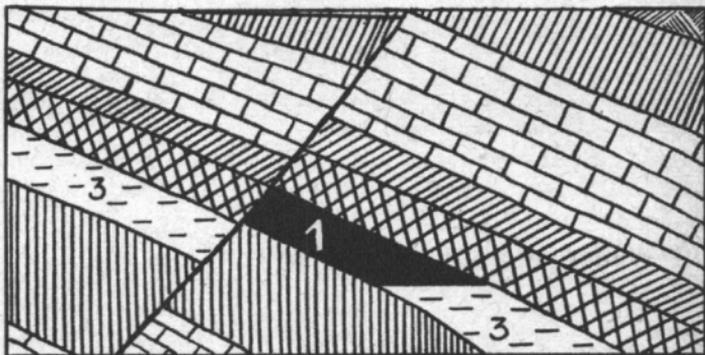
Der 29. August 1859 wurde zum denkwürdigen Tag in der Geschichte einer neuen Industrie. Bei Titusville im amerikanischen Staate Pennsylvanien hatte Laurentine Drake, ein ehemaliger Zugführer, über einer Erdölpfütze einen Bohrturm errichtet. Nach zweimonatiger Arbeit stieß der dampfgetriebene Bohrer in einer Tiefe von 21 Metern auf das ersehnte Erdöl. Das Bohrloch lieferte 2 bis 3 Tonnen Öl pro Tag im Werte von 300 bis 450 Dollar. Ein Fieber packte die halbe Welt. Im Süden und Westen der USA, in Rumänien und Rußland, im Mittleren Osten und in Venezuela machten sich Erdölsucher an die Arbeit. Mehr als anderthalb Millionen Bohrlöcher wurden seit

Erdöl in der Falle

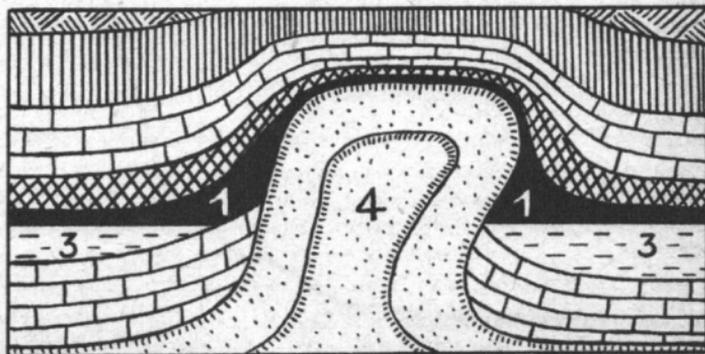
Eine undurchlässige Schicht verhindert die Flucht nach oben. Das Erdöl (1) ruht auf einer Wassermatratze (3) und ist von Erdgas (2) begleitet.



Durch eine Verwerfung (parallele Verschiebung am Bruch) liegt Erdöl (1), zwischen undurchlässiger Schicht und aufstoßendem Grundwasser (3) eingezwängt.



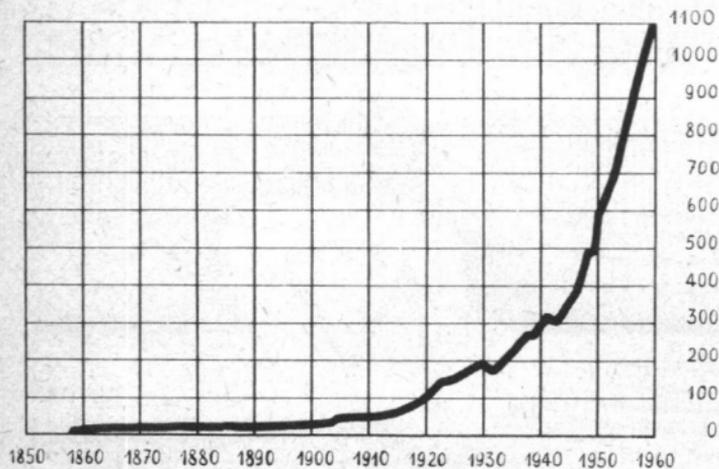
Ein Salzdom (4) trennt ein auf der Wassermatratze (3) liegendes Rohstoffvorkommen in zwei Kammern.





1859: Drakes Bohrturm in Pennsylvania eröffnet das Jahrhundert der Erdölindustrie.

Die Welterdölförderung seit 1859



In der Darstellung gibt die waagrechte Zahlenreihe die Jahre an, während die senkrechte Reihe die Erdölförderung in Millionen Tonnen verzeichnet. Als Beispiel diene: Jahr 1951 ca. 610 000 000 Tonnen.

**1959: Rotary-
Bohranlage. Im
Bohrturm hängt ein
Flaschenzug zum
Heben und Senken
des Bohrgestänges.
Er vermag 350
Tonnen zu tragen.
Motoren arbeiten in
der Werkhütte
rechts.**





Eine von 700: Nachtaufnahme der südfranzösischen Öltraffinerie von Berre bei Marseille.

Drake niedergebracht. Im Jahre 1960 überschritt die Erdöl-Weltproduktion erstmals eine Milliarde Tonnen. Ob dieses rasenden Abbaus befürchten Pessimisten, der Vorrat werde bald erschöpft sein. Dem ist Gott sei Dank nicht so. Ölfachleute, die über die Schätze im Erdinnern möglichst genau ‚Buch‘ führen, sehen noch hundert ergiebige Jahre vor.

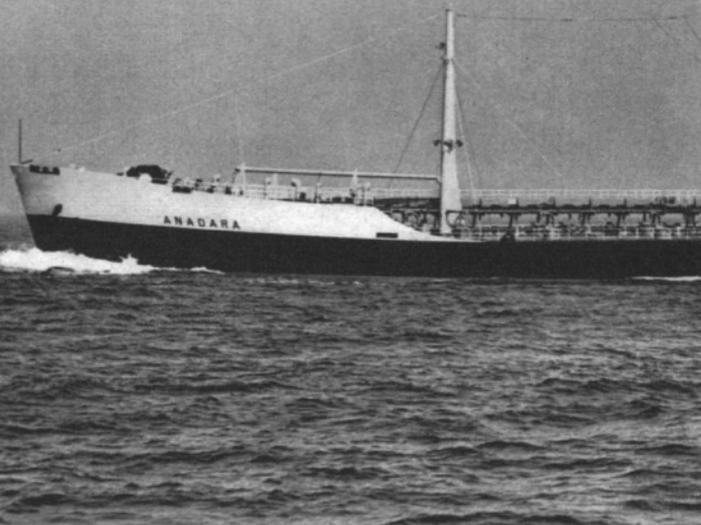
Die Erdölgesellschaften setzen alljährlich gewaltige Mittel ein, um neue Ölbrunnen zu erschließen. Suchtrupps durchforschen im Flugzeug die Sahara,

Grönland, die Polargebiete, die Flachmeere entlang unserer Kontinente, sie photographieren und vermessen, sie setzen Gravimeter und Drehwaagen ein. Sprengtechniker erzeugen künstliche Erdbeben, deren Schallwellen die Gesteinsschichten je nach Dichte mit verschieden großer Geschwindigkeit durchheilen. Magnetbänder und Filmstreifen halten das ‚Echo‘ fest. So entstehen ‚Röntgenbilder‘ der Erdrinde, die den Weg weisen zu den geheimen Lagerstätten des ‚flüssigen Goldes‘.

An den geeignetsten Stellen, im Urwald oder draußen im Flachmeer, 50 Kilometer vor der Küste, erstehen turmhohe Stahlgerüste. Erfahrene Bohr-



Pipeline in Iran.



Die ‚Anadara‘ ist ein moderner Tanker der Shell-Erdölflotte. Fassungsvermögen: 18 500 Tonnen, Baujahr: 1959.

meister und Maschinisten steuern von einem stubengroßen Bohrtisch aus einen zahnradähnlichen Rollenmeißel oder Fischeschwanzbohrkopf in die Tiefe. Beim Rotary-Verfahren drehen kräftige Dieselmotoren Bohrgestänge und Bohrkopf zweihundertmal in der Minute. Der Meißel arbeitet sich je nach Härte des Gesteins bald rasch, bald langsam vorwärts. Um ihn zu kühlen, pumpt man Spülflüssigkeit durch das hohle Gestänge bis zur Bohrkrone. Dem Wasser sind schwere Mineralpulver beigemischt. Auf dem Rückweg schwimmt die Spülflüssigkeit das ‚Bohrmehl‘ nach oben und hemmt

durch ihr Gewicht überraschende Gas- und Ölausbrüche.

Bohrköpfe nützen sich rasch ab im harten Fels. Sie müssen oft schon nach wenigen Metern Bohrleistung ausgetauscht werden. Ein schwerer Flaschenzug im Bohrturm hebt die kilometerlange ‚Rohrschlange‘ aus der Tiefe. Mit Maschinenkraft schraubt der Bohrtrupp den Gestängezug auseinander und stellt ihn im Turm ab. Sieben Stunden sind nötig, um einen Bohrmeißel auszuwechseln, der in 2700 Metern Tiefe arbeitet.

Wer mag sich noch wundern, daß eine Erdölbohrung oft mehr als ein Jahr in



Anspruch nimmt, daß der Bohrmeter im Durchschnitt 300 bis 400 Franken kostet? In Louisiana verschlang ein Bohrloch von 6879 m Tiefe sogar 10,5 Millionen Franken, also gute anderthalb Tausender je Meter.

Bohrungen genügen in den seltensten Fällen, um ein Ölfeld zu erschließen. Die Bohrlöcher müssen mit Stahlrohren gegen Einsturz gesichert werden. Wo der natürliche Gasdruck das Öl nicht selber ans Tageslicht drängt, führt man ein enges Steigrohr in den Schacht. Fließt das Öl auch jetzt noch nicht, so bläst und preßt der Öltrupp zwischen Schalung und Steigrohr Gas

in die Tiefe, bis es von unten her ins Steigrohr dringt und das Öl mit sich nach oben reißt. Gasliftverfahren nennt der Fachmann diese Art der Förderung. Auf vielen Ölfeldern arbeiten Pumpen. Anderswo preßt man Wasser in die unterirdischen Gewölbe. Das Öl schwimmt auf dem Wasser und sucht bei wachsender Bedrängnis durch die Bohrlöcher den Ausweg nach oben. Je geschickter der Abbau gesteuert wird, desto reichlicher fließt der begehrte Saft. Doch hat von den bisher erschlossenen Erdöllagerstätten noch keine, Technik hin oder her, mehr als vier Zehntel ihres Inhalts preisgegeben,

und allen wissenschaftlichen Vorarbeiten zum Trotz sind noch im Jahre 1957 von den 61 000 neuen Bohrstellen deren 22 000 ‚trocken‘ geblieben. Auch hier gilt weiterhin: Nid lugg lah gwünnt!

Zwischen Erdölfeld und Verarbeitungs-ort liegen nicht selten Meere, Steppen oder Wüsten. Die Transportfässer von einst reichen nicht aus, man pumpt das Rohöl durch 60–90 cm weite Stahlrohre, Pipe-Lines (sprich: Peipleins) zu den Häfen und Raffinerien. Die TAP-Line z. B. befördert seit 1950 täglich 47 Millionen Liter über die 1800 km lange Strecke vom Persischen Golf zum Hafen Sidon am Mittelmeer.

Zur See bewältigen mehrere tausend Spezialschiffe, die ‚Tanker‘, den Bedarf großer Industrieländer. Ein mittelgroßes Schiff von 18 000 Ladetonnen vermag fast 1000 Eisenbahn-Kesselwagen zu füllen, die hintereinandergestellt einen Zug von 8 km Länge ergäben. Seit 1958 sind Supertanker im Bau, welche Europas Ölhunger stillen sollen.

In den Raffinerien, die nachts Märchenstädten gleichen, wird das rohe Öl in Röhrenöfen erhitzt und anschließend in riesigen Destillationstürmen in seine Hauptbestandteile zerlegt, in Gase, Benzine, Diesel-, Heiz-, Schmieröle und Bitumen. Eine der größten Anlagen Europas, jene von Pernis bei Rotterdam, verarbeitet täglich 25 000 Tonnen Erdöl.

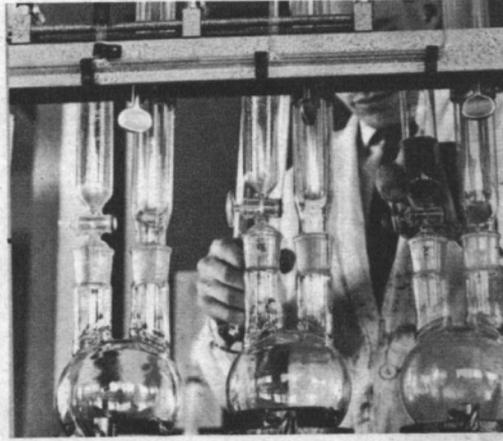
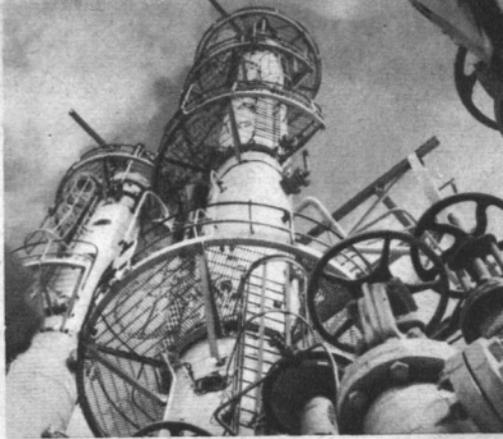
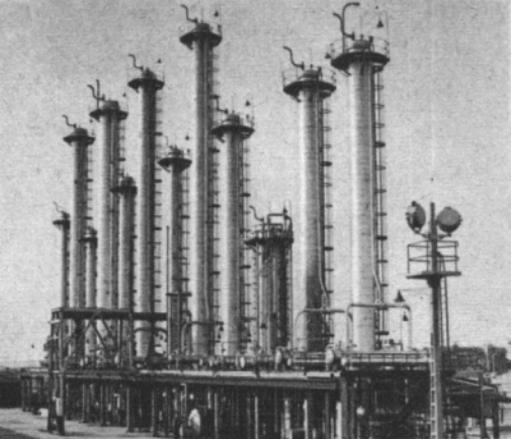
Würden sich die Raffinerien nur mit der Destillation des Rohstoffes begnügen, so hätten wir einen Überschuß an Heizölen und eine schreiende Benzinnot. Im richtigen Zeitpunkt haben die

Erdölchemiker einen Ausweg gefunden. Im ‚Krackprozeß‘ werden die Heizöle in leichtflüssige Benzine aufgespalten. Dank dieses Verfahrens ist es möglich, aus der gleichen Menge Erdöl doppelt so viel Motorentreibstoff herauszuholen, als es bei der Destillation freiwillig hergibt. Beim Kracken werden Gase frei, die man anfänglich als nutzlos verbrannte. Seit 1925 verwertet die Petrochemie, der jüngste Zweig der Erdölindustrie, diese ‚Abfälle‘ als wertvolle Ausgangsstoffe für Kunstfasern, Plastik, künstlichen Kautschuk, Reinigungs- und Düngemittel, Arzneien und Sprühmittel zur Schädlingsbekämpfung.

Die Reihe der Erdölprodukte ist heute fast unabsehbar. Um sie den Verbrauchern zuzuführen, stehen Heere von Transportmitteln einsatzbereit: Motortankschiffe und Tankkähne auf den Binnengewässern, Kesselwagen und Straßenlastzüge aller Größen. Servicestationen sind über alle Länder verteilt, und Millionen Hände arbeiten im Dienste einer weltumspannenden Industrie, die das Antlitz unseres Jahrhunderts wesentlich mitgeformt hat.

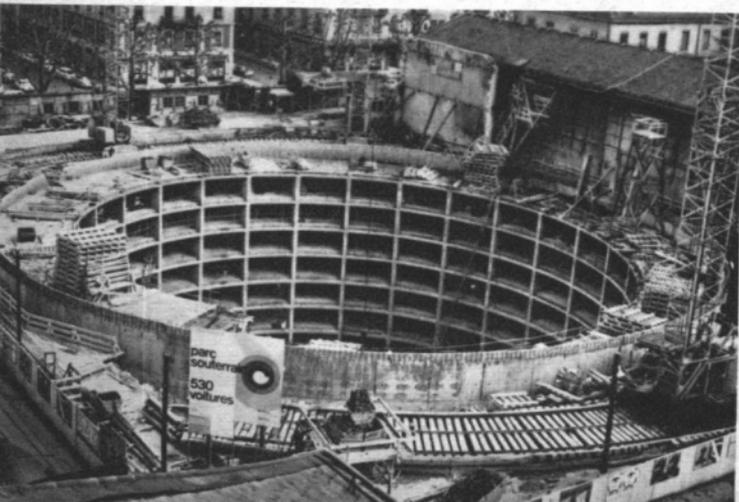
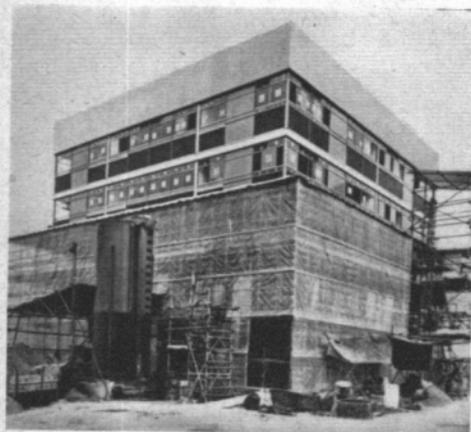
Von links nach rechts:

Destillier-Kolonne in Stanlow, England, für Lösungsmittel Aceton usw. für Farben- und Klebmittelindustrien. – Destillier-Säule in der Raffinerie Stanlow. – Bitumenlager in Birsfelden. – Ständige chemische Proben geben Auskunft über den Schwefel- und Paraffingehalt des Erdöls, den Bleigehalt des Benzins usw. – Treibstofftransport auf der Schiene in Vierachs-Tankwagen. – Benzintanks, Abfüllstation und Tankmotorfahrzeuge mit Anhängern.



Interessante Bauwerke

Im Zeitalter der verfeinerten Technik scheint keine Aufgabe unlösbar. Ein Baumeister versuchte, einen Hausbau beim Dachstock zu beginnen, und siehe, es gelang ihm. Stockwerk um Stockwerk, vorerst das oberste, dann jeweils das nächst untere wurden gebaut, und nach der Fertigstellung hoben jeweils 40 gigantische Winden alles in die Höhe, bis endlich das siebzehnstöckige Haus fertig war.

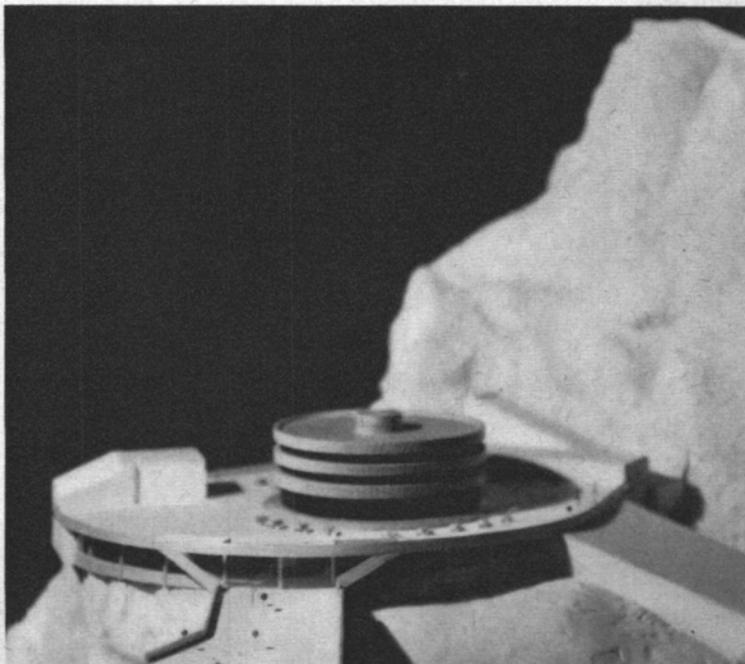


Genfer Architekten und Ingenieure planten den Bau einer Großgarage und entschlossen sich, den riesigen Betonzylinder, in dessen Wänden die Parkierungsnischen sich befinden, auf ebener Erde zu gießen und nach und nach in die Erde zu versenken.

In Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, erhebt sich der Roca Tarpeya. Die Bauherren entschlossen sich, um diesen Felsenhügel ein riesiges Geschäftszentrum zu bauen, wobei jedes der 320 Geschäfte auf einer spiralförmig angelegten Straße erreicht werden kann. Seiner Form wegen nennt man heute das Haus ‚Schneckenhaus auf dem Tarpeyafelsen‘.



Im Juli 1963 wurde das neue Hotel auf dem Pilatus, ein imposanter Rundbau, eröffnet. Auf meine Frage, warum er ein kreisrundes Hotel gebaut habe, erklärte der Architekt: «Über den Pilatusgrat fegen häufig Sturmwinde mit über 160 km/h Geschwindigkeit. Ein Rundbau kann diesen Orkanen am besten widerstehen.»



Fahrt durch den Lötschberg

F. A. Volmar

Von der Bundesstadt Bern aus, wo wir unsern komfortablen Lötschberg-schnellzug bestiegen haben, fahren wir auf SBB-Trasse durch die fruchtbaren Weiten des Aaretals über Münsingen nach Thun, der westlichen Eingangsporte des Berner Oberlandes. Hier beginnt die Berner Alpenbahn Bern-

Lötschberg-Simplon (BLS), hier sehen wir auch die großen, eleganten Motorschiffe ihres Thunersee-Schiffsbetriebs, wobei wir uns erinnern, daß BLS-Schiffe auch auf dem Brienersee verkehren. Aufmerksame junge Eisenbahnfreunde entdecken im Thuner Bahnhof abfahrtsbereite Züge mit der Aufschrift GBS: Gürbetal-Bern-Schwarzenburg, und EBT: Emmental-Burgdorf-Thun.

Unser heutiges Reiseziel ist Brig, und so verzichten wir diesmal auf eine lokkende Seefahrt. In mäßiger Steigung, bald die in den Thunersee fließende Kander und das uralte Kirchlein von Einigen passierend, fahren wir in flottem Tempo nach Spiez hinauf, dessen Bahnhof fast 70 m über dem See liegt, während das tausendjährige Schloß an der schönen Bucht unten träumt.

Der bedeutende Kurort Spiez ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt: rechts



Spiez am Thunersee, mit seinem sehenswerten, etwa tausendjährigen Schloß. Im Hintergrund das Justistal.

**Hier fährt ein großer Transportfabrikneuer Autos über den 265 m langen und 28 m hohen Kander-
viadukt bei Frutigen.**



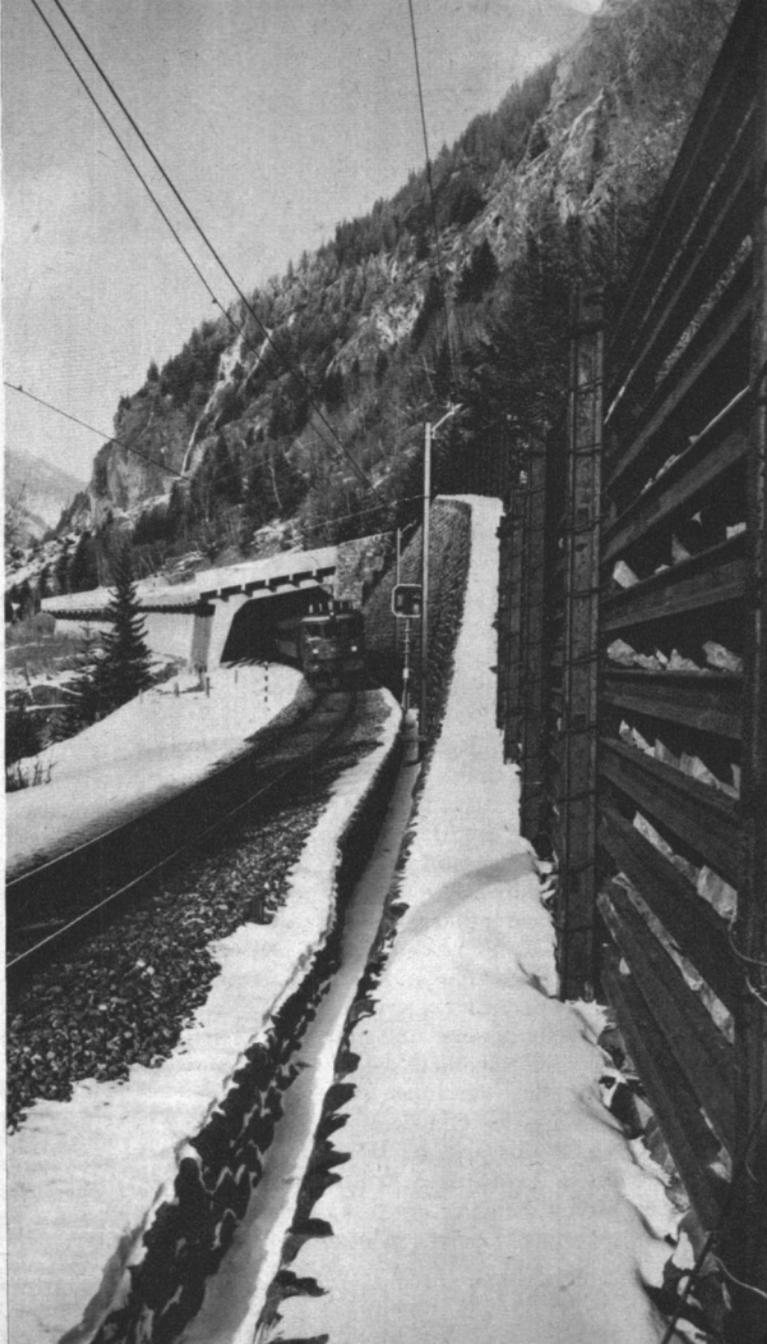


vom hochragenden Niesen führt die von der BLS mitbetriebene Simmentalbahn nach Zweisimmen, links vom Niesen öffnet sich das von der Lötschbergbahn bediente Kandertal, und dem Thunersee entlang erreicht ihr anderer Schienenstrang das berühmte Touristenzentrum Interlaken.

Gleich ob Spiez, nach einem letzten Blick auf den Thunersee, gelangen wir durch den 1600 m langen Hondrichtunnel ins Kandertal. In Mülönen sehen wir die Talstation der Niesenbahn, in Reichenbach die Postautos, die viele Feriengäste ins Kiental bringen, in dessen Hintergrund sich die weithin strahlende, blendendweiße Blümlisalp erhebt. Nach Frutigen, dem Hauptort des Kandertals, wo ein mächtiger Getreidesilo aufragt und wo man in die Postautos nach Adelboden umsteigt, beginnt die eigentliche Gebirgsstrecke der vor einem halben Jahrhundert (1913) eröffneten und schon damals elektrisch betriebenen Lötschbergbahn.

Der Bau des Lötschbergtunnels stellte die Ingenieure vor große Aufgaben und bereitete ihnen auch Sorgen. Am 24. Juli 1908 ergossen sich, nach einer Sprengung, gewaltige wässerige Schuttmassen der Kandertalsole in den Vortriebsstollen und begruben 25 Arbeiter, 2 Pferde und viel Baumaterial unter sich. Die Einbruchsstelle wurde durch eine 10 m starke Mauer abgeriegelt, und in etwas anderer Richtung fand der Tunnel seine Vollendung.

Über den 265 m langen und 28 m hohen Kanderviadukt gewinnt sie die östliche Talflanke. Wir sind nun auf der Nordrampe, die zwischen Frutigen und Kandersteg, d. h. bis zum Nordportal des Lötschbergtunnels, einen Höhenunterschied von über 400 m überwindet, und zwar mit 27 ‰ Höchststeigung, also pro Kilometer maximal 27 m. Die starken BLS-Lokomotiven (4000 bis 8800 PS) bewältigen solche Steigungen auf Nord- und Südrampe mit 75-km-Tempo, seien es nun internationale Schnellzüge oder Güterzüge mit 400 bis 900 Tonnen. Um aber den starken



**Lonzaschlucht:
Schutzgalerie und
Eisenbarragen
gegen mannigfache
Naturgewalten.**



Höhenunterschied auf der verhältnismäßig kurzen Strecke Frutigen–Kandersteg zu gewinnen, ist die Linie hier doppelschleifig angelegt: nach einem offenen Kehr bei Blausee-Mitholz haben wir das befahrene Trasse unter uns, um dann in einem 1655 m langen Kehrtunnel die Fahrtrichtung abermals zu wechseln und an der altersgrauen Felsenburg vorbei – mit kurzem Tiefblick auf das Blauseeli – durch weitere Tunnels und über etliche Brücken den Talboden von Kandersteg (1176 m) zu erreichen. Von diesem Sommerkurort und Wintersportplatz führt eine Sesselbahn zum Oeschinensee und eine Luftseilbahn ins Gemmigebiet.

Mächtig ragt hier der lange Alpenwall auf, der das Berner Oberland vom benachbarten Wallis trennt. Wir durchqueren ihn in kaum zehn Minuten, im 14 605 Meter langen, doppelspurigen Lötschbergtunnel. Sein Scheitelpunkt

In der Lonzaschlucht, dem unteren Teil des Lötschentals, mußten gegen Lawinen, Steinschlag und Felssturz neun Schutzgalerien von insgesamt ca. 760 m Länge erstellt werden.

befindet sich auf 1240 m. ü. M., und so ist dieser 1906–1912 gebaute Tunnel, der Durchschlag erfolgte am 31. März 1911, der höchstgelegene Normalspurtunnel der Schweiz. Er wird täglich von über 80 Zügen durchfahren. Kaum ein Fahrgast ist sich wohl bewußt, daß man während dieser Tunnelfahrt im hintern Gasterntal in gro-

Brig, am Nordportal des doppelröhrigen Simplontunnels, ist ein sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Soll die Lötschbergbahn als zentrale Zufahrtslinie zum Simplon einmal auf durchgehende Doppelspur ausgebaut werden, so wird man zuerst diesen oft überlasteten Güterbahnhof erweitern müssen, desgleichen jenen von Domodossola.



ßer Tiefe die Kander unterfährt und daß fast 1500 m über uns die Wanderer über Lötschengletscher und Lötschenpaß (2690 m) ziehen.

Goppenstein (1217 m), am Südportal des Lötschbergtunnels, ist Ausgangspunkt für das mit Postauto erreichbare prächtige Lötschentäl, aus dessen Langgletscher die Lonza rhonewärts fließt. Wir durchfahren den untern Teil des hochgelegenen Lötschentals, die wilde Lonzaschlucht, wobei wir neun Schutzgalerien passieren, die den Bahnkörper gegen Lawinen, Steinschlag und Felssturz sichern. Dann biegen wir in einem längeren Tunnel links ab . . . und tief unter uns liegt das meist sonnige Rhonetal, dem wir uns in gleitflugähnlicher Hangfahrt nähern – beträgt doch der Höhenunterschied zwischen Goppenstein und Brig über 500 m. So genießen wir auf dieser berühmten Strecke immer wieder fesselnde Aus- und Tiefblicke, und wir bewundern auch die jähe Abgründe bezaubernden kühnen Brücken und Viadukte.

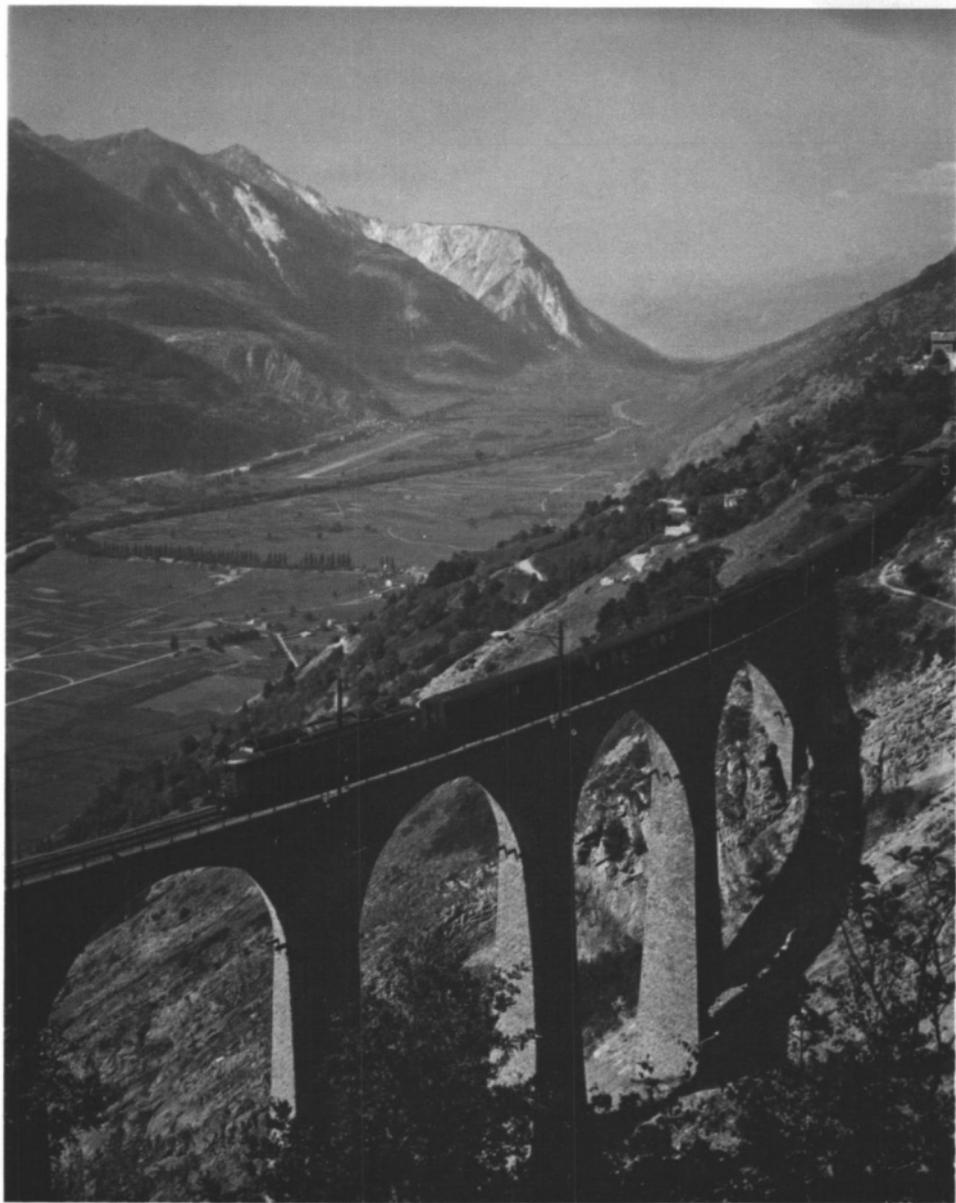
Wie die Nordrampe mußte auch die kurven- und tunnelreiche Südrampe durch Hunderte von starken Mauern, durch Holz- und Eisenbarragen und durch ausgedehnte Aufforstungen gegen zerstörerische Naturgewalten gesichert werden. Noch besser als vom eilenden Zug aus kann man die durch urtümliche Gebirgslandschaften führende BLS-Linie auf gut markierten Wanderwegen würdigen, die unter Mitwirkung der Bahn im nahen Bereich von Nord- und Südrampe angelegt worden sind: Kiental-Kandersteg, Hochtenn-Außerberg-Lalden.

Inzwischen ist Visp mit den großen Lonzawerken (chemische Produkte) in Sicht gekommen, im Hintergrund überragt von der über 4000 m hohen Mischabelgruppe; sie trennt die Täler von Saas und Zermatt. Tiefer und tiefer gelangen wir; jetzt liegt Brigerbad unter uns, dessen schon vor Jahrhunderten bekannte heilkräftige Quellen neu gefaßt worden sind und eifrig benutzt werden. Dort drüben liegt Glis mit der größten Wallfahrtskirche des Oberwallis, nicht weit von Brig am Fuß des Simplons. Die drei kupferbedeckten Türme seines sehenswerten Stockalperschlusses funkeln in der Sonne . . .

Wir fahren über die Rhonebrücke und sind im Bahnhof Brig, Endstation der Lötschbergbahn, deren internationale Zugskompositionen direkte Wagen nach Mailand, Genua, Nizza, Venedig, Rom führen; Bern–Mailand 4½ Stunden.

So ist die Lötschbergbahn als zentrale Zufahrtslinie zum Simplon und samt ihrer Jura-Abkürzungslinie Moutier-Lengnau ein wichtiges Bindeglied interkantonalen und internationalen Personen- und Güterverkehrs. Ihre touristische Bedeutung besteht u. a. darin, daß sie zwei große Fremdenverkehrsregionen unseres Landes verbindet und somit auch die Bahnen des Jungfraugebietes mit jenen des Oberwallis. Via Lötschberg – Simplon – Domodossola – Centovalli läßt sich von Bern das Tessin erreichen.

Der 115 m lange und 50 m hohe Luogelkinviadukt ist eines der markantesten Bauwerke der Lötschbergbahn. Blick ins Rhonetal gegen Westen.





**Glasbläser an der Arbeit.
Aufnahme aus der Glashütte Bülach.**

Bei den Glasmachern

Adalbert Kälin

Unser heutiges Leben könnte man ohne Glas gar nicht mehr denken. Wo du stehst und wohin du auch blickst, in irgendeiner Form überrascht dich der Werkstoff Glas immer wieder. Beginne einmal deine Beobachtungen zuhause und zähle alle Gegenstände aus Glas auf. Wende deinen Blick hin zur Industrie, zum Gewerbe, zum Bauwesen, und überall wird immer wieder Glas dich fesseln. Halte nur einen kleinen Moment still und zaubere alles, was mit Glas zusammenhängt weg, und du wirst bald merken, daß unser modernes Leben ohne Glas unmöglich ist.

Ob die Erfindung des Glases einem Zufall oder unermüdlicher Forscherarbeit zu verdanken ist, weiß man nicht genau. Funde in vorgeschichtlichen Gräbern und Darstellungen auf altägyptischen Freskenbildern zeigen, daß der Mensch es sehr früh verstand, Glas herzustellen. Freilich war das erste Glas unrein, wenig durchsichtig, dafür hart und widerstandsfähig. Zur wahren Meisterschaft in der Glasfabrikation brach-

ten es die Ägypter. Von diesen verbreitete sich das Glasmachergewerbe über Griechenland und Italien nach Mittel- und Nordeuropa. So finden wir in den ersten Jahrhunderten nach Christus Glashütten in Straßburg, Trier und Köln.

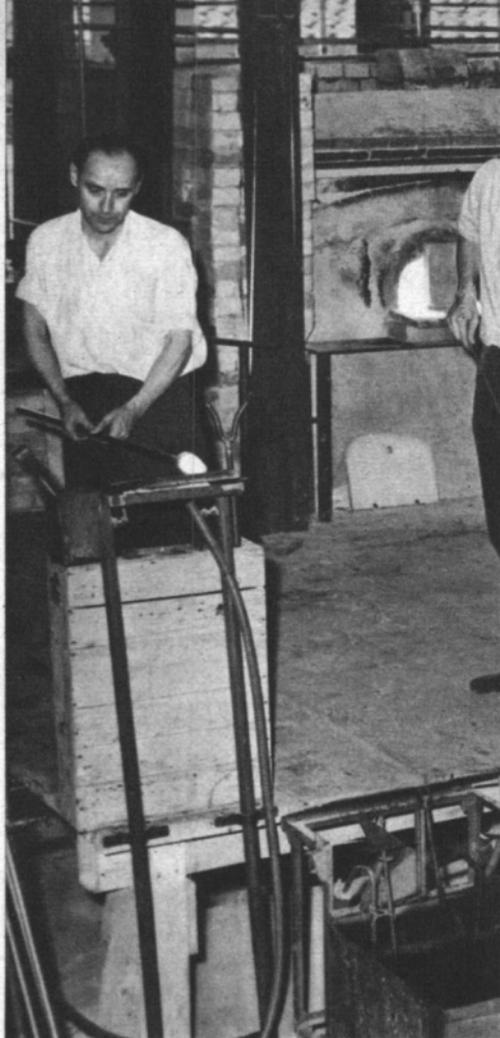
Bereits zur Römerzeit war die Herstellung von Glas in der Schweiz bekannt. Die erste urkundlich belegte Glashütte der Schweiz befand sich am Oberrhein in der Nähe von Laufenburg. Sie gehörte der Herrschaft des Hauses Habsburg und bestand schon im Jahre 1303. In den einsamen Waldgebieten zwischen Schaffhausen und Basel standen während eines halben Jahrtausends die bescheidenen Glashütten, die später die Glasindustrie in die übrige Schweiz brachten. Waldreiche Orte, wie der Jura, das Entlebuch, das Alptal und der Brünig, waren bevorzugte Standorte der Glasindustrie, die ja bis ins Zeitalter der Eisenbahn eine eigentliche ‚Waldfresserindustrie‘ war. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts benötigte man nämlich für 100 kg Glas ca. 100 Kubikmeter Holz. Die bedeutendsten Glashütten in der Schweiz finden wir heute in Hergiswil am See, Küßnacht am Rigi, Bülach, St-Prex, Wauwil, Moutier und Romont.

Sicher möchtest du nun wissen, aus was Glas besteht und wie es gemacht wird. Besuchst du eine Glashütte, findest du die Rohstoffe zur Glaserzeugung fein säuberlich sortiert am Lager. Es sind dies: Quarzsand, Kalk, Soda, Bruchglas (Scherben) und diverse Chemikalien. In genau berechneten Mengen gelangt das Rohmaterial in die

Mischmaschine und von hier über ein Förderband in den Vorratssilo, der direkt über dem Schmelzofen steht. Der Ofen ist unterteilt in eine große Schmelzwanne und in eine kleinere Arbeitswanne. Die Heizung der Schmelzöfen erfolgte früher mit Holz. Mit dem Aufkommen der Eisenbahn wurde die Holzfeuerung durch die Kohlenheizung abgelöst, da nun Steinkohle billiger war und zudem mit Kohle eine größere Hitze erzielt werden konnte. Die nötige Hitze im Schmelzofen erreicht 1400–1500 Grad. In neuerer Zeit wendet man die elektrische Heizung und die Ölfeuerung als andere Heizmethoden an.

In der Schmelzwanne schmilzt das ‚Gemeenge‘ zur Glasmasse, welche durch eine kleine Durchflußöffnung in die Arbeitswanne fließt. Hier beginnt nun die eigentliche Arbeit des Glasbläfers. Mit der ‚Pfeife‘, das ist ein langes Eisenrohr mit einem Mundstück und einem hochhitzebeständigen Stahlende, entnimmt der Glasbläser der Arbeitswanne einen Klumpen zähflüssigen Glases. Mit kreisenden Bewegungen dreht er nun den Glasklumpen auf einem gußeisernen Block. Ab und zu nimmt er die Pfeife wieder in die Höhe, bläst ins Rohr, kneift, dreht und schwingt, bis ein birnenförmiges Ding entsteht. Hat der Klumpen annähernd die Endform erreicht, gelangt er in eine gußeisenerne oder hölzerne Form, in der das Fertigstück durch Blasen die endgültige Form erhält.

Inzwischen ist das Glasstück soweit erkaltet, daß es sich nicht mehr verformt. Das Fertigprodukt schlägt man ab der

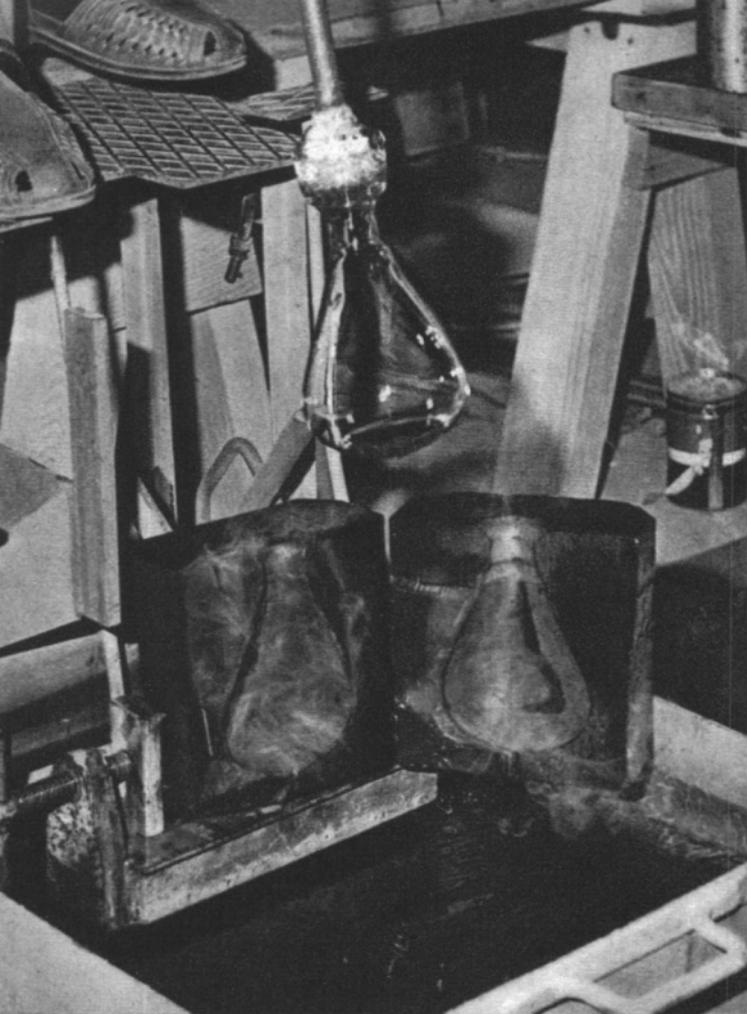


Pfeife, und eine starke Flamme glättet darauf die Bruchstelle. Freilich hielt auch in der Glasindustrie die Maschine Einzug und verdrängte mehr und mehr den Glasbläser. Halbautomatische und vollautomatische Maschinen nehmen



Die Glasbläser, meist bilden drei ein Team, arbeiten auf dem Podest vor dem Ofen mit der Schmelzmasse. Mit der Pfeife entnimmt der Glasbläser der Arbeitswanne zähflüssige Masse. Mit kreisenden Bewegungen dreht er den Glasklumpen auf einem gußeisernen Block. Ab und zu nimmt er die

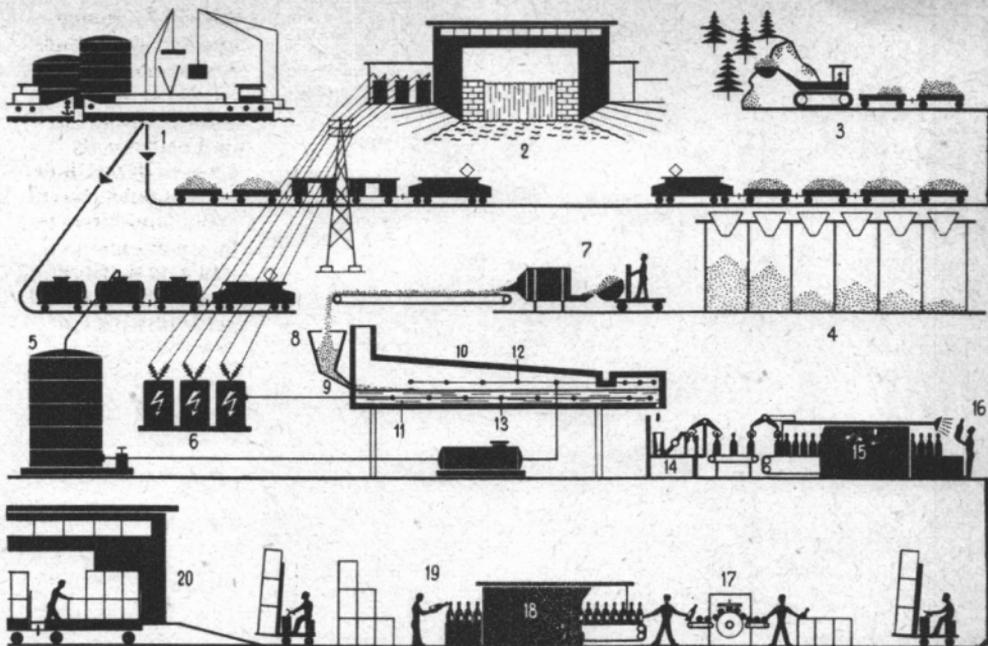
Pfeife wieder in die Höhe, bläst ins Rohr, kneift, dreht und schwingt, bis ein birnenförmiges Ding entsteht.



Hat der Klumpen annähernd die Endform erreicht, steht der Bläser auf den Formentritt und hebt die Form aus dem Wasser. In ihr findet der Klumpen durch Blasen und Drehen die endgültige Gestalt. Die Form wird geöffnet, und im leichten Dampf glänzt das halbfertige Stück auf.

den Bläsern die mühsame Arbeit ab, und Kompressoren ersetzen die menschliche Lunge. Konnte früher ein Mann in acht Stunden ca. 200 Flaschen erzeugen, gibt es heute Vollautomaten, die in 24 Stunden 30 000–80 000 Stück erzeugen.

Eine fertigerstellte Flasche könnte man freilich nicht auf die Seite stellen und einfach warten, bis sie erkaltet. Die Spannung im Glase wäre zu groß, und ein kleiner Schlag im Innern würde genügen, sie in Millionen Teile zu zersprengen. Die Glastechniker wissen



Der Produktionsablauf

- 1 Rheinhafen
- 2 Elektrizitätswerk
- 3 Sandgrube
- 4 Rohmaterialien: Quarzsand, weißer Quarzsand, Kalk, Soda, Glaubersalz, Braunstein
- 5 Öltank
- 6 Transformatorstation
- 7 Mischmaschine
- 8 Gemenge-Silo
- 9 Ofenbeschickung

- 10 Schmelzofen
- 11 Schmelzgut
- 12 Ölbrenner
- 13 Elektroden
- 14 Flaschenblasmaschine. Sie ersetzt den Glasbläser
- 15 Kühlöfen
- 16 Sortiererei
- 17 Druckautomat für Etiketten
- 18 Einbrenn-Ofen
- 19 Sortiererei
- 20 Spedition

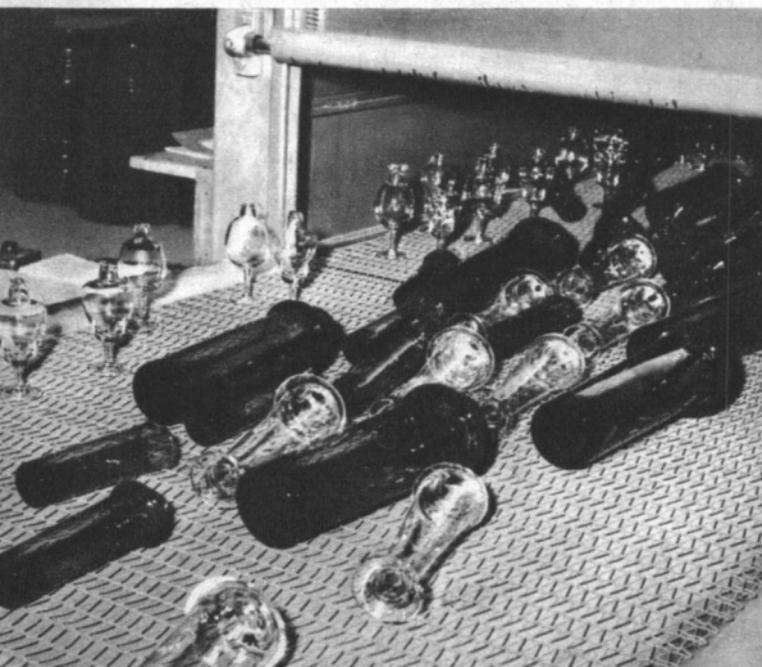
von diesem Vorgang, und deshalb gelangt das frischgeformte Glas in den tunnelartigen, bis 25 Meter langen Kühlöfen, der am Eingang eine Temperatur von 600 Grad hat. Ein Förderband im Ofen transportiert die Flaschen in ca. 4-5 Stunden auf einem

endlosen Drahtnetz zum Ausgang, wo nur noch die normale Außenlufttemperatur herrscht.

Am Ofenausgang stehen flinke Kontrolleure und werfen schadhafte Produkte weg, damit sie den Kreislauf des Glases als Scherben neu beginnen können.

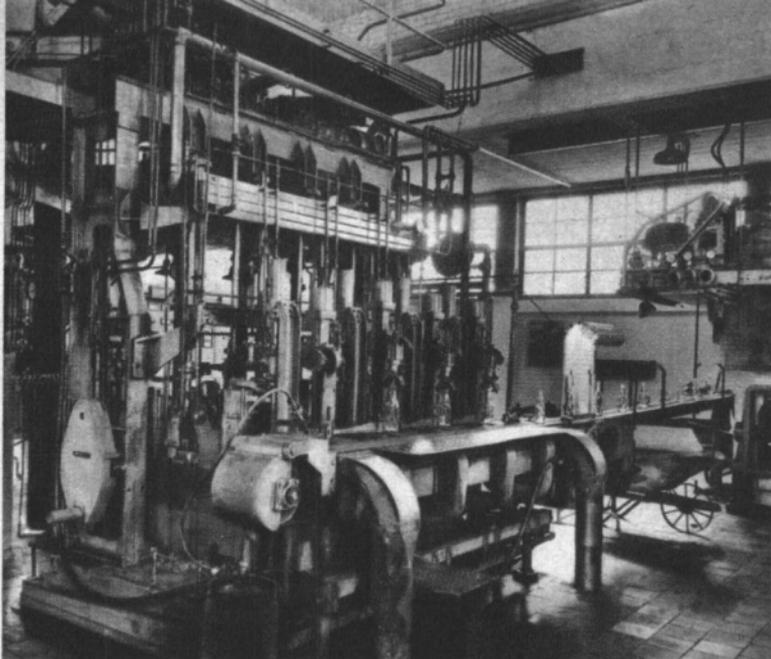


Dem Gefäß wird alsbald ein Glas-tropfen aufgesetzt (siehe im ersten Foto rechts vorn) und der Stengel ausgezogen. Dieser erhält wiederum ein glühendes Glas-klümpchen, aus welchem der Fuß des feinen Glaskelches geformt wird.



Das frischgeformte, noch heiße Glas gelangt in den tunnelartigen Kühl-Ofen, der am Ein-gang 600 ° Wärme hat, durchwandert diesen in mehreren Stunden, bis es nicht mehr wärmer ist als die Außenluft.

**Diese vollauto-
matische Glasblas-
maschine kann
täglich, je nach
Größe des Produk-
tes, 30 000 bis
80 000 Flaschen
herstellen. Die
Flaschen gelangen
auf einem Fließband
durch die erste
Kontrolle in den
Kühltunnel (rechts).**



nen. Was gut befunden wird, kommt je nach Sorte in die Eicherei, Sandbläse-
rei, Schleiferei oder in die Dekorabtei-
lung. Zuletzt gelangen die Produkte in
den Lagerraum oder direkt zur Spedi-
tion.

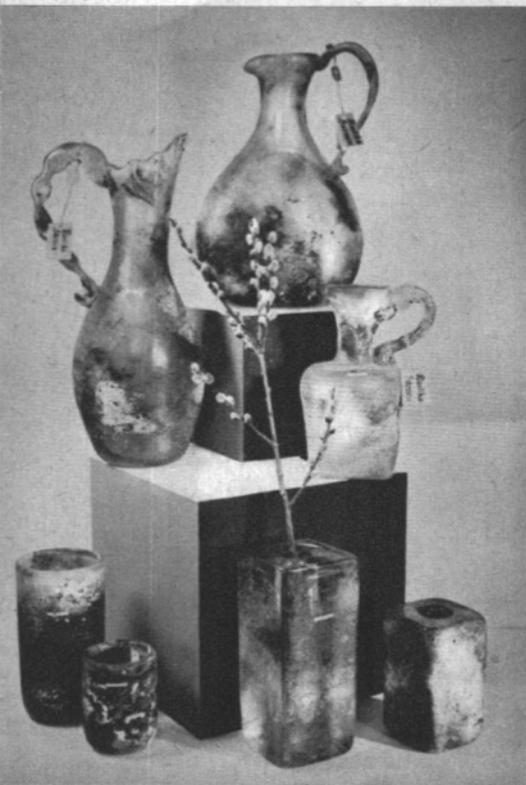
Es interessiert dich sicher, noch zu ver-
nehmen, daß einer Glashütte viele
Nebenbetriebe angegliedert sind, so
z. B. Schlosserei, mechanische Werk-
stätte und Schreinerei. Weißt du auch,
daß in der Glashütte Tag und Nacht
gearbeitet wird im 24-Stunden-Betrieb?
Ununterbrochen läuft die Produktion
sonntags und werktags. In Schichten zu
je acht Stunden stehen die Glasarbeiter
auf ihren Posten. Einmal im Jahr nur
werden in einem festgelegten Turnus
die Öfen stillgelegt und während 6-8

Wochen die nötigen Reparaturen durch-
geführt.

Ich will dir noch verraten, daß in unse-
rer einheimischen Glasindustrie über
2000 Arbeiter beschäftigt sind, die pro
Jahr rund 40 000 Tonnen Hohlglas und
etwa 3 Millionen Quadratmeter Fen-
sterglas produzieren.

In frühern Jahren waren zur Glaser-
zeugung gewaltige Mengen Holz not-
wendig. Ging dieser Brennstoff schon in
wenigen Jahren in der nähern Umge-
bung einer Glashütte aus, begaben sich
die Glasmacher auf die Wanderschaft.
So finden wir zum Beispiel bereits im
Jahre 1433 in einer Korporationsver-
ordnung des Amtes Entlebuch eine
Glashütte erwähnt, die von Glasma-
chern aus dem Südschwarzwald betrie-

Zum nebenstehenden Sammelbild



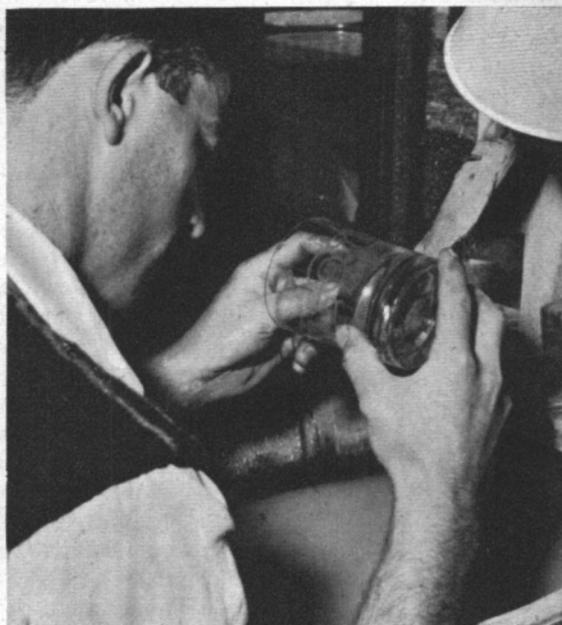
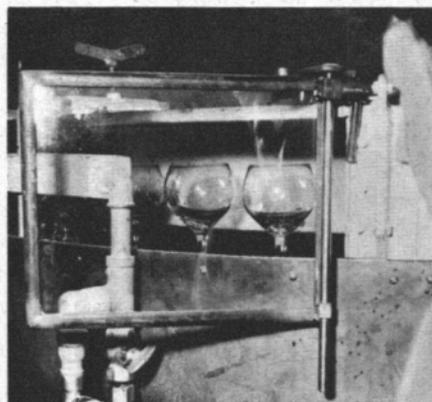
- 1 Das Glas wird geritzt, rundum auf gleicher Höhe erhitzt und so des überflüssigen Deckels entledigt.
- 2 Der horizontal kreisende Stein nimmt dem Rand die Schärfe.
- 3 Eine starke Flamme glättet den Rand.
- 4 Das Glas erhält, geführt vom tüchtigen Dekorschleifer, am harten Stein die schönen Ornamente.
- 5 Einer andern Glasform wird eine Etikette aufgepreßt und der Mundrand vergoldet.
- 6 Durch die ständige Beanspruchung nützen sich die Formen ab und müssen von geschickter Hand nachgearbeitet oder neu angefertigt werden.

Fotos und Illustrationen wurden uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der Kristallglasfabrik Carl Haefeli AG, Sarnen, und der Glashütte Büllach AG. Glasindustrie Siegwart.

ben wurde. Nach der Französischen Revolution kam für die Glasindustrie im Entlebuch die Krisenzeit, und so wanderten viele Glasmacherfamilien aus. Die einen finden wir später im Tessin, in Oberitalien, ja sogar in Amerika. Auch die Gebrüder Xaver und Eugen Baumgartner und Konstantin Siegwart zogen fort.

Ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts kehrten alle drei an den Vierwaldstättersee zurück und beschlossen, ihre reiche Erfahrung zu verwerten

und eine neue Glashütte zu erbauen. Um dem waldreichen Kanton Uri näher zu sein, wollten sie zuerst ihre Firma in Brunnen gründen. Der Föhn blies ihnen aber doch zu heftig, und sie wählten deshalb das geschütztere und doch am See liegende Küßnacht als endgültigen Standort. Im Jahre 1900 schlossen sich die zwei am Vierwaldstättersee liegenden Glashütten Küßnacht am Rigi und Hergiswil zusammen, um gemeinsam erstklassige und vollendete Glaswaren zu fabrizieren.



Ein Verkehrsknoten wird gelöst

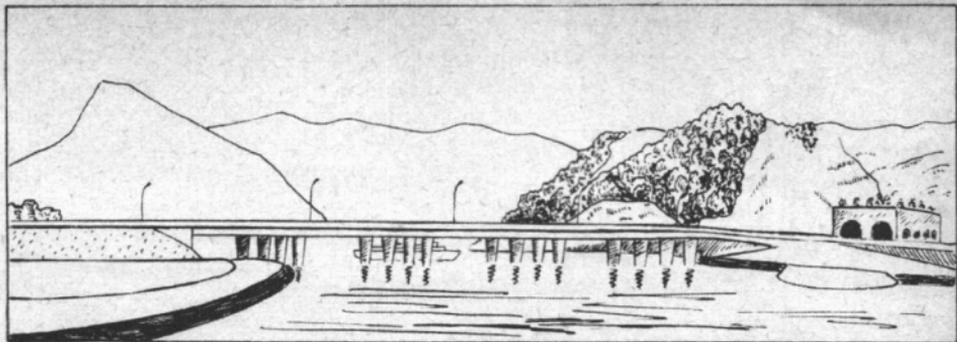
B. Boffo, Ing.

Vielleicht saß schon einer der jugendlichen „Freund“-Leser im Auto seines Vaters oder Göttis und erlebte nach einer herrlichen Fahrt über den Sustenpaß oder durch das Berner Oberland die Aufregungen, Geduldsproben und Anstrengungen eines Fahrzeugführers, wenn dieser am Sarner- oder Alpna-chersee in eine Autoschlange geriet. Gewöhnlich zwängte sich diese in fast stundenlangem Rucken und Zucken um den Lopper herum. Oder schlängelte sich vielleicht sogar einer auf seinem Fahrrad dort in gefährlichem Zickzack zwischen den surrenden Vehikeln nach vorne durch? Dann sah er bei der Achereggbrücke den Verkehrspolizisten, der behende versuchte, allen anrollenden Fahrzeugen die Weiterfahrt zu erleichtern. Hier mußte dieser überdies den Verkehr vom Kurort Engelberg und von Beckenried her einschleusen und über die kurvenreiche nördliche Lopperstraße gegen Luzern weisen. Alles das hätte man noch ertragen können. Doch kaum drückte der Chau-

feur das Gaspedal, senkte sich bestimmt irgendwo eine rotweiße Barriere der Brünigbahn oder es schob ein erschreckter Fahrzeugführer seine den Verkehr behindernde Occasion, die der fortgesetzten Tortur einfach nicht mehr gewachsen war, mit Muskelkraft zum Straßenrand.

Von den Unzulänglichkeiten wußte die Polizei. Die Behörden sprachen von Misere, denn der Engpaß möge den Verkehr einfach nicht mehr schlucken. Ingenieure planten, ließen sich beraten, änderten ab, berechneten, projektierten und legten dann einen gewaltigen Plan auf. Man schlug vor, zwei Autobahntrasses, verschiedene Auf- und Abfahrten, Tunnels, Viadukte, eine große Straßen- und eine Eisenbahnbrücke zu bauen. Das Volk beschloß das notwendige viele Geld auszugeben, und nun war es so weit, daß der Autobahnbau im Kanton Nidwalden im Jahre 1958 beginnen konnte.

Längs dem steinschlaggefährlichen Lopperberg, zwischen Hergiswil und Stansstad, wird die Autobahn teilweise als Lehnenviadukt mit Stützwänden dem Steilhang entlang geführt. Anschließend wird die Nationalstraße als eigentlicher Viadukt auf Einzelstützen, welche wie Tausendfüßler beidseitig die heutige Lopperstraße säumen, ausgebaut. Die alte Lopperstraße wird später nur noch dem Langsamverkehr dienen. In halber Länge des Lopperberges wird die bergseitige Fahrbahn in einem 750 m langen Tunnel zur Achereggbrücke geführt. Die seeseitige Fahrbahn wird als Lehnenviadukt erstellt und erreicht durch einen 280 m langen Tunnel die



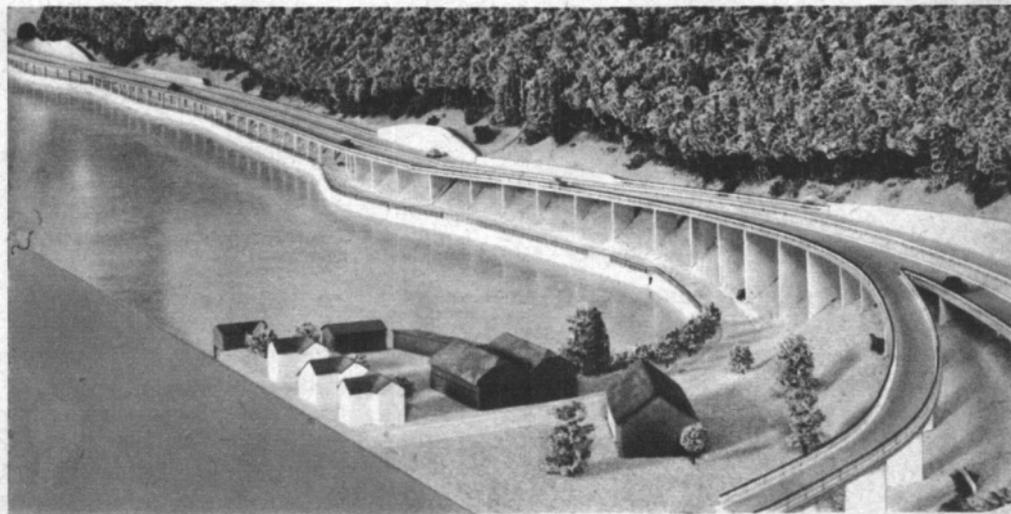
Zur Zeichnung oben:

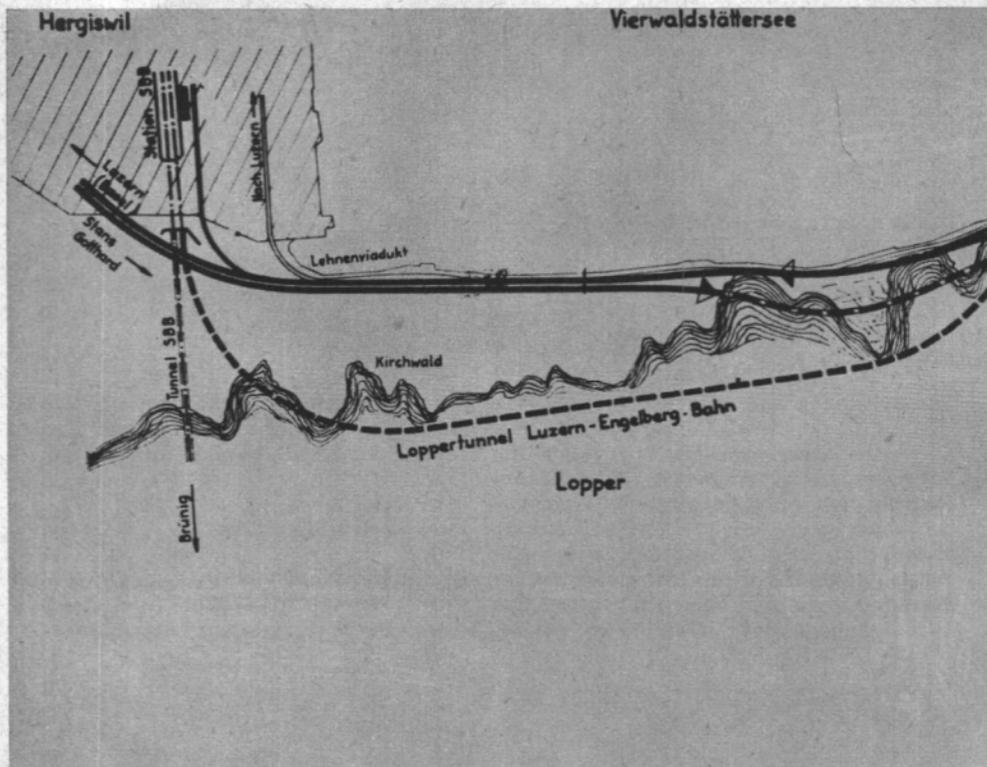
Die neue Achereggbrücke überspannt die See-Enge in einer Weite von 200 m. Sie besteht aus je zwei doppelspurigen Autobahnen, einer zweispurigen Ortsverkehrsstraße und der Eisenbahnbrücke der Luzern-Engelberg-Bahn. Sie wird nicht mehr drehbar sein wie die aus dem Jahre 1913 stammende alte Achereggbrücke. Dafür aber ist die

Schiffahrtsöffnung 40 m breit und 7,5 m hoch, so daß alle mit kippbaren Masten versehenen Schiffe durchfahren können.

Zum Modellfoto unten:

Der an der Nordseite des Loppers gebaute Lehnviadukt steht heute wie ein Tausendfüßler über der alten Lopperstraße.



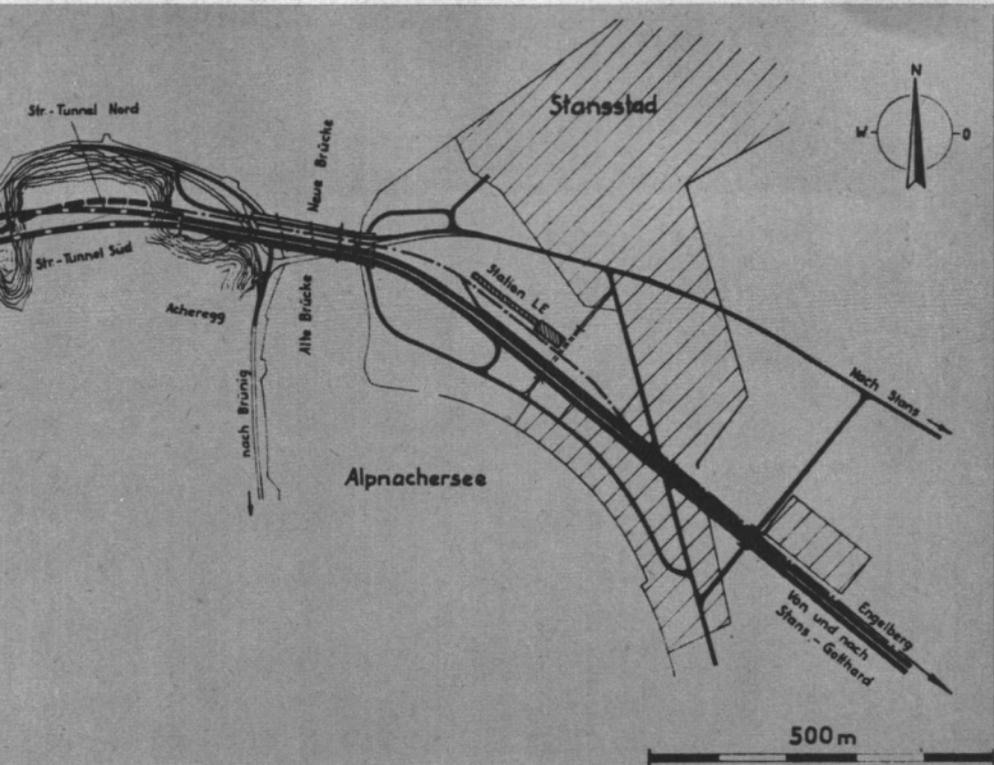


Diese Skizze vermittelt einen Überblick auf alle im Artikel beschriebenen Bauwerke und Tunnels. Vorteilhaft malt man die mit Vierwaldstättersee und Alpnachersee überschriebenen Buchten mit hellblauer Farbe.

Achereggbrücke. Bis Mitte August 1963 wurden das erste Lehnenviadukt (250 m) und die ersten 60 m des Lopperviaduktes fertiggestellt. Dies erforderte ca. 3300 m³ Beton, 500 Tonnen Eisen und viele Kilometer Vorspannkabel. Rund 80 Arbeiter, 2 Techniker, 3 Ingenieure sowie 2 Ingenieurbüros als Projektver-

fasser bewältigten diese Arbeit. Ein Kabelkran, zwei Pneukrane, drei Betonaufbereitungsanlagen und diverse andere Installationen waren während eines Jahres im Einsatz. Da 35 von 50 seeseitigen Stützen mit Druckluftcaissons ca. 2,5 m unter Wasser fundiert werden mußten, waren auch 3 Caissonschleusen in Betrieb.

Für die neue Bahn-Direktverbindung Luzern-Engelberg mußte ein 1760 m langer Bahntunnel von 28 m² Querschnitt zwischen der Achereggbrücke

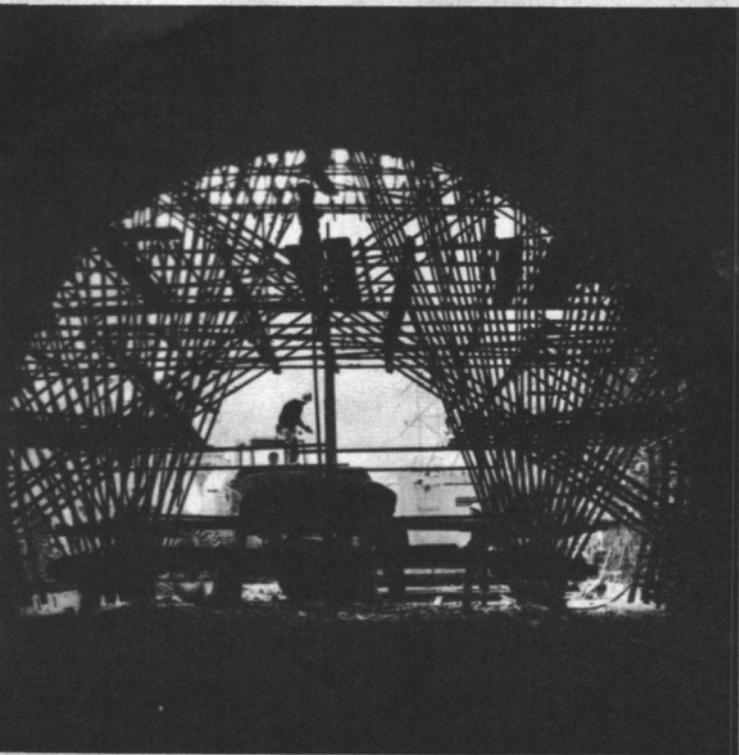


und Hergiswil gebaut werden. Der Vortrieb von täglich ca. $7\frac{1}{2}$ m erfolgte im Vollausbuch. Das Geleise ist bereits verlegt.

Die alte Achereggbrücke aus dem Jahre 1913 wird Ende 1963 abgebrochen. Drei selbständige Brücken überqueren an ihrer Stelle die Seenge. Der schlechte Seegrund erforderte die Ausführung von 8 Druckluftcaissons. Die Höhe der Brücken über Wasser beträgt 7,5 m. Damit ist die Durchfahrt auch für die großen Vierwaldstätterseeschiffe mög-

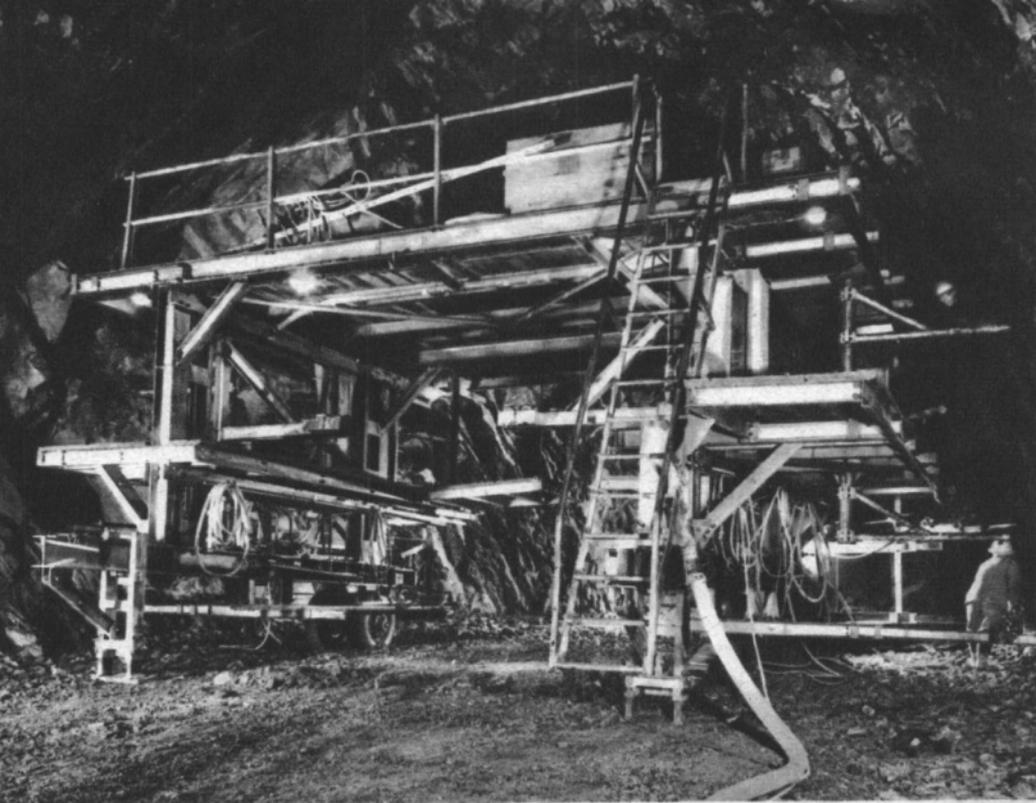
lich. – Sowohl die Achereggbrücke als auch die Lopperbrücken werden vorgespannt, d. h. eingebaute, starke Vorspannkabel werden mit Ölpresen beidseitig auseinandergezogen. Dadurch wird der Beton zusammengedrückt und tragfähig gemacht.

Die Fortsetzung der Straßenbauten Richtung Stans ist ebenfalls in Arbeit und soll mit den erwähnten Bauten als zusammenhängende Autobahn von ca. 9 km Länge im Jahre 1965 dem Verkehr übergeben werden.



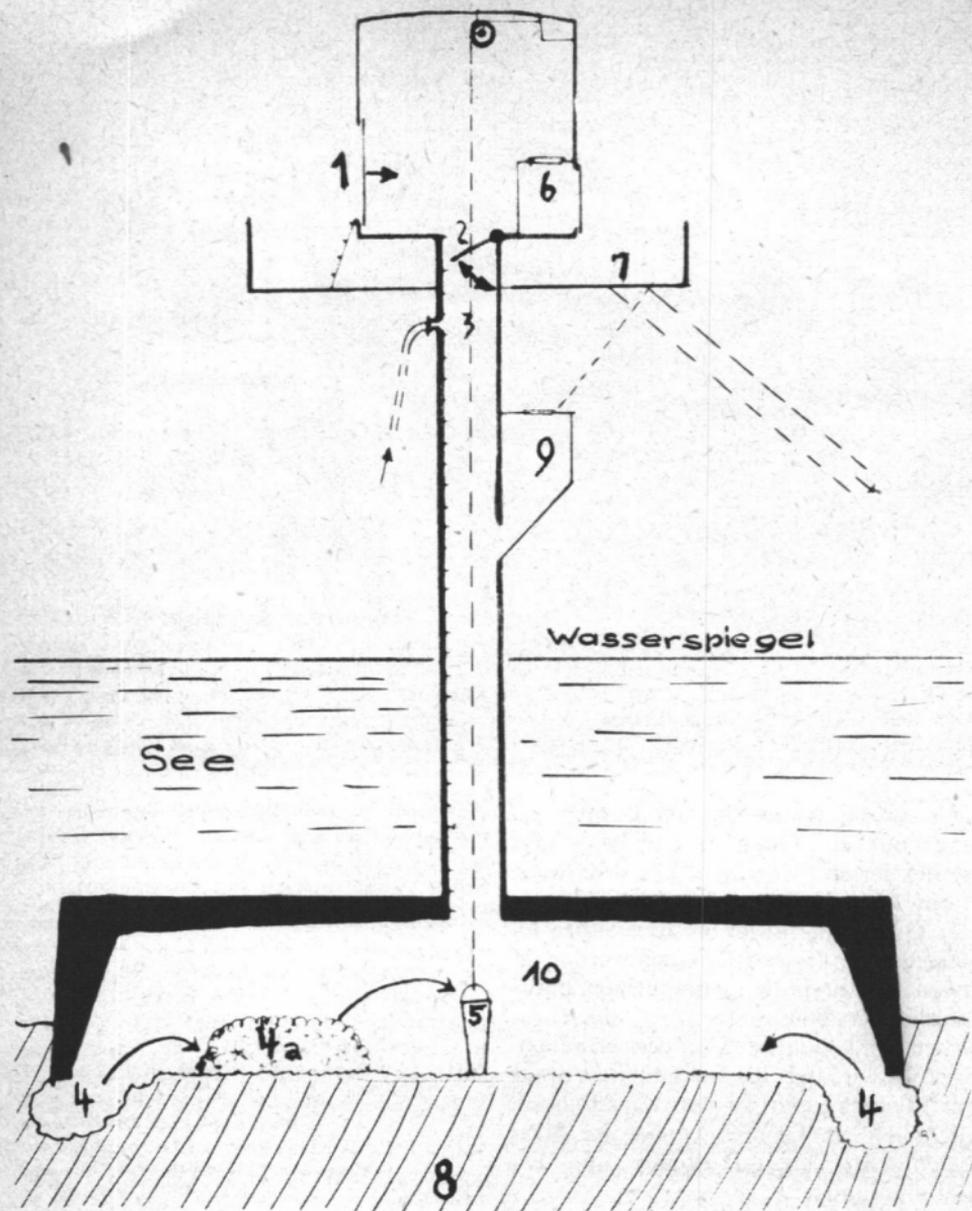
Dieses Bild vermittelt einen Blick aus dem verschalten Tunnel ins Freie, wo Krane, Betonsilo und Betoniermaschine sich befinden und ein Bulldozer arbeitet.

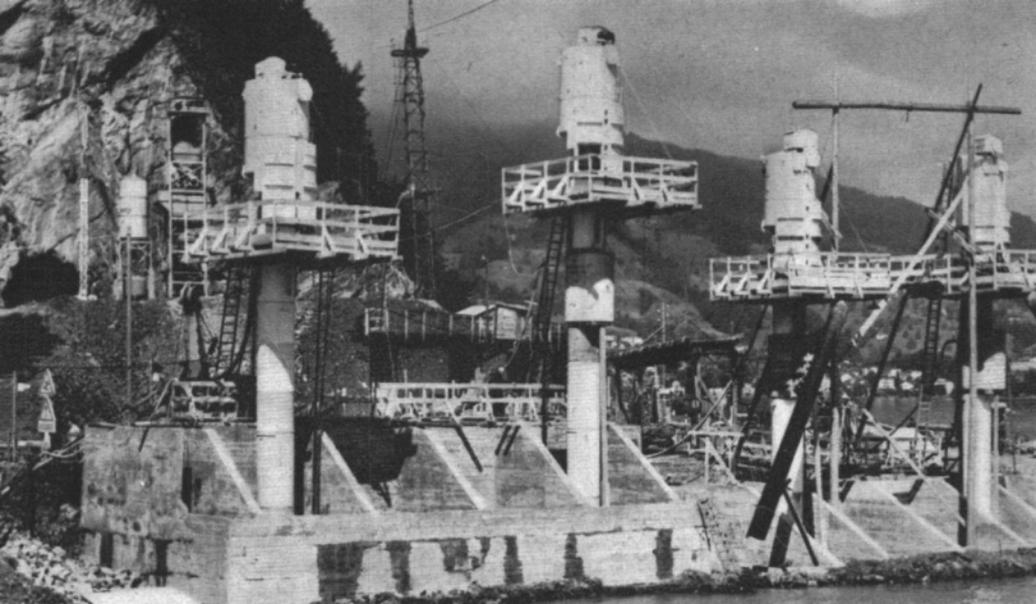
Aber noch ist die große Arbeit nicht fertig. Über Buochs und Beckenried findet die Straße ihre Fortsetzung, wird unter dem Seelisberg durch einen Tunnel geführt, erreicht über dem Urnersee das Tageslicht wieder und zieht sich über Bauen und Seedorf nach Altdorf zum Anschluß an die Gotthardstraße. Wenn alles wie bisher am ‚Schnürchen geht‘, ist 1973 die linksufrige Vierwaldstätterseestraße fertiggestellt. Das wissen wir heute schon: sie wird leistungsfähig und landschaftlich sehr reizvoll sein.



Das große Bauwerk am Lopper ist aber nur ein Glied in der Kette der projektierten Straßen der Schweiz. Vom Welschland zur Ostschweiz, von der Grenze bei Basel bis zum Südzipfel unseres Landes bei Chiasso werden in zwanzig Jahren die mehrspurigen, übersichtlichen Nationalstraßen einen raschen und sichern Verkehr erlauben. Hoffen wir, daß die Schönheiten unserer Heimat unter all den Kunstbauten nicht leiden. Vielmehr sollen die Straßen recht viele zu Freude und Erholung führen.

Auf dem Tunnelbohrwagen, den wir vor uns sehen, brechen ständig 16 Preßluftbohrer das Gestein weg. So allein war ein täglicher Tunnelvortrieb von 4 m möglich.





Zur Zeichnung links:

Du siehst hier einen Caisson und die dazugehörige Personenschleuse im Längsschnitt. Das Schaffen im Caisson ist nicht ungefährlich. Die Arbeiter müssen sich an den veränderten Luftdruck gewöhnen, denn zum gewöhnlichen Druck gesellt sich noch der Wasserdruck. Dieser beträgt in 10 m Tiefe 1 Atmosphäre. Der Mann wartet nach dem Eintritt durch die Türe (1) in der Personenschleuse fast eine halbe Stunde, bis der Luftdruck demjenigen im Caissonraum (10) gleich ist. Dann fällt der Schleusenboden (2) hinunter, und nun kann er durch die Pfeife (3) absteigen. Der Aushub (4) wird weggehackt und weggeschaufelt, wird in den Kübel (5) geworfen, welcher hochgezogen wird. Durch die Materialschleuse (6), über das Arbeitspodest (7) und das Schuttrohr findet das Material den Weg in ein Ledischiff. Der Seegrund (8) wird solange abgebaut, bis der Caisson in der richtigen Tiefe liegt. Dann wird der

Raum (10) total mit Beton ausgefüllt, der durch die Betonierschleuse (9) eingebracht wird. Das tiefstgelegene Brückenfundament liegt ca. 11 Meter unter dem Wasserspiegel. Noch sorgfältiger als beim Einstieg muß der Mann sich für das Aussteigen aus dem Caisson und aus der Personenschleuse vorbereiten.

Zum Foto oben:

Die Brückenfundamente mußten außerordentlich stark gebaut werden. Auf festem Grund goß man vorerst hohle Betonfundamente, die Caissons. Durch Ausheben des Seegrundes unter ihnen ließ man sie nach und nach auf die vorgesehene Tiefe absinken. Auf dem Bilde erkennt man zwei durch Streben verstärkte Caissons mit den zugehörigen je zwei Caissonschleusen. Der Caisson links ist soeben fertig gebaut, derjenige rechts ist schon etwa zwei Meter abgesunken.

Schubboote

Hans Brunner

Seit 1962 ist auf dem Rhein in Basel ein neuer Schiffstyp zu sehen, das *Schubboot* mit *Leichtern*. Diesen Schiffsverband wollen wir uns nun kurz etwas näher ansehen.

Auf den Bildern werden dir wohl zuerst die *Leichter* auffallen. Es sind diese lange, flache Boote. Ihre größte Länge beträgt 72 m, die Breite 11 m, ihre Seitenhöhe 3,1 m und ihr Tiefgang, je nach dem Gewicht der Ladung, bis zu 2,7 m. Die Tragfähigkeit eines Leichters kann rund 1700 Tonnen erreichen. Alle 4 Leichter eines Schubboot-Verbandes können somit nahezu 7000 Tonnen transportieren.

Vorwärts bewegt werden die Leichter durch das Schubboot. Wie der Name ‚Schub‘-Boot sagt, werden die Leichter vom Motorschiff nicht gezogen, geschleppt, sondern gestoßen, ‚geschoben‘. Jedes der zwei Schubboote der Brag-Tankschiffahrt AG in Basel kann 4 Leichter schieben, wobei je 2 Leichter neben- und hintereinander gekoppelt sind. Diese Schubboote selber sind

nicht zum Transport von Gütern eingerichtet; sie haben nur die Leichter zu schieben. Die Leichter sind mit Hilfsmotoren ausgerüstet, um im stillen Wasser selber manövrieren zu können. Mit den Leichtern der Brag-Tankschiffahrt AG werden nur flüssige Brennstoffe befördert, während auf den Leichtern der Basler Rheinschiffahrt AG Korn, Weizen, Kohlen usw. geladen werden.

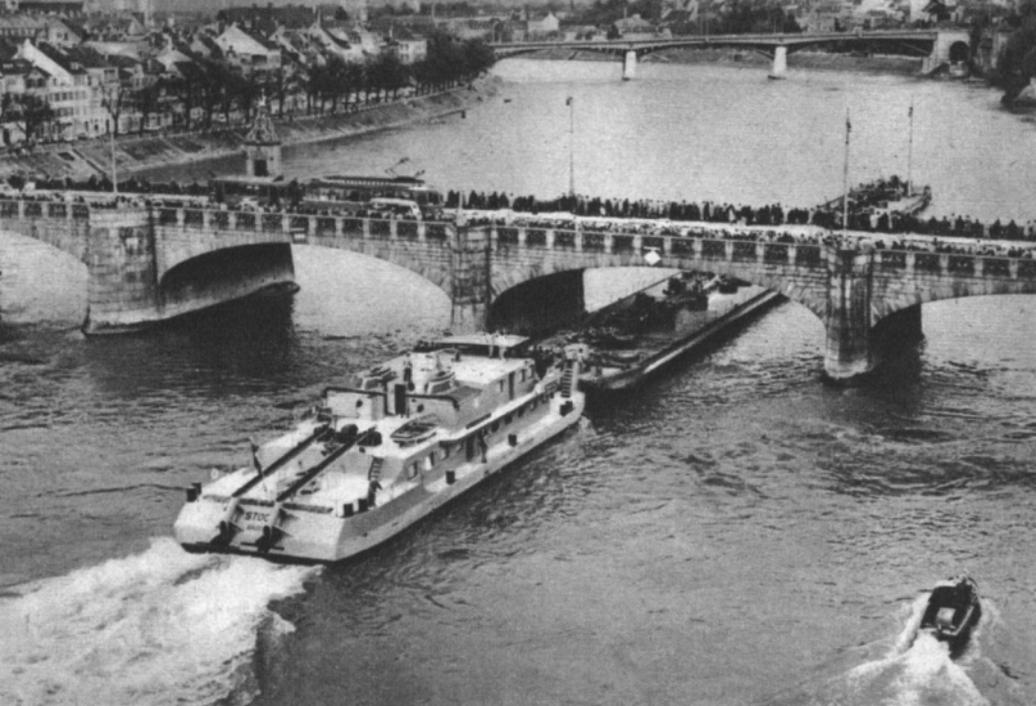
Welches sind nun die Vorteile dieser neuen Schiffe?

Um eine gleiche Menge Güter, wie sie die 4 Leichter befördern, transportieren zu können, würde man 4 Motorschiffe benötigen. Hier aber genügt ein Schubboot. Der Wasserwiderstand muß also nur ein- und nicht viermal überwunden werden. Man kann mit weniger Kraft mehr Tonnage befördern. – Für den Betrieb der 4 Motorschiffe benötigt man ferner auch mehr Personal als für den ganzen Schubverband.

Die Brag-Tankschiffahrt AG, Basel, war die erste schweizerische Schiffahrtsgesellschaft, die ein solches Schubboot in Betrieb nahm; es ist das Motorschiff ‚Stoos‘. Noch im gleichen Jahre folgte der Verkehr mit dem zweiten Schiff, der ‚Corviglia‘.

1962 eröffnete die Basler Rheinschiffahrt AG den Gütertransport ebenfalls mit einem Schubboot, der ‚Blüemlisalp‘, die selber auch rund 1500 Tonnen Güter aufnehmen kann, aber nur 2 Leichter zu schieben hat.

Die Brag-Schubboote kommen – je nach der Tonnage, die zu befördern ist – mit 2–4 Leichtern bis Basel. Fahren sie weiter rheinaufwärts, also unter Basels



Brücken hindurch und durch die Schiffsschleuse von Birsfelden, haben sie gewöhnlich nur 2 Leichter vorgepannt, die hintereinander gekoppelt sind. Ein solcher Schubverband erreicht eine Länge von rund 178 m, erstreckt sich somit nahezu über die ganze Länge der Birsfelder Schleusenammer, die 184 m lang ist.

Daß das Lenken eines ganzen Schiffverbandes – Schubboot und 4 Leichter – große Geschicklichkeit verlangt, wirst du ohne weiteres begreifen.

Gewiß werden unsere schweizerischen Schiffsahrtsgesellschaften in den kommenden Jahren weitere solcher Schubboot-Verbände bauen.

Seit 1962 sieht man auf dem Rhein in Basel einen neuen Schiffstyp, das Schubboot. Ein solches schiebt lange, flache Boote, die Leichter, vor sich her. Die Tank-Leichter der Brag-Tankschiffahrt AG können je 1700 Tonnen flüssige Brennstoffe befördern, alle 4 Leichter eines Schubverbandes zusammen somit nahezu 7000 Tonnen. Für einen Transport dieser Größe müßte man 4 Motorschiffe einsetzen, während ein Schubboot genügt. Man kann also mit weniger Kraft und auch weniger Personal mehr Tonnage befördern.

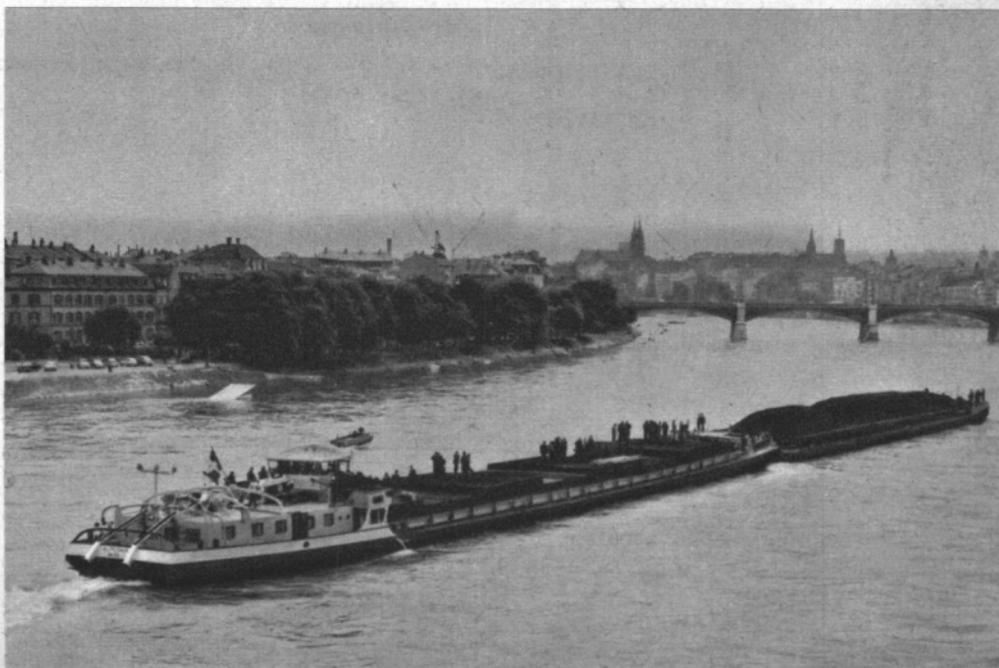
Unser Bild zeigt, wie das Schubboot ‚Stoos‘ mit einem Tank-Leichter unter der Mittlern Rheinbrücke in Basel durchfährt.



Oben sehen wir zwei hintereinandergekoppelte Tank-Leichter, die von einem Schubboot gestoßen werden. Ein solcher Leichter ist 72 m lang, 11 m breit und hat bei voller Belastung einen Tiefgang von 2,7 m.

Das Schubboot ‚Corviglia‘ der Brag-Tankschiffahrt AG schiebt 2 Tank-Leichter in die Schleusenammer der Schiffsschleuse in Birsfelden. Schubboot und 2 Leichter messen zusammen 178 m, finden also in der 184 m langen Schleusenammer genügend Platz.

Das Schubboot ‚Blüemlisalp‘ der Basler Rheinschiffahrt AG stößt 2 Leichter rheinaufwärts. Dieses Schubboot kann selber auch 1500 Tonnen Güter aufnehmen, während die Schubboote ‚Stoos‘ und ‚Corviglia‘ keine Waren befördern. Der Schubverband der ‚Blüemlisalp‘ zählt nur 2 Leichter. Auf diesen werden feste Güter, wie Getreide, Kohlen usw., transportiert. (Da auf den Leichtern so viele Männer mitfahren, handelt es sich wahrscheinlich um eine Erstfahrt der ‚Blüemlisalp‘.)



Der Senkrechtstarter VJ 101 C-XI

Aus frühern Reportagen kennt ihr bereits den Hubschrauber, ein Flugzeug, das auf kleinster Fläche, sogar auf dem Flachdach eines Hauses, starten und landen kann. Zudem ist es ihm möglich, schwere Lasten zu tragen, doch entwickelt er nur geringe Geschwindigkeiten.

Nun wollte man einen Flugzeugtyp entwickeln, der mit Überschallgeschwindigkeit dahinrasen kann und mit kleinster Start- und Landefläche auskommen muß. Da genügte natürlich auch das größte Flügelrad nicht mehr, sondern starke Düsentriebwerke mußten eingesetzt werden.

Es wurde ein Schulterdecker gebaut

Der Prototyp (Versuchsmodell) des Senkrechtstarters vor dem Hangar. Auffällig ist der spitze Bug, der allen Überschallflugzeugen eigen ist. An den Flügelenden sind die schwenkbaren Gondeln sichtbar, von denen jede mit zwei Strahltriebwerken ausgerüstet ist. Sie sind jetzt in der waagrechten Marschlage; für den Senkrechtstart werden sie jedoch in die vertikale Lage geschwenkt. Überdies ist unter dem Flugzeug, knapp hinter dem Pilotensitz, das dritte, im Rumpf eingebaute, nur für den senkrechten Hub geeignete, ebenfalls doppelte Triebwerk erkennbar.





mit schwach gepfeilten Flügeln, an deren Enden man schwenkbare Gondeln anbrachte, die beliebig senkrecht und waagrecht gestellt werden können. Wohl genügen diese beiden, mit je zwei Strahltriebwerken ausgerüsteten Gondeln, um im Waagrechtflug Überschallgeschwindigkeit erreichen zu können, aber für den senkrechten Hub benötigt man ein drittes Strahltriebwerkpaar. Dieses ist direkt hinter dem Pilotensitz eingebaut. So startet und landet das Flugzeug mit Hilfe von drei Kraftpunkten, im Flug benötigt es jedoch nur deren zwei.

Startet das Flugzeug, so sind die Flügelgondeln senkrecht gestellt, und ihre Kraft, zusammen mit dem Rumpftriebwerk, hebt es. Ist die notwendige Höhe

Das Flugzeug beim Senkrechtstart. Es hebt sich vom Boden ab. Alle sechs im Rumpf eingebauten Triebwerke sind nun gut sichtbar und heben den Überschalljäger senkrecht empor. Ist eine gewisse Höhe erreicht, schwenken die Gondeln an den Flügelenden in die Waagrechte, und der Horizontalflug beginnt. Nun werden die Triebwerke im Rumpf außer Betrieb gesetzt und oben und unten automatisch mit Deckeln verschlossen.

erreicht, schwenken die Gondeln in die waagrechte Lage, und das Rumpftriebwerk schaltet aus.

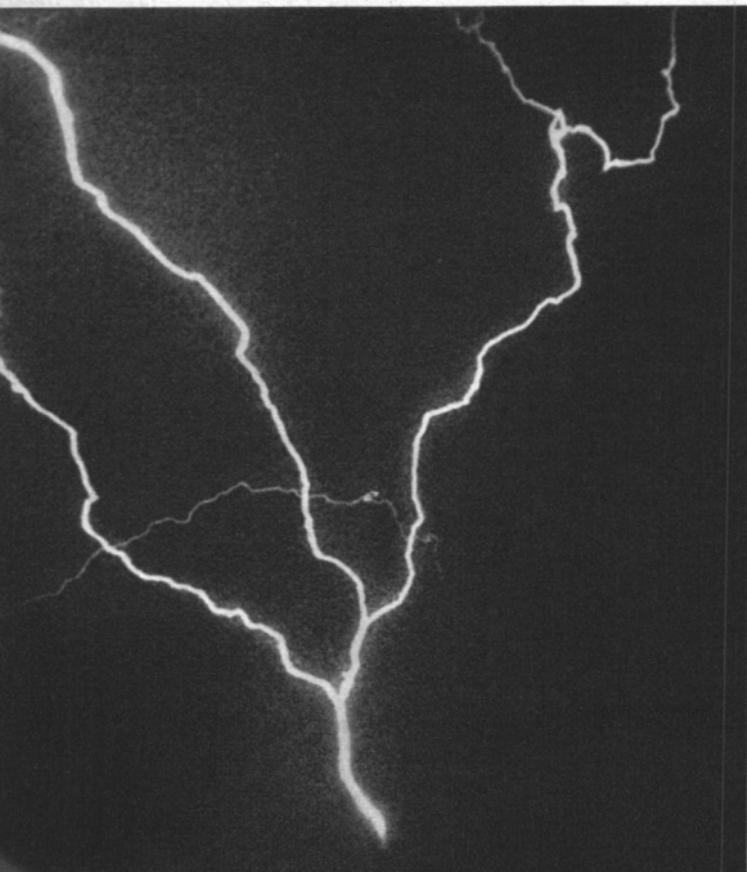
Wenn wir diesen interessanten Überschalljäger besprochen haben, so in der Hoffnung, diese Erfindung möge bald auch der Zivilluffahrt dienen. A. E.

Bei den Blitzforschern auf dem Monte San Salvatore

Hans Neeser

Wer hat sich nicht schon gefragt, wie die mit mächtigem Knall aus den Gewitterwolken zur Erde fahrenden Blitze zustande kommen und sich der Mensch wohl gegen ihre gewaltige Zerstörungskraft schützen kann?

Es hat Jahrtausende gedauert, bis eine Erklärung für diese eindruckliche Naturscheinung und zugleich ein wirksamer Schutz gegen die Folgen direkter Blitzeinschläge gefunden wurden. Der amerikanische Buchdrucker und spätere Präsident der Vereinigten Staaten, Benjamin Franklin, war ein aufmerksa-

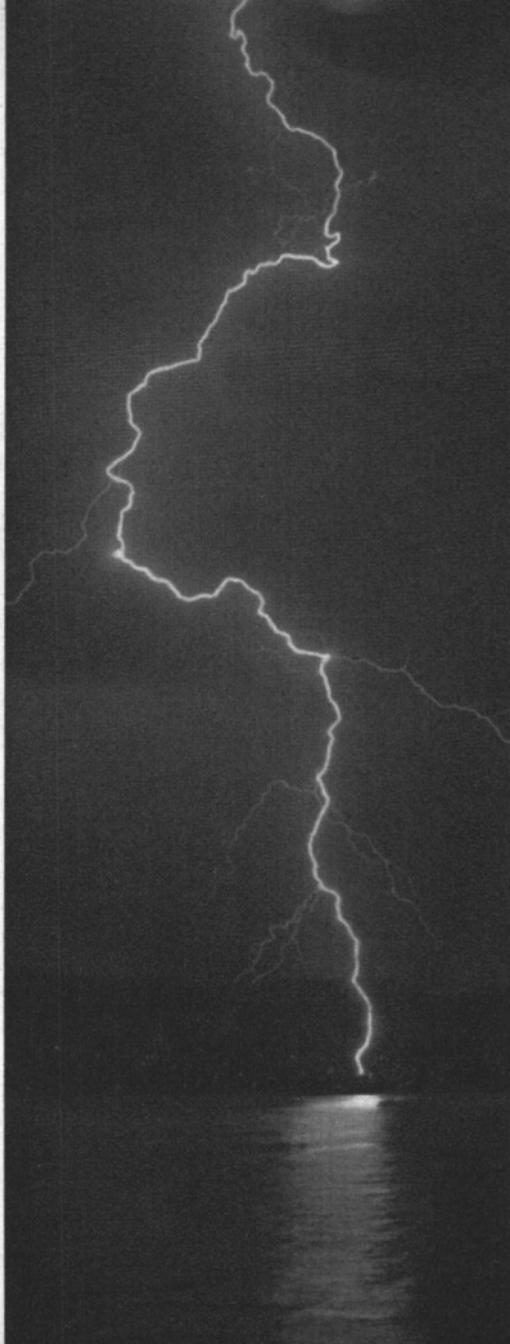


Eine in mindestens drei Zweige sich teilende elektrische Entladung himmelwärts während eines starken Gewitters über Lugano. Unten erkennt man die Spitze des Blitzfangturms 2 auf dem Vorberge San Carlo.

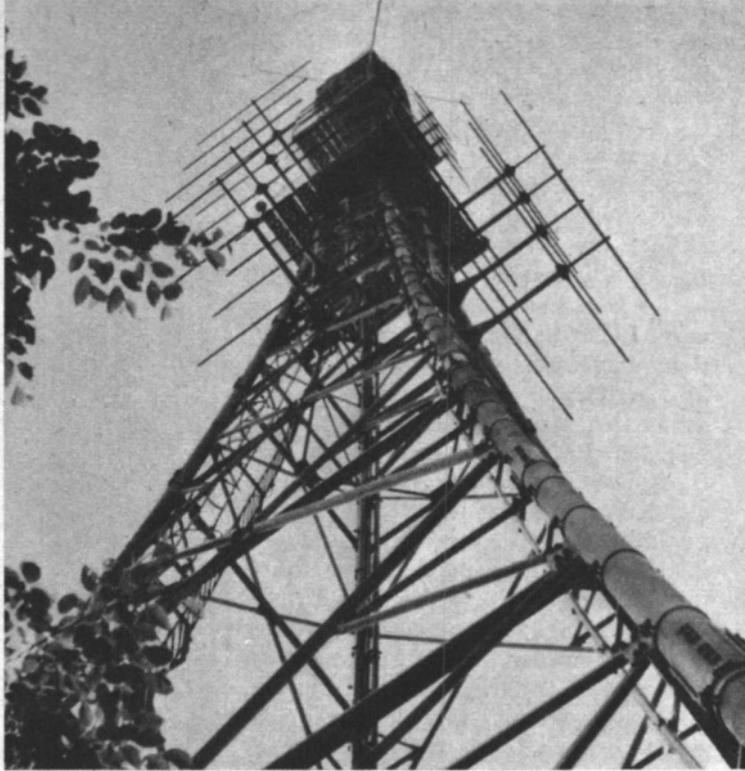
mer Beobachter der Natur und erkannte den Blitz als eine Entladung der mit Elektrizität aufgeladenen Luft und Gewitterwolken. Wo es blitzt, da fährt stets viel Elektrizität in seltsam gekrümmten und sich verzweigenden Bahnen vom Himmel zur Erde hernieder und, wie man heute weiß und oft beobachten kann, auch vom Erdboden gegen die Wolken hinauf.

Benjamin Franklin hatte im Jahre 1763 im Kalender des ‚Armen Richard‘ auch schon den ersten Blitzschutz beschrieben, den Blitzableiter. Es genügte eine Eisenstange auf einem Hausdach und ein dicker Draht zur Erde, damit sich der Blitz, ohne Schaden anzurichten, im Erdreich verkriechen konnte. Nach ihm hatten sich allerlei Leute mit Blitzableitern befaßt; so baute ein Erfinder einen Regenschirm mit Blitzableiter, bei dem ein Stück Draht vom Schirmrand auf den Boden fiel und der beim Spaziergang im Regen als klimpernder Blitzfänger nachgeschleppt wurde. Regenschirme sind heute noch im Gebrauch, nicht aber die wandernden Blitzableiter des unbekanntenen Erfinders. Franklins Idee der Blitzfangstange mit dem daran angeschlossenen Ableitungsdraht hat sich jedoch bis in unsere Tage als einziger und bester Schutz bei Blitzeinschlägen in Gebäude erhalten.

Wir sehen einen gewaltigen Blitzeinschlag erdwärts während eines Gewitters, das über Herrliberg am Zürichsee tobte. Während im ersten Bild der Blitz eigentlich drei fast gleich starke Zweige aufweist, sind hier die Verästelungen bedeutend geringer als der Hauptstrahl.



Der Blitzfangturm auf dem Gipfel des Monte San Salvatore ist zugleich Sendeturm der PTT und des Fernsehens für das Tessin.



Die moderne Zeit erforscht und studiert nun auch den Blitz. Auf dem bekannten Gipfel des Monte San Salvatore bei Lugano wurde im Jahre 1943 eine Blitzbeobachtungsstation eingerichtet. Der große Fernseh-Sendeturm der PTT auf dem Gipfel sowie ein zweiter Stahlturm auf einem Vorgipfel dienen als riesige Blitzfangnadeln. Bei einem Blitzeinschlag fließt ein kleiner Teil des Blitzstromes durch besondere Kabel in einen Meßraum, in dem sich allerhand Instrumente und die Beobachter befinden.

Die Geräte und Leute befinden sich in einem großen Käfig aus engmaschigen

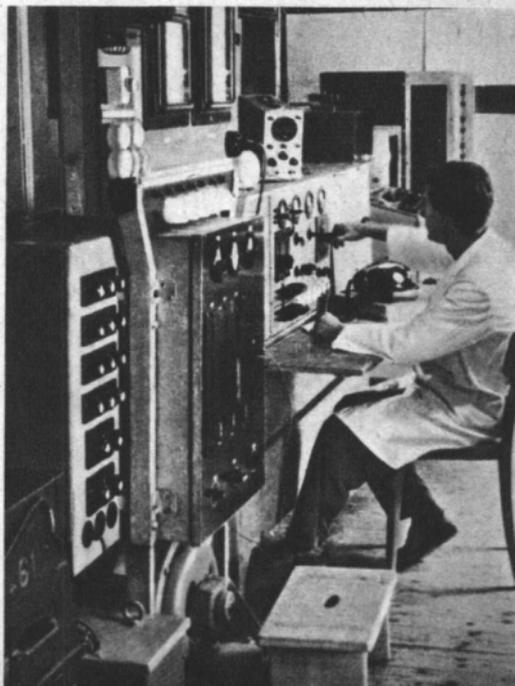
Drahtgittern, einem sogenannten ‚Faraday-Käfig‘ (Faraday war ein englischer Physiker), der absolut blitzsicher ist. Empfindliche elektrische Meßinstrumente zeigen die Stromstärken der Blitze an, die in die beiden Türme einschlagen, und andere vermögen gar Einschläge festzustellen, die kilometerweit entfernt auftreten. Eine Filmkamera auf dem Turm 2 filmt die Einschläge in den Hauptturm. Auf dem Berggipfel selbst sind acht Kleinbild-Kameras montiert, die in alle Himmelsrichtungen weisen und jeden Blitzeinschlag erdwärts oder jede Entladung himmelwärts photographieren.

Mit Wetterballonen und Flugzeugen wurden Messungen in den Gewitterwolken gemacht. Wenn sich Wolken zusammenballen und es regnet oder hagelt, entsteht ungeheuer viel Elektrizität. Die Reibung der Regentropfen gegen die Luft, gegen andere Tropfen oder gegen Eisteilchen trennt die elektrischen Ladungen in positive und negative. Es bilden sich über weite Strecken zellenartige Gewitterzonen, und bald sind Luft und Wolken mit Elektrizität derart gefüllt, daß sich die Entladungen anbahnen. Vorerst entsteht ein mehrere Meter breiter Leitpfad, sozusagen ein Fühler, worauf der eigentliche Blitzkanal sich bildet und mit 100 000 Kilometern in der Sekunde (ein Drittel der Lichtgeschwindigkeit) als wenige Zentimeter dicker Blitzstrahl zur Erde oder zur Wolke fährt. Der Blitz gabelt sich immer in der Vorwachsrichtung. Ein ‚Y‘ bedeutet also, daß der Blitz von der Erde gegen den Himmel sich gebildet hat. Meistens führt ein Blitz negative Elektrizität aus der Wolke zur Erde ab, aber auch positive Elektrizität kann, wenn auch sehr selten, zum Abfluß gelangen. Vielfach folgen einem ersten Hauptblitz weitere Teilblitze. Zahlreich sind auch die Entladungen von Wolke zu Wolke. Die ‚Zwerge‘ unter den Blitzen haben Stromstärken von 20 Amperes, die ‚Riesen‘ unter ihnen jedoch bis zu 180 000

Der Meßraum auf dem Gipfel des San Salvatore. Die Instrumente und Beobachter befinden sich im durchschlagssicheren Faraday-Käfig aus engmaschigem Drahtgeflecht. Links und rechts über den Instrumenten ist das Gitter leicht erkennbar.

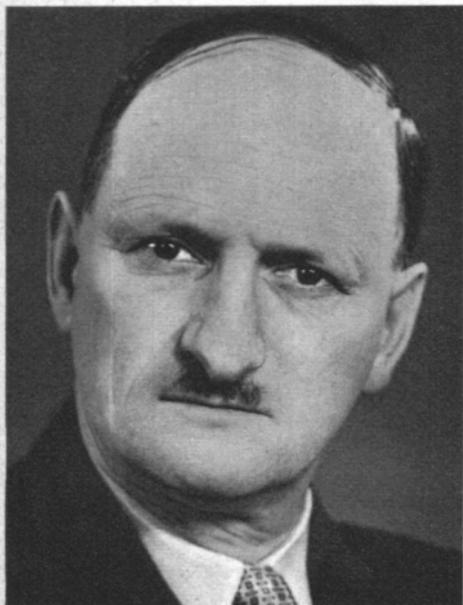
Amperes. Jeder Blitz ist anders gartet und kann sich manchmal höchst eigenartig benehmen. Viele Blitze entzündeten Häuser und Bäume, sprengen Balken und schmelzen Metallteile oder töten Menschen und Vieh.

Bei Gewittern soll man, da hohe Bäume als Blitzfänger wirken, nie unter solchen Zuflucht nehmen, sondern sich unter Dach begeben oder flach auf den Boden liegen. Überdies darf man keine Metallgegenstände auf sich tragen. Am sichersten ist man jedoch in einem durch Blitzableiter geschützten Haus, in dem alle größeren Metallgegenstände (Maschinen, Eisenbalken usw.) mit den Ableitungsdrähten verbunden sind. Sie führen den Blitz auf dem kürzesten Weg in das Erdreich, wo er, ohne Schaden anzurichten, verschwinden kann.



Die schweizerischen Bundesräte

Wir haben euch zwar unsere Bundesräte erst vor einem Jahr, im 'Mein Freund' 1963, das letztmal vorgestellt. Wenn wir es jetzt schon wieder tun, geschieht es aus verschiedenen Gründen.



Erstens einmal sollten doch die meisten unserer Leser die Namen unserer Bundesräte, die eine große Verantwortung tragen, kennen, wobei es die größeren Kalenderleser gewiß auch interessieren wird, mit welchen Arbeitsgebieten, den Departementen, sich die einzelnen Bundesräte zu beschäftigen haben.

Dann hat 1962 im Bundesrat ein Wechsel stattgefunden: Herr Bundesrat Jean Bourgknecht, der seit 1959 im Amte war, ist zurückgetreten, und neu gewählt wurde Herr Bundesrat Roger Bonvin, der aus dem Kanton Wallis stammt.

Und drittens wurde die Umbenennung eines Departementes vorgenommen. So heißt nun das Post- und Eisenbahndepartement inskünftig Verkehrs- und Energiedepartement.

Bundesrat Paul Chaudet

Bürger von Corsier (Kt. Waadt), geboren 1904 in Rivaz. Seit 1955 im Amte.

Militärdepartement

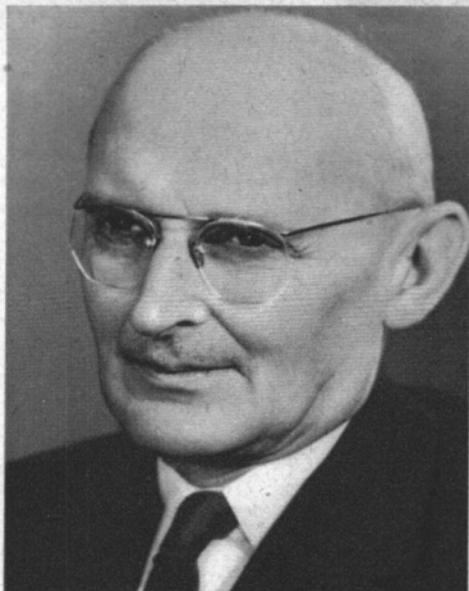
Ihm untersteht das gesamte Militärwesen unseres Landes. Es regelt also zum Beispiel die Ausbildung der Mannschaften der verschiedenen Truppengattungen (Infanterie, Kavallerie usw.), die Beschaffung von Kriegsmaterial (Waffen, Munition usw.).

Bundesrat Fritz Traugott Wahlen

Bürger von Trimstein (Kt. Bern), geboren 1899 in Mirchel (Kt. Bern). Seit 1958 im Amte.

Politisches Departement

Ihm unterstehen namentlich die Beziehungen zum Ausland, die Vorbereitung und Ausführung von Staatsverträgen sowie die Aufsicht und der Verkehr mit den schweizerischen Botschaften und Gesandtschaften im Ausland.



Bundesrat Roger Bonvin

Bürger von Icoigne-Lens (Kt. Wallis), geboren 1907 in seiner Heimatgemeinde. Im Amte seit 1962.

Finanz- und Zolldepartement

Es besorgt die Verwaltung der eidgenössischen Finanzen, die Aufsicht über das Kassee- und Rechnungswesen der Eidgenossenschaft, über das Münzwesen und über den gesamten Zolldienst.





Bundesrat Hans Peter Tschudi

Bürger von Schwanden (Glarus), geboren 1913 in Basel, seit 1959 im Amte.

Departement des Innern

Förderung von Kultur, Kunst und Wissenschaft, Bau und Unterhalt der eidgenössischen Gebäude, Forstwesen, Jagd und Fischerei, Fluß- und Wildbachverbauungen, Straßenbau, Statistisches Amt, Eidg. Technische Hochschule, Landesmuseum, Sozialversicherung.



Bundesrat Willy Spühler

Bürger von Zürich, geboren 1902 in Zürich, seit 1959 im Amte.

Verkehrs- und Energiedepartement

Ihm unterstehen: Post-, Telephon- und Telegraphenverwaltung sowie das Eisenbahnenwesen, Elektrizitäts- und Wasserwirtschaft.

Bundesrat Ludwig von Moos

Bürger von Sachseln, geboren 1910 in seiner Heimatgemeinde, seit 1959 im Amte.

Justiz- und Polizeidepartement

Pflege des Bundesrechtswesens, Aufsicht über das Grundbuchwesen, Behandlung von Auslieferungen, Aufsicht über das Eidg. Versicherungsamt, Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern, Flüchtlingswesen, Amt für geistiges Eigentum, Straßenverkehr, nicht aber das Bundesgericht in Lausanne.



Bundesrat Hans Schaffner

1908 als Bürger von Gränichen (Aargau) geboren, seit 1961 im Amte.

Volkswirtschaftsdepartement

Ihm obliegen: Förderung von Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Industrie. Es unterstehen ihm ferner Preiskontrolle und das Veterinärwesen.

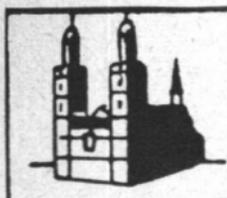


Die Schweiz in Zahlen

Die 12 größten Ortschaften der Schweiz

Obere Zahl: Einwohnerzahl 1960

Untere Zahl: Einwohnerzahl 1950



Zürich

430 600
390 020



Basel

207 600
183 543



Genf

169 100
145 047



Bern

164 200
146 499



Lausanne

126 700
106 807



Winterthur

80 500
66 925



St. Gallen

75 600
68 001



Luzern

66 900
60 526



Biel

59 400
48 342



Chaux-de-Fonds

38 700
33 300



Neuenburg

33 200
27 998

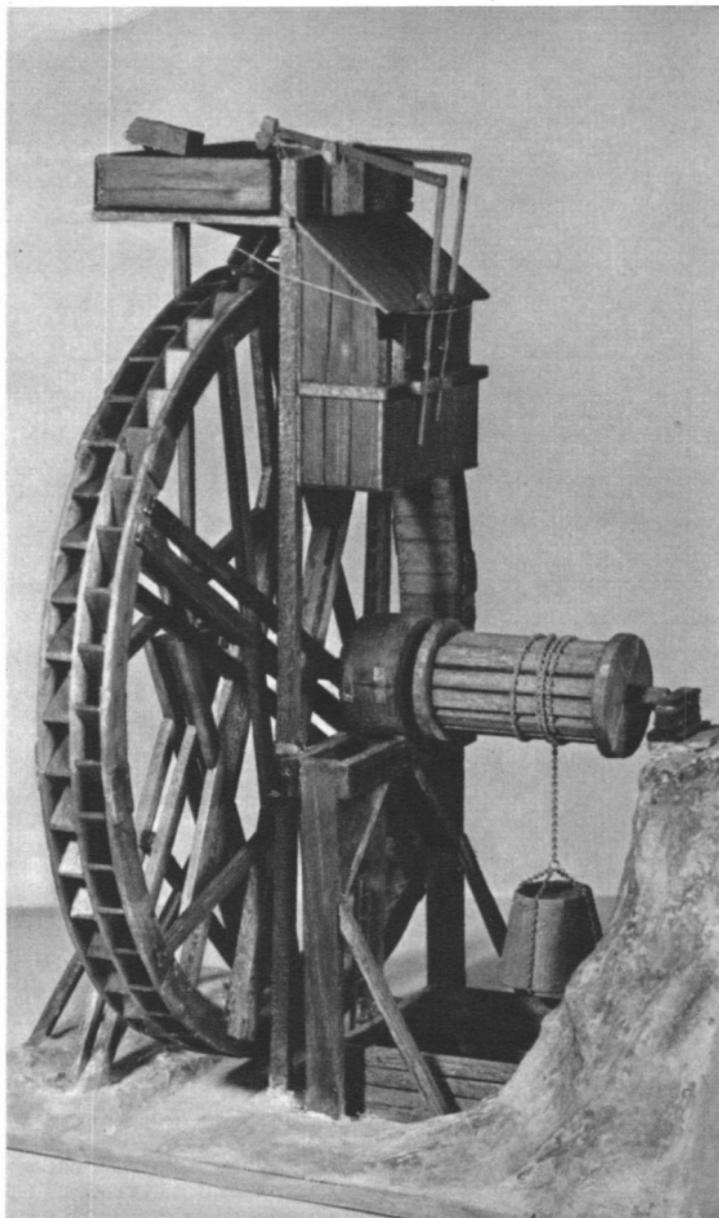


Freiburg

32 300
29 005



**Schulreise in den Zoo. Eine sehr schöne
Wettbewerbsarbeit von Josef Savary,
10½ Jahre, Montlingen SG.**



Wasserrad. Eine sehr interessante Wettbewerbsarbeit von Karl Sträble, 16 Jahre, Windisch.

Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern nach den provisorischen Ergebnissen der Volkszählung von 1960

Nach den Angaben des Statistischen Amtes in Bern.

Außer den Seite 160 aufgeführten Städten besitzen folgende Gemeinden über 10 000 Einwohner:

Aarau	16 900	Lugano	19 500
Allschwil	12 900	Montreux-Châtelard	12 500
Arbon	11 500	Münchenstein	10 300
Baden	13 900	Muttenz	12 000
Bellinzona	13 300	Neuhausen	10 200
Binningen	11 800	Olten	20 200
Birsfelden	10 100	Pully	12 500
Bolligen	14 700	Renens	10 700
Burgdorf	13 900	Riehen	18 100
Carouge	12 500	Rorschach	12 700
Chur	24 600	Schaffhausen	31 000
Dietikon	14 900	Schwyz	11 000
Dübendorf	11 800	Sion (Sitten)	16 000
Emmen	16 900	Solothurn	18 500
Frauenfeld	14 700	Steffisburg	10 700
Grenchen	18 100	Thalwil	11 500
Herisau	14 600	Thun	29 100
Horgen	13 500	Uster	17 200
Köniz	27 200	Vevey	15 900
Kreuzlingen	12 600	Wädenswil	11 700
Kriens	14 000	Wettingen	17 400
Küsnacht ZH	12 000	Wetzikon	10 400
Langenthal	10 900	Wil SG	10 900
Liestal	10 300	Yverdon	16 500
Locarno	10 600	Zollikon	10 000
Le Locle	13 900	Zug	19 900

Größe und Wohnbevölkerung der Kantone nach den Ergebnissen der Volkszählung 1960

Kantone	Fläche in km ²	Produktiv in km ²	Wohnbevöl- kerung 1950	Wohnbevöl- kerung 1960
Zürich	1 729	1 563	777 002	952 304
Bern	6 884	5 586	801 943	889 523
Luzern	1 492	1 359	223 249	253 446
Uri	1 074	566	28 556	32 021
Schwyz	908	715	71 082	78 048
Obwalden	493	423	22 125	23 135
Nidwalden	275	211	19 389	22 188
Glarus	685	495	37 663	40 148
Zug	240	201	42 239	52 489
Freiburg	1 671	1 466	158 695	159 194
Solothurn	791	765	170 508	200 816
Basel-Stadt	37	23	196 498	225 588
Basel-Land	427	409	107 549	148 282
Schaffhausen	298	284	57 515	65 981
Appenzell A.-R.	242	232	47 938	48 920
Appenzell I.-R.	173	150	13 427	12 943
St. Gallen	2 013	1 778	309 106	339 489
Graubünden	7 114	4 945	137 100	147 458
Aargau	1 404	1 328	300 782	360 940
Thurgau	1 006	826	149 738	166 420
Tessin	2 813	2 082	175 055	195 566
Waadt	3 209	2 728	377 585	429 512
Wallis	5 235	2 926	159 178	177 783
Neuenburg	800	692	128 152	147 633
Genf	282	230	202 918	259 234
Schweiz	41 295	31 983	4 714 992	5 429 061

Distanzentabelle

Die Kilometerzahlen
beziehen sich auf
die kürzeste Verbindung
der Hauptstraßen

	Aarau	Basel	Bellinzona	Bern	Biel	Ch.d.Fds.	Chur	Freiburg	Genf	Interlaken	Lausanne	Luzern	Montreux	Neuenburg	Olten	St. Gallen	St. Moritz	Schaffh.	Solothurn	Winterthur	Zürich
Aarau		55	222	77	70	115	171	108	223	128	162	65	174	101	12	132	249	97	45	75	51
Basel	55		273	108	86	99	204	139	239	159	178	96	205	117	43	168	282	102	61	111	84
Bellinzona	222	273		236	268	305	126	267	367	185	306	177	308	283	230	221	165	243	263	221	197
Bern	77	108	236		32	69	235	31	153	51	92	91	97	47	65	206	313	171	35	149	125
Biel	70	86	268	32		45	241	46	161	83	100	123	112	31	58	202	319	167	25	145	121
La Chaux-de-Fonds	115	99	305	69	45		286	66	152	120	91	160	115	22	103	247	364	212	70	190	166
Chur	171	204	126	235	241	286		266	376	194	315	144	302	272	183	95	78	166	216	135	120
Freiburg	108	139	267	31	46	66	266		122	82	61	122	66	44	96	237	344	202	66	180	156
Genf	223	239	367	153	161	152	376	122		182	61	244	87	130	211	355	454	320	178	298	274
Interlaken	128	159	185	51	83	120	194	82	182		121	74	123	98	116	196	263	175	86	153	129
Lausanne	162	178	306	92	100	91	315	61	61	121		183	26	69	150	294	384	259	117	237	213
Luzern	65	96	177	91	123	160	144	122	244	74	183		188	138	53	122	222	101	86	79	55
Montreux	174	205	308	97	112	115	302	66	87	123	26	188		94	162	303	371	268	132	246	222
Neuenburg	101	117	283	47	31	22	272	44	130	98	69	138	94		89	233	360	198	56	176	152
Olten	12	43	230	65	58	103	183	96	211	116	150	53	162	89		144	261	109	33	87	63
St. Gallen	132	168	221	206	202	247	95	237	355	196	294	122	303	233	144		176	83	177	57	81
St. Moritz	249	282	165	313	319	364	78	344	454	263	384	222	371	360	261	176		244	294	213	198
Schaffhausen	97	102	243	171	167	212	166	202	320	175	259	101	268	198	109	83	244		142	26	46
Solothurn	45	61	263	35	25	70	216	66	178	86	117	86	132	56	33	177	294	142		120	96
Winterthur	75	111	221	149	145	190	135	180	298	153	237	79	246	176	87	57	213	26	120		24
Zürich	51	84	197	125	121	166	120	156	274	129	213	55	222	152	63	81	198	46	96	24	

Die grössten Seen

Erde

	Oberfläche in km ²		Oberfläche in km ²
Kaspisches Meer	438 700	Ladogasee	18 200
4 Obere Kanadische Seen	227 000	Tschadsee	16 000
Oberersee	83 000	Rudolfsee	10 000
Viktoriasee	69 000	Onegasee	9 500
Aralsee	62 000	Titicacasee	8 300
Huronsee	60 000	Nicaraguasee	7 700
Michigansee	58 000	Großer Salzsee	6 200
Baikalsee	33 000	Albertsee	5 600
Tanganjikasee	32 000	Wenersee	5 600
Großer Bärensee	31 500	Peipussee	3 600
Njassasee	31 000	Wettersee	1 200
Großer Sklavensee	30 000	Malärsee	1 100
Erisee	25 900	Totes Meer	920
Winnipegsee	24 600	Plattensee	591
Ontariosee	18 700	Genfersee	581
Balkaschsee	18 400	Bodensee	537

Schweiz

	Fläche in km ²	Größe Tiefe		Fläche in km ²	Größe Tiefe
Genfersee	581	310	Sempachersee	14	87
davon zur Schweiz	347		Sihlsee	11	23
Boden-Untersee	537	252	Hallwilersee	10	47
davon zur Schweiz	171		Lac de Joux	10	34
Neuenburgersee	216	153	Greizersee	9	75
Langensee	212	372	Greifensee	9	75
davon zur Schweiz	42		Sarnersee	8	52
Vierwaldstättersee	114	214	Ägerisee	7	82
Zürichsee	89	143	Baldeggersee	5	66
Luganersee	49	288	Wägitalersee	4,1	66
davon zur Schweiz	31		Silsensee	4,1	71
Thunersee	48	217	Wohlensee b. Bern	3,7	20
Bielersee	39	74	Klöntalersee	3,4	48
Zugersee	38	198	Pfäffikersee	3,3	35
Brienzersee	29	261	Silvaplanaasee	3,2	77
Walensee	24	150	Lauerzersee	3	14
Murtensee	23	46	Grimselsee	2,7	100

Bei Stauseen gilt die Fläche des gestauten Sees. – Die Flächenzahlen sind auf ganze km² auf- und abgerundet; nur bei Seen

unter 5 km² sind die Dezimalstellen angegeben.

Die längsten Ströme und Flüsse



Erde

Missouri-Mississippi	6600 km	St. Lorenz	3900 km
Kagera-Nil	6500 km	Yukon	3700 km
Amazonas	5500 km	Rio de la Plata	3600 km
Irtysch-Ob	5300 km	Wolga	3570 km
Selenga-Jenissei	5200 km	Indus	3200 km
Jangtsekiang	5100 km	Brahmaputra	3000 km
Lena	4900 km	Orinoco	3000 km
Amur	4600 km	Colorado	2900 km
Mekong	4500 km	Donau	2850 km
Kongo	4400 km	Ganges	2700 km
Niger	4200 km	Euphrat	2700 km
Hoangho	4000 km	Sambesi	2650 km
Mackenzie	4000 km	Dnjepr	2150 km

Europa

Wolga	3570 km	Elbe	1165 km
Donau	2850 km	Weichsel	1125 km
Dnjepr	2150 km	Düna	1024 km
Don	1860 km	Tajo	1010 km
Dnjestr	1387 km	Loire	1002 km
Rhein	1320 km	Rhone	812 km

Schweiz

Die Zahlen sind auf ganze km auf- oder abgerundet.

Bei Rhein, Rhone, Inn und Doubs bezieht sich die angegebene Länge auf die Fluß-Strecke bis zur Grenze.

Rhein	375 km	Birs	73 km
Aare	295 km	Vorderrhein	68 km
Rhone	264 km	Kleine Emme	58 km
Reuß	159 km	Töb	58 km
Linth-Limmat	140 km	Hinterrhein	57 km
Saane	129 km	Orbe	57 km
Thur	125 km	Maggia	56 km
Inn	104 km	Simme	53 km
Tessin	91 km	Sense	46 km
Broye	86 km	Moesa	44 km
Große Emme	80 km	Kander	44 km
Doubs	74 km	Drance	43 km
Sihl	73 km	Suze	41 km

Unsere Bergstrassen

Paß-Name	Paß-Höhe	Ausgangs- und Endpunkt
Albula	2318	Filisur-Ponte
San Bernardino	2065	Thusis-Mesocco
Großer St. Bernhard	2469	Orsières-Aosta (Italien)
Bernina	2323	Samaden-Poschiavo
Brünig	1011	Giswil-Brienzwiler
Chasseral	1551	Neuveville-St-Imier
St. Cergue	1232	Nyon-La Cure
Flüela	2383	Davos-Platz-Süis
Forclaz	1530	Martigny-Argentière
Furka	2431	Andermatt-Gletsch
Gotthard	2108	Andermatt-Airolo
Grimsel	2165	Gletsch-Meiringen
Unterer Hauenstein	734	Olten-Läufelfingen
Jaun	1511	Boltigen-Bulle
Ibergeregg	1406	Schwyz-Einsiedeln
Julier	2284	Tiefencastel-Silvaplana
Kerenzerberg	712	Näfels-Mühlehorn
Klausen	1952	Altdorf-Linthal
Krätzerli	1384	Neßlau-Schwägälp
Lenzerheide	1551	Chur-Tiefencastel
Lukmanier	1917	Disentis-Acquarossa
Luziensteig	719	Maienfeld-Balzers
Maloja	1817	Silvaplana-Chiavenna
Marchairuz	1450	Bière-Le Brassus
Mosses	1440	Château-d'Œx-Le Sépey
Oberalp	2048	Andermatt-Disentis
Ofen	2149	Zernez-Münster
Paßwang	943	Balsthal-Zwiningen-Laufen
Pierre-Pertuis	830	Sonceboz-Tavannes
Pillon	1552	Gstaad-Aigle
Simplon	2009	Brig-Iselle-Domodossola
Splügen	2118	Thusis-Chiavenna
Stoß	967	Altstätten-Gais
Susten	2262	Meiringen-Innertkirchen-Wassen
Umbrail	2503	Santa Maria-Bormio
Vue des Alpes	1288	Neuchâtel-La Chaux-de-Fonds
Weißenstein	1287	Solothurn-Gänsbrunnen

Viele dieser Bergstraßen sind - je nach den Witterungs- und Schneesverhältnissen - etwa von Juni bis Oktober offen, und nur wenige

(hauptsächlich im Jura) sind das ganze Jahr befahrbar.

Lösungen zu «Lach mit»

KIKI-Bilder

Das Mädchen trägt einen gespannten Regenschirm über sich. Wir benennen das Bild: ‚Ein überspanntes Mädchen.‘ Zwei Kinder stehen, sie könnten auch sitzen, in einem Wägelchen, das nicht gezogen wird; also: ‚Zwei ungezogene Kinder.‘

Beide Bilder geben demnach Eigenschaften wieder, die man sich nicht aneignen soll. Erfindet ähnliche Zeichnungen, die in einem kurzen Satzchen umschrieben werden können. Sendet solche Erfindungen dem Redaktor ein; die besten werden im nächsten ‚Mein Freund‘ 1965 veröffentlicht.

Ach, diese faulen Sprüche

Die Lösungen habt ihr bestimmt leicht gefunden – oder nicht? Hier sind sie: 1. Eine Zwetschge. 2. Ein Briefträger, der einen Zwetschgenstein verschluckt hat. 3. Ein chinesischer Fußballklub. 4. So schreit ein Kuckuck mit Sprachfehler.

Im Lande Sonderbar

Etwas für unsere jungen Zoologen und Botaniker. (Erklärungen zum Bild auf Seite 103.) Die Tiere sind um einen seltsamen Baum versammelt. Ein Bananenstrauch besitzt nämlich meterlange Blätter, und an den Fruchtbüscheln wachsen die Früchte aufwärts, nicht abwärts. Und was haben die Kirschen zwischen den lindenartigen Blättern verloren? Nun,

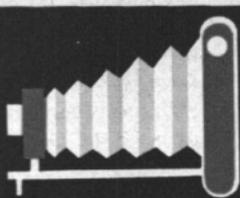
sie scheinen der Giraffe anscheinend zu schmecken. Hat sie etwa davon ihre zwei Höcker bekommen? Ihre Stirnzapfen haben sich in Gemshörner umgewandelt, und mit dem Pferdeschweif kann sie noch besser die Fliegen abwehren, die sich auf ihrem Zebrafell niederlassen wollen. Der Pelikan ist zwar ein Schwimmvogel und nährt sich von Fischen, aber in diesem merkwürdigen Land fliegt er sogar auf Bäume, vermutlich, damit sein Pfauschweif schöner zur Geltung kommt. Auch der gefleckte Bär ist auf seinen Löwenschweif stolz. Die Schildkröte mit dem Krokodilrachen jagt ihm wohl keine große Furcht ein, da er ihre Hasenohren (‚Löffel‘ nennt sie der Jäger) schon bemerkt hat. Ob das fünfte Tier nun ein Hirschdromedar oder ein Dromedarihirsch ist, muß ich deiner Findigkeit überlassen. Die Tannen werden sich vermutlich in diesem Lande mit Vulkanen nicht besonders heimisch fühlen, so wenig wie die beiden Fliegenpilze. Gewiß gefallen dir die Tiere besser so, wie sie wirklich sind. Aber im Lande Sonderbar gibt's eben die unmöglichsten Dinge.

Ein «tfiger» Schreiber

Du wirst bestimmt herausgefunden haben, daß nicht die Besitzer erschossen werden sollen, was ja ganz tragisch wäre, sondern deren arme, von der damals unheilbaren Krankheit befallenen Tiere. Es scheint zudem, daß der Schreiber geringe Kenntnisse der Grammatik besaß und daß der Ammann mit der Rechtschreibung ebenfalls auf Kriegsfuß stand.



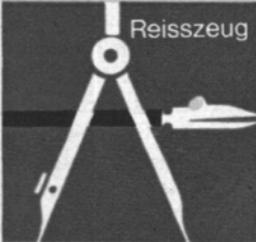
Rucksack Sportsack



Fotoapparat



Ski
Schlitten

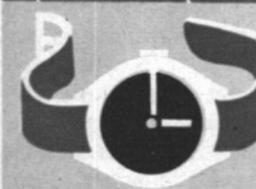


Reisszeug

**Unsere
Wettbe-
werbs-
preise**



Fussball



Armbanduhr Wecker
Küchenuhr

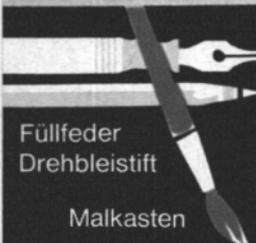


Bücher Atlanten



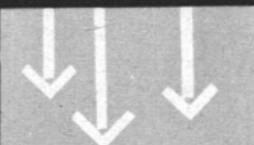
Schlittschuhe

Rollschuhe

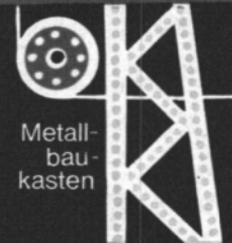


Füllfeder
Drehbleistift

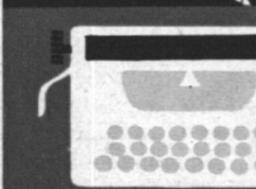
Malkasten



jedes Jahr werden für
rund 10000 Franken
Preise verteilt



Metall-
bau-
kasten



Schreibmaschine



Zelt



Fahrrad

Wettbewerbe



Für 1964 veranstalten wir folgende neun Wettbewerbe:

1. **Literatur-Wettbewerb** „Leserratte“
2. **Geographie-Wettbewerb** Seite 188
3. **Zeichnungs-Wettbewerb** Seite 179
4. **Scherenschnitt-, Faltschnitt-Wettbewerb** Seite 180
5. **Linolschnitt-Wettbewerb** Seite 182
6. **Holzmalerei-Wettbewerb** Seite 186
7. **Bastel-Wettbewerb** Seite 184
8. **Unterrichtsmodell-Wettbewerb** Seite 186
9. **Mädchen-Handarbeiten-Wettbewerb** Seite 171

Wohl alle Kalenderbesitzer finden bei dieser großen Zahl von Wettbewerben solche zum Mitmachen. An den Wettbewerben kann sich jeder Käufer des Kalenders, auch solche im Ausland, beteiligen, sofern er das 17. Altersjahr nicht überschritten hat.

Allgemeine Bestimmungen

Die Arbeiten im Geographie-Wettbewerb sind bis spätestens 15. Januar 1964 an den Walter-Verlag AG, Olten, einzusenden. Auch die Arbeiten in den übrigen Wettbewerben sind an den Walter-Verlag AG, Olten, abzuliefern, und zwar bis 15. April 1964.

Alle Sendungen sind mit dem Vermerk ‚Wettbewerb‘ zu versehen und zu frankieren! Porto für die Zusendung eines eventuellen Preises soll nicht beigelegt werden.

Selbständige Herstellung und Echtheitsbeglaubigung

Die Arbeiten in allen Wettbewerben müssen vom Bewerber selbständig, ohne irgendwelche Mithilfe anderer, ausgeführt oder hergestellt werden. Vater oder Mutter oder die zuständige Lehrperson hat die selbständige Herstellung und Echtheit zu beglaubigen.

Kontrollmarke

Jeder Wettbewerbsarbeit ist die besondere Kontrollmarke beizugeben (aufkleben, anheften oder annähen). Wettbewerbsarbeiten ohne Kontrollmarke erhalten keinen Preis. Es muß die wirkliche Kontrollmarke (Seite 189, 191, 193) beigelegt werden, nicht eine Zeichnung davon. Sie soll in gut leserlicher Schrift ausgefüllt sein, und der Vorname ist voll auszuschreiben. Schickt man mehrere Arbeiten ein, soll unbedingt auf jede die Adresse geschrieben werden.

Bewertung der Arbeiten und Rangordnung

Die Verlosung bei den Wettbewerben 1 und 2 und die Zuteilung der entsprechenden Preise geschieht unter Aufsicht eines öffentlichen Notars. Die Bewertung der Arbeiten in den Wettbewerben 3 bis 9 erfolgt durch Kommissionen, denen Fachleute angehören. Die Rangordnung wird durch die Qualität der Arbeiten bestimmt. Die Aufstellung der Rangordnung und Zuteilung der Preise ist Sache der Herausgeber.

Preise

Als Preise kommen allerlei Gebrauchsgegenstände (Seite 168) für Schüler und Schülerinnen, ferner Bücher, Schülerkalender usw. in Betracht. Sie werden den Gewinnern nach Erscheinen des Jahrganges 1965 zugestellt. Bewerber, die sich in mehreren Wettbewerben mit Erfolg beteiligen, erhalten nur für jene Arbeit einen Preis, wo sie im höchsten Rang stehen.

Orientierung der Wettbewerbsteilnehmer

Die Namen der Preisgewinner werden im ‚Mein Freund‘ 1965 veröffentlicht. Den Nicht-Preisgewinnern wird keine besondere Mitteilung gemacht. Korrespondenzen über den Wettbewerb werden nicht geführt. Die Entscheide der Kommissionen und Herausgeber sind endgültig.

Eigentum der Arbeiten

Die eingesandten Arbeiten aus den Wettbewerben 3 und 4 werden Eigentum der Herausgeber des Kalenders. Zurückgesandt werden die Arbeiten aus den Wettbewerben 5-9, sofern Rückporto beiliegt.

Frühzeitig den Kalender anschaffen!

Wer unseren Schülerkalender schon frühzeitig erhält, empfehle seinen Mitschülern, den ‚Mein Freund‘ recht bald anzuschaffen.

Mädchen-Handarbeiten

Anna Schmid

Schlüttli mit Häubchen

Schlüttli

Material: 60–70 g dekatierte vierfache Wolle.

Das Schlüttli kann ganz rechts, also in Rippen, gestrickt werden. Es kann aber auch ein einfaches streifenartiges Muster, das vom Koller nach unten verläuft, verwendet werden. Man beginnt in der Rückenmitte und arbeitet in einem Stück bis zur andern Rückenmitte.

Rückenteil. Über einem Anschlag von 60 Maschen werden 45 bis 50 Rippen gestrickt. Für das Kollerchen stricken wir bei jeder zweiten Rippe, bis oben noch 10 Maschen übrigbleiben, dann wenden wir die Arbeit und stricken die Nadel ab. Darum erhält das Koller nur halb so viel Rippen wie der untere Teil.

Ärmel: Vom Hals herkommend, werden 20 Maschen gestrickt und die übrigen 40 Maschen auf ein Hilfsgarn genommen. Anschlag für den Ärmel 45 Maschen und weiterstricken bis zu 50

Rippen. Das Koller wird über Ärmel und Vorderteil weitergeführt. Am vordern Rand des Ärmelchens wird ein 10 Maschen hohes Börtchen gestrickt und ähnlich ausgeführt wie das Koller, nur kehrt man hier statt nach jeder 2. nach jeder 3. Rippe vor der 10. Masche um, damit der Ausschluß weit genug wird. Nach 50 Rippen werden die Ärmelmaschen abgekettet und die Maschen auf dem Hilfsgarn wieder aufgenommen. Für den Vorderteil werden ca. 70 Rippen gestrickt. Der zweite Ärmel und der linke Rückenteil werden auf die gleiche Weise gearbeitet wie die rechte Hälfte.

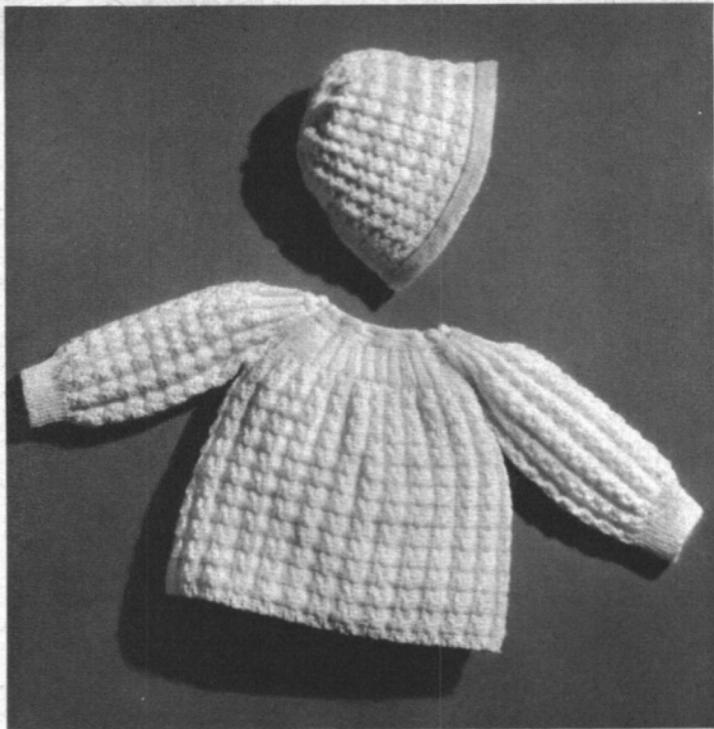
Für den *Halsabschluß* die erste und die zweite Randmasche vom Koller an aufstricken und die 3. liegenlassen, wieder die nächsten 2 Randmaschen aufstricken und die 3. liegenlassen usw. Auf der rechten Seite folgen 3 linke Maschenreihen. Der Löchligang liegt zwischen 2 rechten Gängen. Ein gedrehtes Wollschnürchen dient zum Binden. Zuletzt werden die Ärmel zusammengeñäht.

Häubchen

Material: 40 g vierfache Wolle.

Das Häubchen beginnt vorn am Gesichtsrand. Auf einen Anschlag von 68 Maschen wird (immer auf der rechten Seite gezählt) ein Börtchen von 2 linken Maschenreihen gestrickt. Es folgen 5 rechte Gänge. Wiederum 2 linke Maschenreihen und 3 rechte Gänge. Nun werden auf der rechten Seite 11 Mödelgänge mit je 3 rechten Gängen als Zwischenraum ausgeführt. Mödeligang: 1 Masche links stricken, 1 Masche links abheben, 1 Masche links stricken, 1

Schlüttli mit Häubchen.



Masche links abheben usf. Auf der rechten Seite wird zwischen dem 5. und 6. Mödeligang innerhalb der Randmaschen ein Querglied aufgefaßt, rechts verschränkt abgestrickt und in beiden folgenden Zwischenräumen wiederholt. Wir zählen nun 78 Maschen auf der Nadel. Beim 8. Mödeligang verteilt man die Maschen auf 3 Nadeln und strickt von jetzt ab rundherum. Ebenso werden in jeder Runde bis zum Schluß am Anfang der 1. und am Ende der 3. Nadel 2 Maschen rechts zusammengestrickt. Das Schlußabnehmen erfolgt nach dem 9., 10. und 11. Mödeli,

zuerst mit 10, dann mit 4 und zuletzt mit 1 Masche Zwischenraum. Nach dem letzten Abnehmegang strickt man noch 2 bis 3 Gänge darüber und zieht das Garn durch die übriggebliebenen Maschen. Die Randmaschen am untern Häubchengang werden aufgestrickt und darüber 3 linke Gänge ausgeführt. Für den Wettbewerb ist Form und Ausführung von Schlüttli und Häubchen frei, nur muß beides gestrickt werden.

Auf den beiden folgenden Seiten zeigen wir einige schöne Handarbeiten aus dem Wettbewerb 1963. Fotos: Franz Meyer

**Gehäkelte Bast-
tasche**

**Oben: Brigitte Dorn,
13 Jahre, Chur.**

**Unten: Edith Häni,
11 Jahre, Liestal.**



Sommerjupe

**Oben: Marianne
Geiger, 12½ Jahre,
Flawil.**

**Unten: Hildegard
Lier, 12 Jahre,
Kirchberg SG.**





Kindersöckli mit Hohlmuster

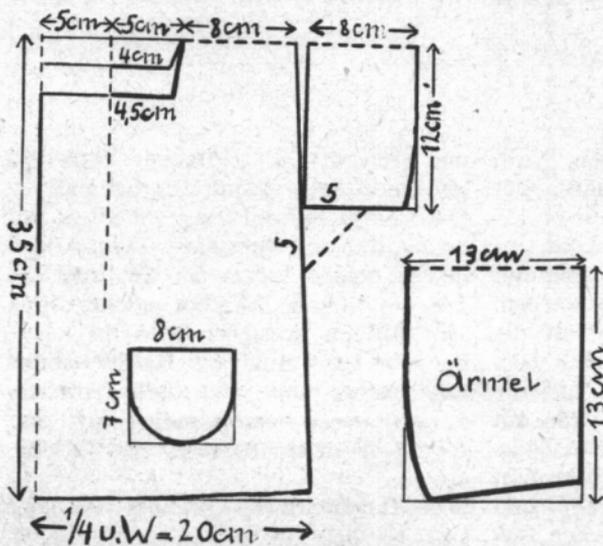
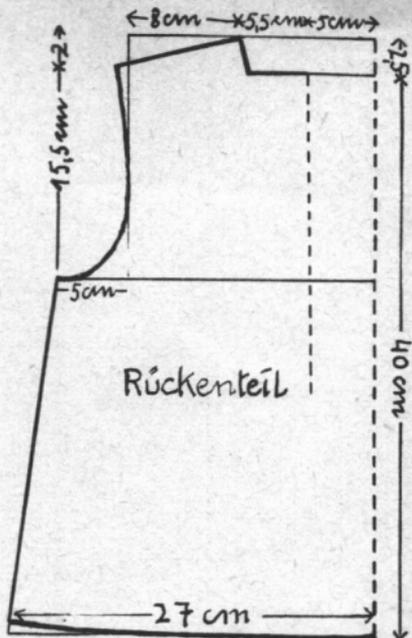
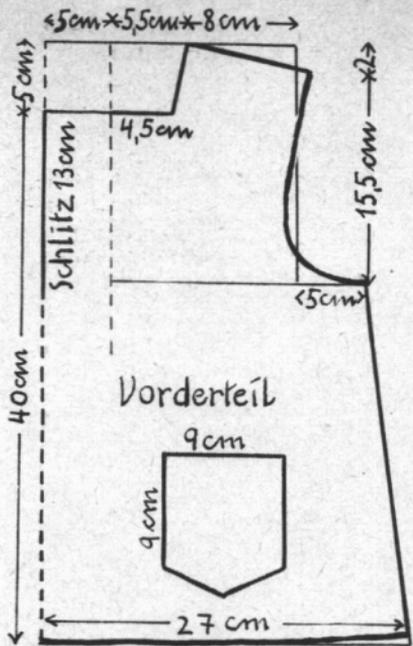
**Links: Annelies
Hitz, 11 Jahre,
Horgen.
Mitte: Pia Herzig,
15 Jahre, Hochdorf.
Rechts: Renata
Kuhn, 12 Jahre,
Frauenfeld.**

Bauernkitteli

Wer sieht es nicht gern an unsern spielenden Knaben und Mädchen? In einem leuchtenden Rot oder kräftigen Blau, verziert mit Litzen oder Stickerei in fröhlich abstechender Farbe, sind diese Kitteli eine wahre Augenweide.

Die eine Abbildung zeigt ein Muster in Kimonoform, mit geschlossener Achsel, geradem Armloch und Ärmel mit eingesetztem Spickel. Diese Form eignet sich speziell für die Kleinen. Für 4-5jährige wird vielleicht das Muster mit schräger Achsel und eingeschweiftem Armloch vorgezogen.

Zum Kitteli verwendet ihr am besten kochechte, feste Baumwoll- oder Leinestoffe. Der Stoffverbrauch richtet sich nach der Größe des Musters und nach der Länge der Ärmel: ca. 1,10 bis 1,50 m und 80 bis 90 cm Stoffbreite. Gebt beim Zuschneiden Nähte und Säume zu! Die Überweite von 5 cm bei Vorder- und Rückenmitte ist zum Einziehen des Halsausschnittes auf die angegebene Weite berechnet. Der Schlitz in der vorderen Mitte wird mit einem geraden Streifen belegt und je nach der Ausschmückung auf die rechte oder linke Seite gestürzt. Bei weichen Stoffen könnt ihr die Nähte zur Kehrnaht verarbeiten, sonst genügt eine einfache



Schnittmuster zum Bauernkitteli

**Ein Bauern-
kittelchen mit
Stickerei**



Naht, die sorgfältig umfahren wird. Den Halsausschnitt, der rund oder eckig sein kann, faßt ihr mit einem geraden Stoffstreifen ein. Dieser kann auf der rechten Seite aufgesteppt oder mit feinen Saumstichen aufgenäht werden. Dann stürzt ihr den Streifen auf die Kehrseite und säumt ihn hinunter. Den kurzen Ärmel zieht ihr vorn auf die Oberarmweite ein und umfaßt ihn mit einem geraden Streifen wie beim Halsausschnitt. Der lange Ärmel bekommt vorn ein Bündchen, das mit Knopf und Knopfloch geschlossen wird. Die Är-

mel setzt ihr mit einfacher Naht ein und versäubert sie mit Schrägband.

Die Verzierung dürft ihr vor allem auf beiden Taschen anbringen. Dann könnt ihr zu beiden Seiten des Schlitzes ein 2-3 cm breites Börtchen sticken, was sehr hübsch aussieht. Oder ihr stickt nur eine feine Linie um Halsausschnitt und Schlitz und setzt dafür eine ca. 5 cm breite Achselpatte auf und schmückt diese, passend zur Tasche, aus.

Das Halsbündchen schließt ihr mit einer Kordel.

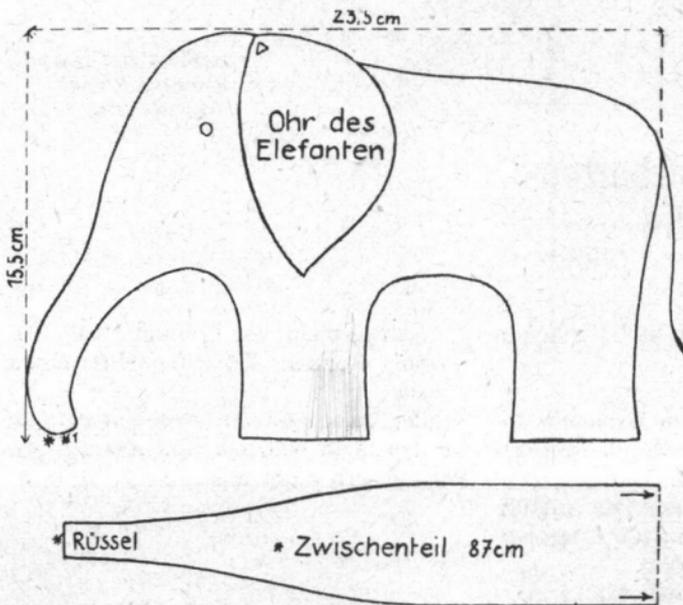
Stofftierchen als Spielzeug

Tiere als Spielzeug anzufertigen macht Freude. Aber noch mehr Vergnügen bereitet es, euer Schwesterchen oder Brüderchen mit einem lustigen, selbstgemachten Tierchen zu überraschen. Versucht es einmal, laßt eurer Phantasie die Zügel schießen!

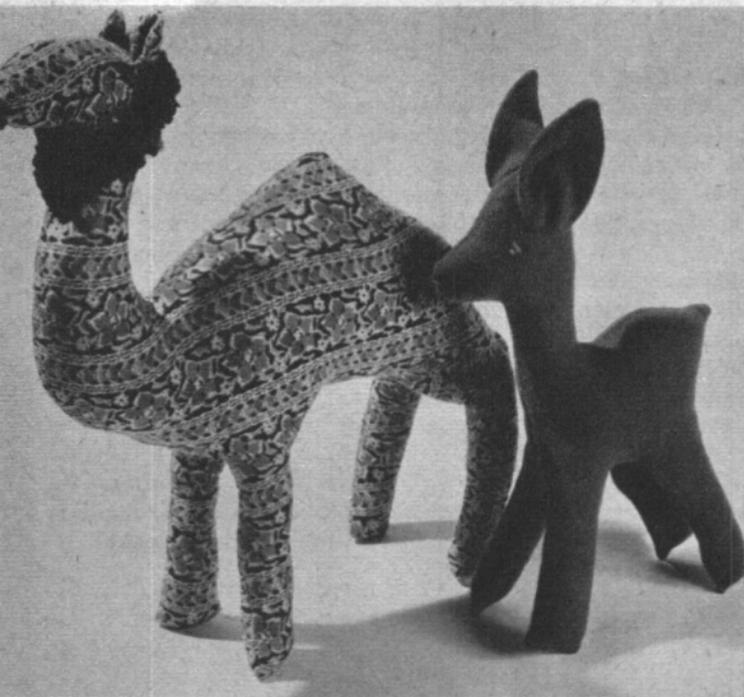
Zeichnet zuerst auf Papier die Form eures Lieblingstieres! Es ist gar nicht so schwierig, wie ihr vielleicht meint. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem wirklichen Tier wird eure Skizze sicher aufweisen. Sonst versucht ihr's einmal mit dem Elefantenbäbi 'Rani', zu dem ihr im Kalender Maßangaben findet, oder auch mit dem Rehlein oder dem Kamel.

Was man dazu braucht? Eigentlich wenig: Stoffresten, vor allem Filz oder Wachstuch für die Haut der Tiere. Zur Füllung eignen sich Watte oder kleingeschnittene Stoffrestchen.

Das auf Papier gezeichnete Tierchen schneidet ihr aus, steckt das Muster auf doppeltem Stoff, berechnet eine kleine Nahtzugabe und schneidet die beiden Körperhälften aus, ebenso den Bauchteil mit den innern Beinhälften, dann die Ohren, den Schweif und die Mähne. Die Hauptteile näht ihr mit der Maschine oder mit Knopfloch-Stichen zusammen. Laßt eine Öffnung stehen, damit ihr Hals und Beine mit Watte stopfen könnt. Zuletzt werden die Ohren befestigt, die Augen eingesetzt und Schweif und Mähne angenäht.



Schnittmuster zu Stofftierchen



**Rehlein und Kamel,
Beispiele kleiner
Stofftierchen**

Mädchen-Handarbeiten- Wettbewerb 1964

Siehe die Bestimmungen auf den Seiten 169 und 170.

Es können die folgenden Arbeiten eingesandt werden, oder auch nur eine hiervon:

1. Schlüttli und Häubchen. Die Ausführung ist freigestellt, doch müssen beide Teile vorhanden sein.
2. Bauernkitteli mit kleiner Stickerei.

3. Stofftierchen, wie Elefant, Hase, Kamel, Rehlein Kätzchen, Pferdchen usw.

Sendet keine anderen Arbeiten ein, sie werden nicht beurteilt und nehmen am Wettbewerb nicht teil.

Zeichnungs-Wettbewerb 1964

Wir stellen wiederum für die Schüler bis und mit dem 11. Altersjahr 5 besondere Aufgaben und für die Wettbewerbsteilnehmer vom 12. bis und mit 17. Altersjahr ebenfalls 5 besondere Themen.

Von den fünf gestellten Aufgaben der beiden Altersstufen müssen nur je zwei Arbeiten gelöst werden.

Die Aufgaben sind folgende:

A. Für Schüler bis und mit dem 11. Altersjahr:

1. Ein Bild zu einer der folgenden Märchengeschichten:

Hänsel und Gretel

Rotkäppchen

Die Bremer Stadtmusikanten.

2. Die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland mit ihren Gaben.

3. «Ei, das bin ich» (Selbstbildnis).

4. Im Gespensterschloß.

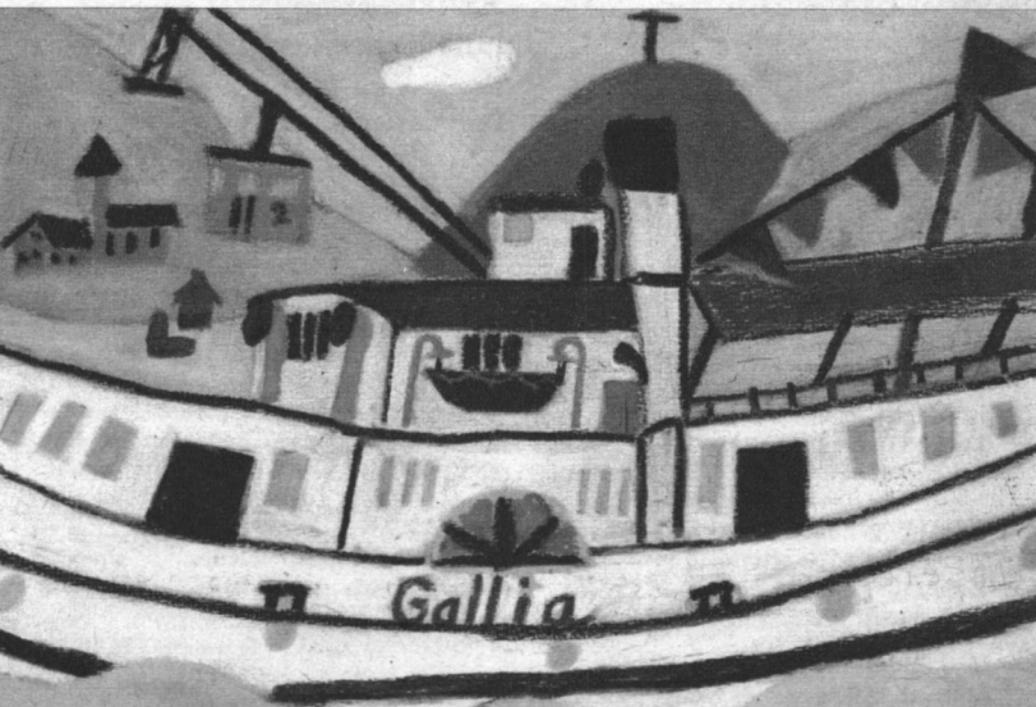
5. Eine Zirkusvorstellung.

Format der Zeichnungen: mindestens 30×42 cm.

Zeichenmaterial: Deckfarben, Neocolorkreiden, weiche Blei- und Buntstifte, Collagen mit Buntpapier.

B. Für Schüler vom 12. bis und mit 17. Altersjahr:

Schiff 'Gallia'. Wettbewerbsarbeit von Markus Oetterli, 11 Jahre, Ettiswil.





Siehe auch die farbige Zeichnung aus dem letzten Wettbewerb nach Seite 160.

**„Winter“,
Wettbewerbsarbeit
von Christian
Fontanive, 9 Jahre,
Bischofzell.**

1. Illustration zu einem der folgenden Themen:
Erlkönig (Goethe)
David und Goliath
Tanz um das goldene Kalb.
2. Szene aus einer Theateraufführung.
3. Die Wolkenkratzerstadt (aus der Vorstellung).
4. Mein Lieblingssport.
5. Stilleben mit mindestens drei Gegenständen.

Format der Zeichnungen: mindestens 21×29 cm.

Zeichenmaterial: Deckfarben, Buntstifte, Feder- und Pinselarbeiten.

Auf die Rückseite jeder Zeichnung gehört Name und Adresse des Herstellers, die Bestätigung, die Altersstufe und die Nummer der ausgewählten Themen. Zudem ist auf die Rückseite einer Zeichnung die Kontrollmarke aufzuleben.

Lies die Bestimmungen auf den Seiten 169 und 170!

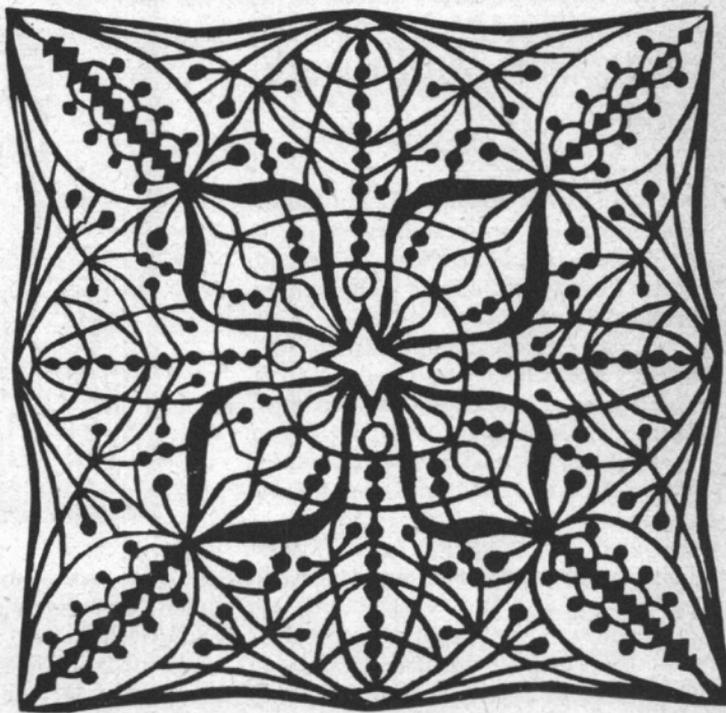
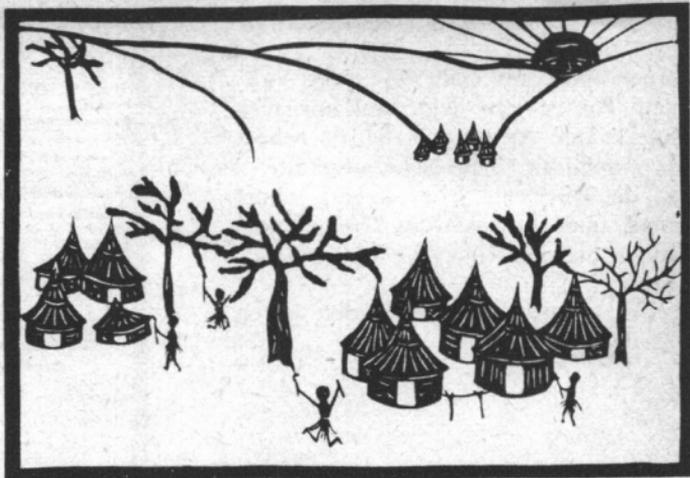
Scherenschnitt-, Faltschnitt-Wettbewerb

Die Aufgabe ist auch dieses Jahr wieder freigestellt. Aber wiederum ist Hauptbedingung, daß ihr zwei verschiedene Arbeiten einsendet (natürlich dürfen es auch mehr sein). Wir erhalten dadurch ein viel besseres Bild von der Leistungsfähigkeit des betreffenden Wettbewerbsmitglieds. Selbstverständlich dürft ihr nicht nach Vorlagen arbeiten, indem ihr diese z. B. vergrößert, verkleinert oder gleich durchpaust. Gerade das Entwerfen ist eine Hauptarbeit bei einem Scherenschnitt. Und da heißt es unbedingt: eigene Arbeit leisten!

Auch das Ausschneiden müßt ihr natürlich selber besorgen. Es darf euch niemand helfen.

Selbstverständlich dürfen auch mehr-

Sehr interessanter
Scherenschnitt
aus einem früheren
Wettbewerb.



Aus einem früheren
Wettbewerb ist
dieser sehr schöne
Faltschnitt.

farbige Scherenschnitte eingesandt werden.

Ferner muß der Scheren- oder Faltschnitt aufgeklebt sein, was meistens keine leichte Arbeit ist; aber es gehört nun einmal zu einem Scherenschnitt.

Auf die Rückseite jeder Arbeit gehört Name und Adresse des Teilnehmers und auf die eine Rückseite die Kontrollmarke.

Lies die Bestimmungen auf den Seiten 169 und 170 nach.

Linolschnitt-Wettbewerb 1964

Die Aufgabe ist freigestellt. Du kannst wählen, was dir am besten zusagt, z. B. ein Glückwunschkärtchen zu irgendeinem Festtag im Jahr (Weihnachten, Neujahr, Ostern) oder zu einem Festtag in der Familie (Geburts- oder Namenstag von Eltern und Geschwistern), ferner eine Landschaft, ein Exlibris, eine Burg, ein Schloß, ein Bild zu einer Geschichte, Gegenstände nach Natur (Vasen, Krüge, Früchte, Blumen), kurz, was dir am besten paßt.

Aber merke dir unbedingt: es darf nicht nach Vorlagen gearbeitet werden. Auch das Vergrößern und Verkleinern von Vorlagen ist unstatthaft. Du selber muß dir ein Bild ausdenken, und du allein sollst es auch ausschneiden. Brü-



der oder Schwestern oder Schulkameraden dürfen nicht helfen.

Damit wir sicher sind, daß alle diese Vorschriften eingehalten wurden, muß der Vater oder die Mutter oder eine

Aus einem früheren
Linolschnitt-Wett-
bewerb stammt die
'Giraffe' auf
Seite 182.



„Auf dem Hof“,
Wettbewerbsarbeit
von Hans-Urs
Schaffhauser,
15 Jahre,
Kleinwangen.

Lehrperson bestätigen, daß du das Bild selber entworfen und auch allein in Linoleum ausgeschnitten hast. Fehlt diese Bestätigung, erhält man keinen Preis. Es sollen ferner das Linolstück, in dem

man das Bild ausschnitt, und ein Bildabzug eingeschickt werden: Auf Wunsch wird die Linolplatte wieder zurückgesandt (Rückporto beilegen!). Siehe die Bestimmungen Seite 169 und 170.

Bastel-Wettbewerb 1964

für Schüler bis zum 11. Altersjahr

Die Buben und Meitli, die in die 1. bis 4. Kasse gehen, können natürlich noch nicht so gut mit Säge und Hammer umgehen. Aber mit der Schere, mit Leim und Pinsel, mit Nadel und Faden, da sind alle schon recht tüchtig. Deshalb haben wir für sie einen neuen Wettbewerb erdacht.

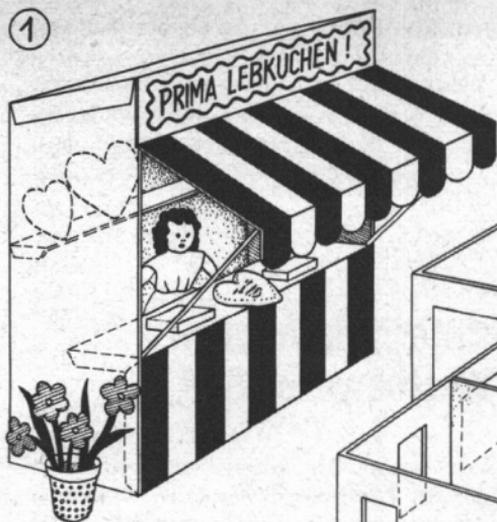
Die Aufgabe besteht darin, einen Verkaufsstand oder eine Jahrmarktbude, eine Puppenstube oder ein Puppenhaus, einen Wohnwagen oder ein kleines Bauernhaus zu basteln.

Als *Material* verwenden wir vor allem Karton. Für die Wände des Verkaufstandes (Abb. 1) schneiden wir eine Schuhschachtel zurecht. Den Verkaufstisch, das Gestell, das Dach und die Sonnenstoren stellen wir ebenfalls aus Kartonstücken her. Die Lebkuchen 'backen' wir aus Ton oder Plastilin. Zum Malen eignen sich vor allem Deck- oder Plakatfarben.

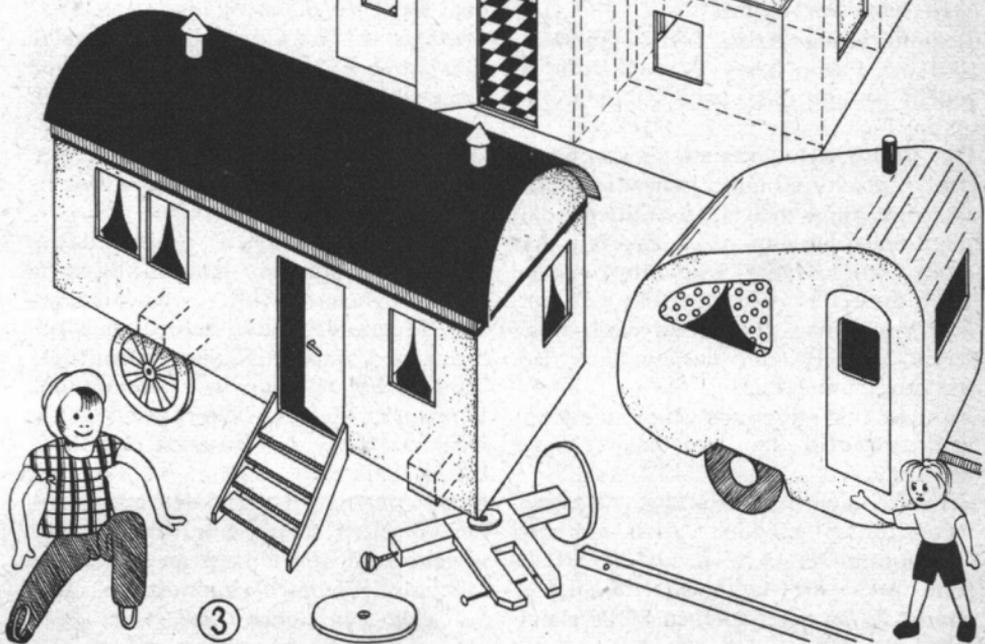
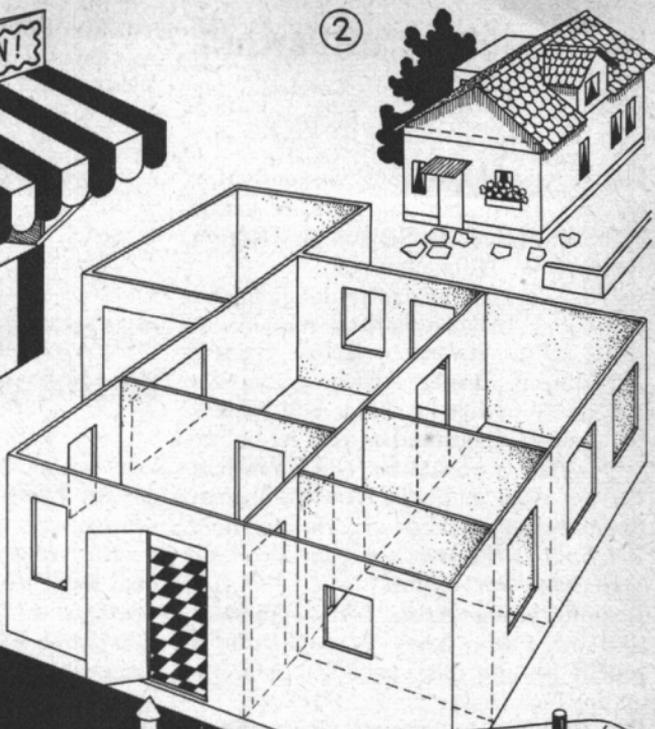
Wenn wir eine Schießbude bauen, müssen wir Gewehre (z. B. aus Sperrholz

und Milchröhrchen), Scheiben und viele prächtige Preise herrichten. Dann basteln wir auch das Fräulein hinter der Abschränkung. Zuerst stellen wir am besten ein Drahtgestell her, umwickeln es mit Stoffstreifen und stülpen dann die Kleidchen darüber. Der Kopf entsteht aus einer Wattekugel, die mit Seidenstoff oder Trikot eingehüllt wird. Köpfe lassen sich auch mit Modelliermehl, Wachs oder Ton formen. Ebenfalls aus einer Kartonschachtel können wir ein Puppenhaus (Abb. 2) bauen. Passe auf, daß die Wände nicht zu hoch werden! Vielleicht müssen wir zuerst die Klammern bei den Ecken der Schachtel herausnehmen und dann die Höhe der Wände zurechtschneiden. So geöffnet lassen sich auch die Fenster und Türen besser mit dem Messer herausarbeiten. Nun setzen wir die Zwischenwände sorgfältig ein. Böden und Wände können wir bemalen oder mit Tapeten oder Selbstklebeplastik schmücken. Das Haus dürfen wir auch mit Puppen beleben. Aus verschiedenem Material (Sperrholz, Karton, Draht, Filz, Zündholz- und Käseschachteln) sägen und schneiden wir reizende Möbel. Wir können die Kartonschachtel auch senkrecht stellen und ein Puppenhaus mit mehreren Stockwerken bauen. Fein wäre es auch, einen Wohnwagen (alter oder moderner Art) herzustellen (Abb. 3). Das Dach oder eine Wand sollte abnehmbar sein, damit wir die Einrichtung sehen können. Aus einer größeren Schachtel ließe sich ein Bauernhaus samt Scheune basteln. Die Ställe füllen wir mit Tierchen aus Lehm oder Holz. - Lies weiter Seite 208!

①



②



③

Holzmalerei-Wettbewerb 1964

An Gegenständen kannst du einsenden, was dir am besten zusagt, z. B. eckige oder runde Dosen, Schachteln, Ketten, Holzperlen, Holzsteller usw.

Bei der Bemalung darfst du dich aber *nicht* an Vorlagen halten, sondern du sollst selber etwas entwerfen. Bei der Ausführung deiner Arbeit merke dir, daß das Wichtige an dieser Holzmalerei ist, einen Gegenstand durch Bemalung schmucker zu gestalten. Das kann häufig auf sehr einfache Art geschehen. Schick deshalb nicht auf Holz gemalte *Zeichnungs-Wettbewerbe* ein, wie das manchmal vorkommt!

Beginnt mit der Arbeit frühzeitig, nicht, daß die Farbe beim Verpacken noch feucht ist und das ganze Packmaterial an der Farbe klebt!

Der Wettbewerbsarbeit muß von Vater oder Mutter oder einer Lehrperson eine Bescheinigung beigelegt werden, daß die Bemalung von *dir* entworfen und *ohne fremde* Hilfe ausgeführt wurde. Fehlt diese Bestätigung, erhält man keinen Preis, mag die Arbeit auch noch so gut sein. Beachte deshalb diese Bestimmung unbedingt!

Zu diesem Wettbewerb gehört die Kontrollmarke für den Holzmalerei-Wettbewerb.

Schreibe deine vollständige Adresse, wenn immer möglich, auch auf den Gegenstand selber, z. B. auf die Rückseite oder die Unterseite. Vielleicht kannst du an einer solchen Stelle gleich

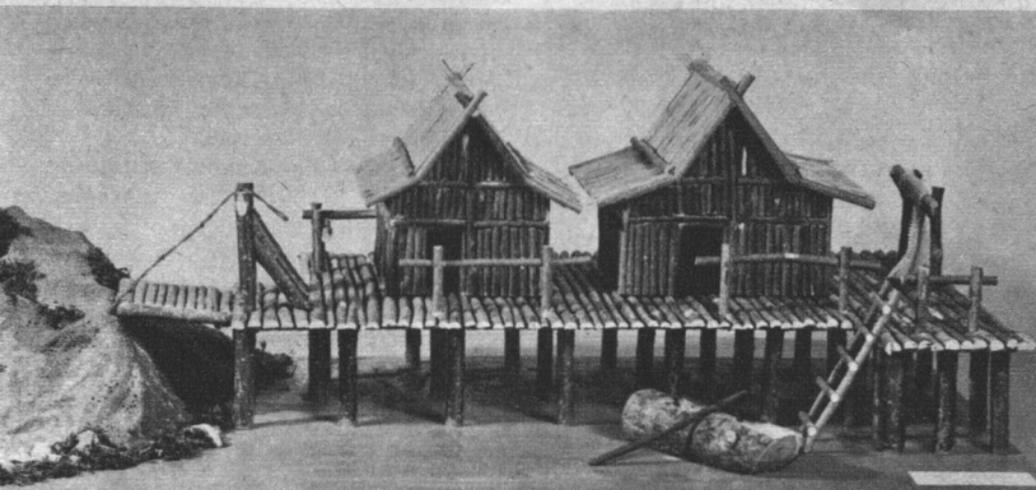
die Kontrollmarke mit deiner Adresse aufkleben.

Wenn Rückporto beiliegt, werden die Gegenstände wieder zurückgesandt. Sie werden den Wettbewerbsteilnehmern im Verlauf des Sommers 1964 zugestellt.

Unterrichtsmodell- Wettbewerb 1964

Wie schon der Name sagt, sollen in diesem Wettbewerb Modelle hergestellt werden, die für den Unterricht in der Schule verwendet werden können. Seit dem Bestehen dieses Wettbewerbs (1937 erstmals durchgeführt) ist schon eine sehr große Zahl verschiedener Arbeiten eingegangen, z. B. Pfahlbauerdorf, Wohnhaus der Helvetier, alemannisches Gehöft, römische Befestigungsanlage, Ritterburg, Zugbrücke, Mauerbrecher, Schleudermaschine, alte Geschütze, Postkutschen, Eisenbahnwagen, Lokomotiven, Drahtseilbahnen, Luftseilbahnen, Schiffe verschiedener Art, Flugzeuge, Schiffsschleusen, Hubbrücken, Viadukte, Krane, Hochdruckwerk, Schwimmdock, Windmühle, Bergwerk, Motoren verschiedener Art, Dezimalwaage, Ziehbrunnen, Mühlrad, Lift, Reliefs usw.

Sicher findest du unter den aufgezählten Arbeiten schon eine, die dir entspricht und die du gerne ausführen möchtest. Vielleicht kommst du sogar auf eine ganz neue Idee. Gut, dann



frisch ans Werk! Natürlich dürfen nicht abgebildete Arbeiten kopiert, d. h. in genau gleicher Art ausgeführt werden. Die Modelle können aus jedweden Material hergestellt sein, aus Holz, Eisen, Stein, Stroh, Plastilin usw.

Für deinen Modellbau möchten wir dir aber unbedingt vier wichtige Ratschläge geben:

1. Baue ein solides Modell, nicht eines, das beim leisesten Berühren schon zusammenbricht!

2. Bastle, wenn immer möglich, etwas Bewegliches! Bei vielen Modellen ist dies ja geradezu Bedingung, damit man sehen kann, wie die Geschichte funktioniert. Bei etlichen Arbeiten wird dies nicht gut möglich sein.

3. Baue nicht zu große Modelle, die man zum Spedieren in riesige Kisten verpacken muß! Praktisch ist es, wenn du dein Packmaterial so wählst, daß es gleich auch wieder für das Zurücksen-

„Pfahlbau“, Wettbewerbsarbeit von Hans Räber, 14½ Jahre, Kleinwangen.

Siehe auch die Wettbewerbsarbeit vor Seite 161.

den deiner Arbeit verwendet werden kann.

4. Schreibe unbedingt auf das Modell selber irgendwo deine vollständige Adresse! *Angehängte* Adressen reißen oft ab und gehen verloren.

Der Arbeit ist die Kontrollmarke für den Unterrichtsmodell-Wettbewerb beizulegen. Vielleicht kannst du sie gleich auf dein Modell aufkleben (aber gut, gelt!).

Ferner soll von Vater oder Mutter oder einer Lehrperson eine Bestätigung beigelegt werden, daß die Arbeit *von dir allein, also ohne fremde Hilfe*, ausgeführt wurde. Vergiß auch nicht, Rückporto beizulegen, wenn man dir dein Modell zurückschicken soll!

Geographie-Wettbewerb 1964

Kurt ist bei seinem Onkel Silvio in der Südschweiz in den Ferien. Eines Tages unternehmen sie eine Reise. Begleiten wir sie doch ein wenig!

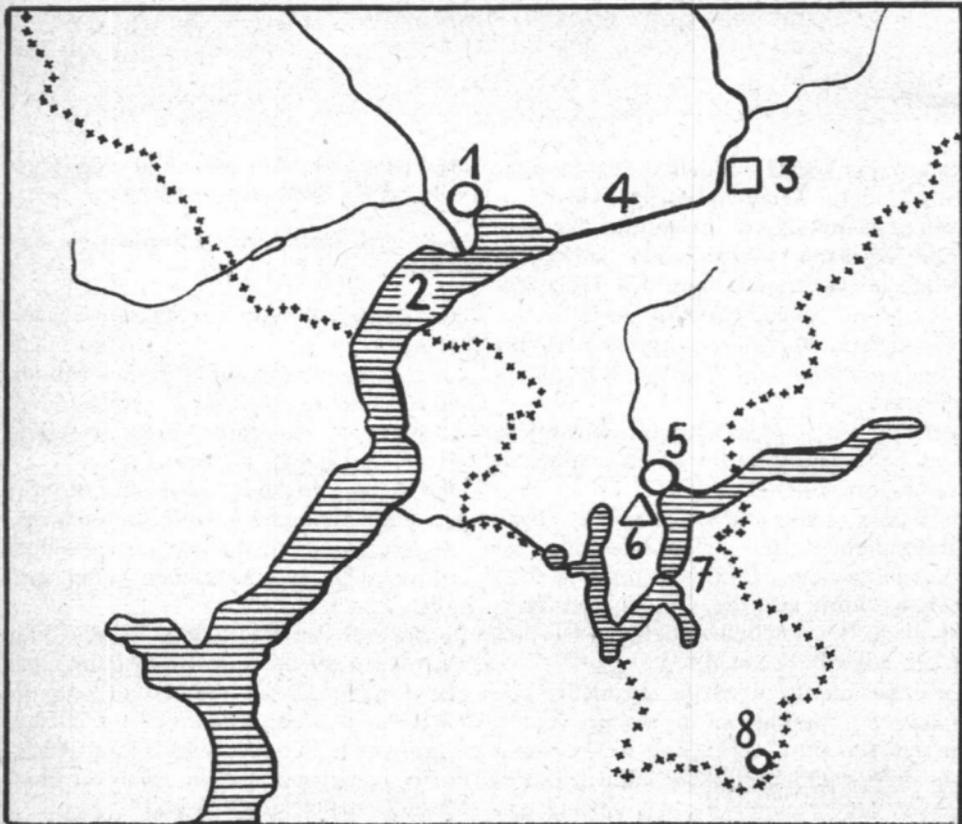
Nr. 1 ist eine malerische **Ortschaft**, dicht bei einem berühmten Flußdelta gelegen.

Nr. 2 Dieser **See** liegt nur zu einem kleinen Teil auf schweizerischem Gebiet. An seinen Ufern gedeihen Weinreben, Edelkastanien und Palmen.

Nr. 3 Das ist die **Kantonshauptstadt**, bekannt durch ihre drei romanischen Schlösser.

Nr. 4 Dieser **Fluß** entspringt im Gotthardgebiet und durchfließt im Unterlauf eine große Ebene.

Nr. 5 Diese **Stadt** umrahmt eine herr-



liche Seebucht und ist ein vielbesuchtes Ferienparadies.

Nr. 6 Gleich daneben erhebt sich ein **Berg**, der fast wie der ‚Gupf‘ eines Cowboy-Hutes aussieht.

Nr. 7 Der vielarmige **See** ist weltbekannt. Die Bahn überquert ihn auf einem Damm.

Nr. 8 Nun sind wir an einem wichtigen **Grenzbahnhof** gelangt. Wer ins Nachbarland reisen will, muß hier seinen Paß vorweisen.

Wir aber kehren wieder zurück von unserem Ausflug und setzen uns hinter

die Schweizer Karte. Wie heißen wohl die Namen der drei Ortschaften, der zwei Flüsse, der zwei Seen und des Berges? Es dürfte nicht schwierig sein, sie herauszufinden.

Wenn du also die acht Namen ermittelt hast, schreibst du sie auf den untenstehenden Coupon, schneidest diesen aus, **klebst ihn auf die Rückseite einer Postkarte und schickst ihn bis spätestens 15. Januar 1964 an den Walter-Verlag in Olten.**

Unter den Einsendern **richtiger** Lösungen werden dann **100 als Preisgewinner ausgelost.**

Geographie-Wettbewerb 1964

Lösung von:

Schneide diesen Coupon aus und sende ihn, auf die Rückseite einer Postkarte aufgeklebt, an den **Walter-Verlag AG, Olten.**

Die 8 Antworten heißen (**ein** Wort genügt):

1. _____

Name: _____

2. _____

3. _____

Straße, Hof usw.: _____

4. _____

5. _____

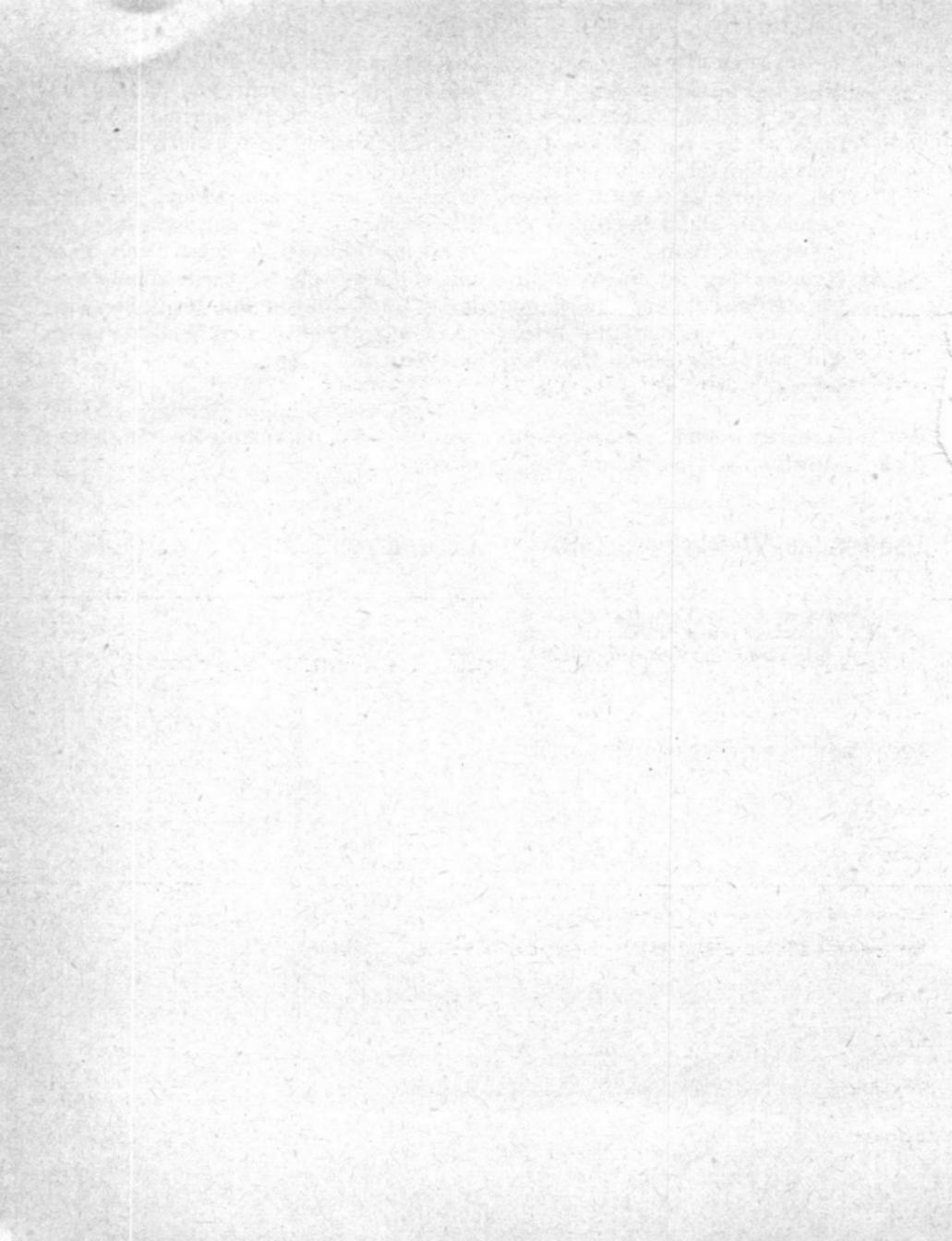
Ortschaft: _____

6. _____

7. _____

Kanton: _____

8. _____



Stundenplan für Monika Christen

Klasse 5

Vormittag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
8-10	Rechnen	Rechnen	Geschichte	Arbeits	Geschichte	Werkkunde
	Bibel	Sprache	Rechnen	Geographie	Tiptat	Handarbeit
		Religion	" "	Rechnen	Religion	
		Lesen	Sprache	Schreiben	Lesen	
			Handarbeit			
Nachmittag						
	Rechnen	Rechnen		Sprache	Schriftl. Arbeit	
	Geographie	Singen		Turnen	Zeichnen	

Versicherungs-Bedingungen für die Unfallversicherung der In- haber des Schülerkalenders «Mein Freund» 1964 bei der BASLER- UNFALL Allgemeine Versiche- rungs-Gesellschaft in Basel

1. Jeder Inhaber des Schülerkalenders 1964 kann sich, sofern er das 18. Altersjahr noch nicht zurückgelegt hat, durch Einsenden des ausgefüllten Anmeldeblattes zur Versicherung bei der Basler-Unfall, Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft in Basel, anmelden. Die Versicherung erstreckt sich auf jede Körperbeschädigung, die der Versicherte durch ein von außen plötzlich einwirkendes, gewaltsames Ereignis unfreiwillig erleidet.

Für die Gültigkeit der Versicherung muß das Anmeldeblatt (Formular I) vor einem Unfall, jedoch bis spätestens 1. März des Kalenderjahres, im Besitz des Verlages sein.

Die Versicherung beginnt mit dem Eintreffen des Anmeldeblattes (Formular I) beim Walter-Verlag AG, Olten, in keinem Fall aber vor dem 1. Januar 1964, und endet mit der

Vollendung des 18. Altersjahres des Versicherten, spätestens jedoch mit dem 31. Dezember 1964. Zu Beginn der Versicherung bereits bestehende Unfälle können nicht in Deckung genommen werden. Eingeschlossen in die Versicherung sind auch Unfälle bei Sport- und Leibesübungen, wie Turnen, Fußball, Tennisspielen, Schwimmen, Rudern, Schlitteln, Schlittschuhlaufen, Rad- und Skifahren, bei der Benützung von Motorfahrrädern sowie beim Mitfahren in Automobilen, Unfälle bei Bergtouren in den Voralpen und im Alpengebiet bis 2500 m Höhe, die allgemein ohne Führer unternommen werden, sowie bei Wanderungen über allgemein begangene Bergpässe. Ausgeschlossen von der Versicherung sind alle Unfälle bei Hochgebirgs- und Gletschertouren, die ohne Einwilligung der Eltern oder des Vormundes und ohne Begleitung eines patentierten Führers ausgeführt werden. Ferner sind ausgeschlossen: Unfälle beim Lenken von Motorfahrzeugen – ausgenommen Motorfahrrad – sowie beim Mitfahren auf Kleinmotorrädern und Motorrädern aller Art; Unfälle durch grobes Verschulden und Körperbeschädigungen durch Züchtigung von seiten derjenigen, denen die Obhut der Kinder anvertraut ist. Ebenso auch alle Krankheiten und deren Folgen.

2. Bei Unfällen werden entschädigt: die Kosten für ärztliche Behandlung und Arzneien höchstens bis zum Betrage von Fr. 30.- pro Unfall, jedoch nicht mehr als Fr. 1.50 pro Tag während der Dauer der ärztlichen Behandlung. Für Unfälle unter Fr. 30.- Arztkosten geht in jedem Fall ein Betrag von Fr. 5.- zu Lasten des Verunfallten.

3. Die Entschädigungspflicht für einen Unfall wird nur für den persönlichen Inhaber des Schülerkalenders anerkannt, sofern dieser sich gemäß Ziffer 1 rechtzeitig zur Versicherung angemeldet hat.

4. *Obliegenheiten nach eingetretenem Unfall:* Vom Eintritt eines gemäß den vorstehenden Bedingungen versicherten Unfalls hat der Anspruchsberechtigte oder dessen gesetzlicher

Vertreter den Walter-Verlag AG in Olten unverzüglich schriftlich zu benachrichtigen. Der Versicherte ist gehalten, den ihn behandelnden Arzt von der Schweigepflicht der Gesellschaft gegenüber zu entbinden. Die Gesellschaft ist ermächtigt, Auskunft auch unmittelbar von dem Arzte einzuholen.

5. Gerichtsstand. Die Gesellschaft kann vor den ordentlichen Gerichten des Gesellschaftssitzes in Basel oder denjenigen des inländischen Wohnortes des Anspruchsberechtigten belangt werden.

Diese Bedingungen, die nur für das Jahr 1964 Gültigkeit haben, unterliegen im übrigen den Vorschriften des Bundesgesetzes über den Versicherungsvertrag vom 2. April 1908.

Mein Freund 1964
Formular I
Anmeldung
für die Unfallversicherung

Dieses Anmeldeblatt ist ganz einzusenden!

Wer auf die im Schülerkalender «MEIN FREUND» enthaltenen Bestimmungen der Versicherungs-Bedingungen zur Beitragsleistung an die Kosten für Arzt und Medikamente bei einem Unfall Anspruch machen will, hat dieses Blatt, mit den gewünschten Fragen zu Ziffer 1, 2, 3, 4 und 5 genau beantwortet und mit der eigenen Unterschrift versehen, vor einem Unfall, spätestens aber bis

1. März 1964 an untenstehende Adresse einzusenden.

Versicherungsschutz wird nur gewährt für Personen, die das 18. Altersjahr noch nicht überschritten haben. Ist der Inhaber des Schülerkalenders über 18 Jahre alt, kommt eine Anmeldung nicht mehr in Betracht. Erst nach dem Eintreffen dieses Anmeldeblattes wird bei der BASLER-UNFALL, Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft in Basel, ein allfälliger Anspruch auf Vergütung anerkannt (Art. 1-3 der Versicherungsbedingungen). Der Versicherungsbeitrag von Fr. -.10 ist im Kalenderpreis inbegriffen.

№ 23985

Walter-Verlag AG, Olten
Abteilung Versicherung «Mein Freund»

1. Familien- und Vorname
des Eigentümers des Kalenders:

2. Wohnort:

3. Geburtsdatum: Tag/Monat/Jahr

4. Bei welcher Kasse oder Gesellschaft ist
man noch gegen Unfall versichert?

5. Genaue Adresse der Eltern:

Datum der Abgabe an die Post:

Unterschrift:

NB. Die Anmeldung kann **nicht als Drucksache** **spediert**, dagegen eventuell eingeschrieben gesandt werden.

Mein Freund 1964
Formular II
Formular für ärztliche
Behandlung

N^o 23985

Bei Unfällen werden entschädigt: Die Kosten für ärztliche Behandlung und Arzneien laut detaillierten Positionen des Krankenkassentarifes, höchstens bis zum Betrage von Fr. 30.- pro Unfall, jedoch nicht mehr als Fr. 1.50 pro Tag während der Dauer der ärztlichen Behandlung. Für Unfälle unter Fr. 30.- Arztkosten geht in jedem Fall ein Betrag von Fr. 5.- zu Lasten des Verunfallten.

1. Name und Wohnort des Versicherten _____
(Inhaber des Kalenders 1964). _____
(Beim Ankauf des Kalenders einzutragen) _____

2. Art der Verletzung: _____

3. Beginn der ärztl. Behandlung: _____

4. Schluß der ärztl. Behandlung: _____

5. Bei welcher Kasse oder Gesellschaft ist der Patient noch für Unfallpflege versichert? _____

6. Die Rechnung des Arztes Fr. _____
Detaillierte Rechnung ist auf der Rückseite dieses Formulars aufzuführen. _____

Datum: _____

Stempel des Arztes: _____

Unterschrift des Arztes: _____

Prächtige Preise für die ersten Preisgewinner im Geographie-Wettbewerb 1964

1. Preis: 1 Fahrrad
2. Preis: 1 Armbanduhr
3. Preis: 1 Armbanduhr
4. Preis: 1 Küchenuhr
5. Preis: 1 Küchenuhr
6. Preis: 1 Liegestuhl
7. Preis: 1 Metallbalkkasten
8. Preis: 1 Metallbalkkasten
9. Preis: 1 Heizkissen
10. Preis: 1 Heizkissen
11. Preis: 1 Füllhalter
12. Preis: 1 Füllhalter
13. Preis: 1 Füllhalter
14. Preis: 1 Paar Rollschuhe
15. Preis: 1 Paar Rollschuhe
16. Preis: 1 Reißzeug
17. Preis: 1 Reißzeug
18. Preis: 1 Taschenapotheke
19. Preis: 1 Klappsessel
20. Preis: 1 Klappsessel

Seite 188 sind 8 Fragen gestellt. Du sollst nun die Antworten dieser 8 Fragen herausfinden. Dann trägst du die Namen auf dem Coupon Seite 189 ein, schreibst deine genaue Adresse dazu, schneidest den Coupon aus, klebst ihn auf die Rückseite einer Postkarte und schickst ihn bis spätestens am **15. Januar 1964** an den **Walter-Verlag AG, Olten**, ein. Merke dir besonders, daß der Coupon **nicht** in einem Couvert, sondern auf der Rückseite einer Postkarte aufgeklebt, eingesandt werden soll!

Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden dann **100** Preisgewinner ausgelost. Die Auslosung findet durch eine Kommission unter Vorsitz eines vereidigten Notars statt.

Von den 100 Preisgewinnern erhalten die ersten 20 folgende prachtvollen Preise:

Die andern 80 Preisgewinner, respektive Ausgelosten, erhalten Trostpreise. — Die Auslosung findet am **20. Januar 1964** statt. Die Zustellung der Preise erfolgt bis am 31. Januar 1964. Das Ergebnis wird in folgenden Zeitschriften veröffentlicht: ‚Der Sonntag‘, ‚Schweizer Schule‘ und im Schülerkalender ‚Mein Freund‘.

Preisgewinner der Wettbewerbe des Schülerkalenders Mein Freund 1963

Die Gewinner unserer Wettbewerbe erhalten nützliche Gegenstände. Der Versand erfolgt vor Weihnachten. Ein Umtausch kann nur in Ausnahmefällen gestattet werden. Anfragen ist Rückporto beizulegen.

«Flieg mit» 6 große Preise (Flugreise)

Federspiel Louis, Domat/Ems GR; Jordi Alex, Oberuzwil SG; Heller Julius, Kottwil LU; Kleeb Erna, Richenthal LU; Lohri Bruno, Ebnat-Entlebuch LU; Oesch Hansjörg, Goßau SG.
Außerdem wurden 100 Trostpreise abgegeben.

Literatur-Wettbewerb

Angst Andreas, Zürich 10/37; von Arx Stefan, Härkingen SO; Barmettler Josef, Buochs NW; Baschnonga Elisabeth, Aarau; Baumgartner Susi, Ifwil-Balterswil TG; Baumgartner Urs, Krießern SG; Beck Ernst, Luzern; Beer Margrit, Lumneins b. Trun GR; Bieri Peter, Entlebuch LU; Bingisser Heinz, Winterthur 1 ZH; Bossert Beatrice, Emmenbrücke LU; Breitenmoser Franz, Horw LU; Broger Josef, Untereggen SG; Brühwiler Eliana, Oberwil ZG; Brunner Walter, Zuzwil SG; Buchmann Heidi, St. Gallen; Bühler Annemarie, Langendorf SO; Büßer Alex, Eschenbach SG; Condrau Angelico, Trun GR; Debrunner Esther, St. Gallen; Dittus Käthi, Rekingen AG; Durrer M.-Theres, Kerns OW; Eder Cornelia, Basel; Estermann Pia, Hildisrieden LU; Ettlín Karl, Ättenschwil AG; Flühler Andreas, Stans NW; Frey Elisa-

beth, St. Gallen; Fröhli Margrit, Fimmelsberg TG; Gasser Gerold, Ibach SZ; Geel Anton, Sargans SG; Giger Dis, Unterterzen SG; Gmür Paul, Rieden SG; Gübeli Georg, Zuckenriet SG; Gugler Paul, Giffers FR; Güntensperger Frieda, Wittenbach SG; Haag Roland, Wil SG; Hauser Klara, Winterthur ZH; Heimgartner Beatrice, St. Gallen; Herger Monika, Unterägeri ZG; Heusi Rolf, Weesen SG; Hirschier Eugen, Susten VS; Holenstein Leo, Fischingen TG; Hugentobler Leo, Flawil SG; Huwiler Werner, Adligenswil LU; Joller Brigitta, St. Gallen; Kälin Josef, Groß-Einsiedeln SZ; Kathriner Josef, Wilen-Sarnen OW; Kluser Werner, Oberriet SG; Köferli Alex, Lengnau AG; Kühne Irma, Rieden SG; Kupper Gregor, Sempach LU; Landolt Maria, Benken SG; Leuthold Trudi, Stans NW; Manz Therese, Basel; Mattmann Erika, Großzwangen LU; Metzler Othmar, Niederuzwil SG; Neidhart Emmy, Wieswolz bei Ramsen SH; Niggli Ruedi, Lostorf SO; Nußbaumer Alois, Kübnacht am Rigi SZ; Odermatt Markus, Stansstad NW; Orlandi Martin, Liesberg BE; Perrez Thomas, Altdorf UR; Richard Arnold, Flüelen UR; Rigert René, Susten-Leuk VS; Ritz Jolanda, Grengiois VS; Schafer Alex, Schmitten FR; Schibler Rita, Hägendorf SO; Schmidiger Bruno, Luzern; Schöbi Josef, Lichtensteig SG; Schütz Urs, Lachen SZ; Seitz Albert, Rebstein SG; Spuhler Anne, Sempach LU; Steiner Bernadette, Dagmersellen LU; Stieger Josef, Goßau SG; Stocker Josef, Cham ZG; Sträßle Sophie, Lichtensteig SG; Strickler Susi, Rapperswil SG; Suter Heinz-Peter, Zug; Tobler Anton, Zürich 2/38; Vogler Werner, Lungern OW; Weber Bruno, Zofingen AG; Wick Otto, Zuzwil SG; Wiget Werner, Rickenbach SZ; Willi Felix, Hitzkirch LU; Willi Gerhard, Mäls Balzers FL; Willi Manfred, Heiligkreuz Mels SG; von Wyl Ruth, Kägiswil OW; Züger Paul, Buchs SG.

Zeichnen I.

Eberhard Martin, Beatenberg BE; Fontanive Christian, Bischofszell TG; Häne Christof, Kirchberg SG; Kurmann Hans, Ro-

moos LU; Oetterli Markus, Ettiswil LU; Pflug Franz, Romoos LU; Savary Bruno, Montlingen SG; Savary Josef, Montlingen SG; Savary Luk., Montlingen SG; Schwarz Erwin, Romoos LU; Steiner Karl, Gießen-Benken SG.

Zeichen II.

Andreoli Anita, Thun BE; Breitenmoser Irene, Bern; Domenico René, Stansstad NW; Ebnet Markus, Kirchberg SG; Egli Ruth, Bütschwil SG; Feusi Peter, Küßnacht am Rigi SZ; Fontanive Guido, Bischofszell TG; Gaßner Othmar, Lengnau AG; Hagen Brigitte, Oberrohrdorf AG; Heuberger Hermenegild, Emmenbrücke LU; Hürlimann Heidi, Zürich 4; Hürzeler Irene, Gretzenbach SO; Jäckle Hans, Hagenwil bei Amriswil TG; Imhof Arnold, Arth SZ; Kleeb Erna, Richenthal LU; Kleeb Hanneli, Luzern; Koller Jörg, Uster ZH; Köslar Rolf, Rapperswil SG; Mark Ursula, Luzern; Meier Marcel, Lengnau AG; Pfister Angelika, Münchenstein 1 BL; Renggli Maria, Stübingen SO; Renggli Josali, Stübingen SO; Sonderegger Gallus, Oberegg AI; Suppiger Stefan, Horw LU; Suter Ludwig, Beromünster LU; Schädler Lisbeth, Schaan 522 FL; Schönenberger Alfons, Kirchberg SG; Schönenberger Anton, Kirchberg SG; Schönenberger Maria, Kirchberg SG; Toman Fredi, St. Gallen; Wüst Brigitte, Luzern; Zihlmann Franz, Ebikon LU; Zuber Urs, Oberwinterthur ZH.

Zeichen III.

Aebli Heinz, Kreuzlingen TG; Amberg Esther, Rickenbach LU; Amherd Olga, Glis VS; Arnet Vreneli, Altdorf UR; Baumann Albert, Post-Muolen SG; Bärtsch Bernhard, Flums SG; Baumeler Hanneli, Buttisholz LU; Bieri Rita, Schötz LU; Birbaumer Albert, Ufhusen LU; Birbaumer Paul, Ufhusen LU; Blättler Verena, Hergiswil NW; Borgogno Louis, Altstätten SG; Bräker Elisabeth, Thalwil ZH; Braun Margrit, Wuppenau TG; Bräuninger Peter, Wolterau SZ; Brühwiler Marie-Theres, St. Gal-

len; Bucher Josy, Hochdorf LU; Bucher Urs, Großdietwil LU; Bünter Karl, Horgen ZH; von Büren Franz, Trimbach SO; Calzaferri Anton, Kirchberg SG; Durrer Elisabeth, Sarnen OW; Eberhard Ernst, Dietfurt SG; Ebnet Alois, Bütschwil SG; Eggenschwiler Hans, Balsthal SO; Eigemann Maria, Muolen SG; Eisenring Robert, Itaseln-Balterswil TG; Eisenring Ueli, Niederuzwil SG; Elsener Leo, Steckborn TG; Farcher Wolfgang, Wil SG; Feierabend Josef, Horn TG; Fischlin Ruth, Richterswil ZH; Furrer Urs, Littau LU; Gächter Alfred, Heerbrugg SG; Gamma Ruth, Gurtellen UR; Gisler Theres, Hirzel ZH; Good Hanspeter, Mels SG; Greusing Thomas, Goldach SG; Gut Franz, Stansstad NW; Haag Elisabeth, St. Gallen; Hager Monika, Uznach SG; Haller Ruedi, Luzern; Halter Gabriela, Hochdorf LU; Halter Rolf, Zürich 3; Häne Felix, Kirchberg SG; Häne Franziska, Kirchberg SG; Häring Ruth, Basel; Hartmann Rosmarie, Biel BE; Hasenfratz Gottfried, Trimbach SO; Hasser Hans, Flüeli OW; Heimgartner Guido, Wettingen AG; Heller Julius, Kottwil LU; Hirschi Gottfried, Ebnet-Entlebuch LU; Hobi Walter, Heerbrugg SG; Holderegger Erika, Winkeln SG; Holenstein Ida, Eschen TG; Holenstein Paul, Goldach SG; Hungerbühler Urs, Grüneck TG; Hürlimann Hanneli, Thun BE; Huser Stephan, Wettingen AG; Hutter Helen, Diepoldsau SG; Hutter Paul, Diepoldsau SG; Imhof Marianne, Glis VS; Isenring Georg, Wattwil SG; Item Marlies, Kirchberg SG; Käppeli Hansruedi, Thun 1 BE; Karrer Marie-Theres, Luzern; Kaufmann Robert, Kottwil LU; Kayser Elisabeth, Stans-Oberdorf NW; Keller Peter, Gippingen AG; Keller Rösli, Oberohringen ZH; Keller Verena, Endingen AG; Kebler Gottfried, Siebnen SZ; Kleeb Anton, Richenthal LU; Kleeb Hubert, Richenthal LU; Koch Beatrice, Opfikon-Glattbrugg ZH; Koch Thomas, Opfikon-Glattbrugg ZH; Köferli Edith, Lengnau AG; Kröni Ursula, Stetten AG; Küderli Susanne, Buochs NW; Küng Anton, Sursee LU; Leutenegger Gertrud, Schwyz; Lottenbach Ruedi, Emmen LU; Mächler Elisabeth, Rikon ZH; Marxer Regina, Vaduz FL; Mauchle Marie, Arbon TG; Meier Marie, Sempach LU; Michlig Astrid,

Glis VS; Muff Pius, Rothenburg LU; Müller Elisabeth, Stäfa ZH; Müller Esther, Niederschongau LU; Müller Hansli, Sargans SG; Niederer Urs, Wohlen AG; Oberli Roland, Münchenstein BL; Oertig Trudi, Eschenbach SG; Oesch Thomas, Basel; Pfister Maurus, Münchenstein 1 BL; Pfister Niklaus, Münchenstein 1 BL; Räber Franz, Egolzwil LU; Renggli Rösli, Stüßlingen SO; Rinderer Leo, Winterthur 8 ZH; Rubini Esther, Basel; Rüttsche Klara, Lütisburg-Dorf SG; Sacher August, Reidermoos LU; Sidler Kurt, Ebikon LU; Sieber Bernadette, Marbach SG; Suter Silvia, Oberhünenberg ZG; Sutter Brigitte, Jona SG; Schäfli Anton, Aadorf TG; Schaufelbühl Agnes, Bremgarten AG; Scheiwiler Markus, Olten SO; Schlauri Paul, Niederbüren SG; Schmid Stefan, Kilchberg ZH; Schmucki Verena, Baden AG; Schneggenburger Hedi, Balgach SG; Schneider Alex, St. Peterzell SG; Schwab Gerda, Post Bazenheid SG; Stadelmann Margrit, Pfaffnau LU; Stadler Adeheid, Zuzwil SG; Steiner Pius, Willisau LU; Stieger Josef, Goßau SG; Stöckli Monika, Horw LU; Stöbel Lukas, Ernetschwil ob Uznach SG; Trempi Rolf, Schänis SG; Ulrich Edith, Olten SO; Vogel Magdalena, Hitzkirch LU; Waldis Lisbeth, Zug; Wasser Berta, Alpnach-Stad OW; Waser Margrit, Stansstad NW; Wehrli Ruedi, Wil SG; Wenk Ulrich, Nassen SG; Widmer André, Buochs NW; Willi Roland, Heiligkreuz Mels SG; Wirz Hugo, Lauffohr AG; Wüst Ursula, Sursee LU; Zaugg Susi, Thun BE; Zraggen Othmar, Luzern; Zobrist Felix, Henschiken AG; Zumbühl Elisabeth, Reußbühl LU; Zürcher Magrit, Urdorf ZH.

Scherenschnitt I.

Gähwiler Beat, Horw LU; Wehren Werner, Vitznau LU.

Scherenschnitt II.

Heigl Alois, Bütschwil SG; Keist Rita, Malters LU; Mittner Ruth, Vals GR; Oswald Andreas, Stansstad NW.

Scherenschnitt III.

Blaser Marlis, St. Gallen Ost; Braeker Ruth, Thalwil ZH; Brumann Beatrice, St. Urban LU; Fuchs Hermann, Ernetschwil SG; Germann Bruno, Winterthur 1; German Emil, Winterthur 1; Gschwend Mariann, Uznach SG; Haid Bruno, Weinfelden TG; Heer Hildegard, Horw LU; Heule Edith, Widnau SG; Huwiler Anna, Littau LU; Jäggi Hugo, Laufen BE; Kappeler Armin, Wil SG; Kempter Rita, Rorschacherberg SG; Lehmann Grete, Tobel TG; Lorenz Jakob, Großwangen LU; Müller Josef, Nd.-Schongau LU; Pfyf Josef, Wagen/Jona SG; Rizzi Angela, Rapperswil SG; Sidler Hanny, Großwangen LU; Schlauri Paul, Niederbüren SG; Thoma Käthi, Amden SG; Truttmann Leo, Seelisberg UR; Widmer Peter, Lütisburg-Station SG; Zoller Imelda, Stans NW.

Linol I.

Schaffhauser Hans-Urs, Kleinwangen LU; Schaller Ant., Werthenstein LU; Schlumpf Irma, Wil SG; Zemp Irene, Rothenburg LU.

Linol II.

Benz Julius, Marbach SG; Etter Urs, Zürich 11/51; Gervasi Antonio, Bern; Godat Christiane, Bern; Grimm Bruno, Wil 9 SG; Hidber Niklaus, Mels SG; Jung Josef, Niederbüren SG; Korner Anna, Stäfa ZH; Mollet Jörg, Olten SO; Sidler Markus, Wangen b. Olten SO; Wey Alfons, Marbach LU; Zahner Jeanette, Basel; Zahner Stephan, Basel.

Linol III.

Bieri Cäcilja, Aadorf TG; Bösch Hans, Wolhusen LU; Brühwiler Herbert, Romanshorn TG; Buchegger Peter, Mörschwil SG; Castelberg Peter, Zürich 4; Dekumbis Marlène, Freiburg i. Ue.; Flury

André, Deitingen SO; Griesemer Paul, Frauenfeld TG; Holdener Hanny, Schmerrickon SG; Huber Agatha, Wangen SZ; Huber Josef, Tuggen SZ; Humbel Hubert, Romanshorn TG; Klarer Konrad, Appenzell; Kürzi Walter, Siebnen SZ; Lutz Hubert, Au SG; Pfister Peter, Lostorf SO; Raymann Lorenz, Frauenfeld TG; Raymann Toni, Frauenfeld TG; Ruegge Hans, Romanshorn TG; Sidler Peter, Schlieren ZH; Schädlér Manfred, Schaan 522 FL; Schilt Urs, Grenchen SO; Vetterli Hansruedi, Zürich 9/48; Wieser Martin, Appenzell.

Holzmalerei II.

Baumgartner Remo, Lienz SG; Bingisser Esther, Winterthur 1 ZH; Furer Edith, Rorschach SG; Grütter Peter, Sirnach TG; Hardegger Josef, Lienz b. Rüthi SG; Karerer Gebhard, St. Gallen; Schmid Pius, Schöpfheim LU.

Holzmalerei III.

Albert Kurt, Balterswil TG; Annen Esther, Kreuzlingen TG; Bischof Alois, Rorschacherberg SG; Breyer Erika, Rorschach SG; von Büren Madeleine, Trimbach SO; Caviezel Rosmarie, Au TG; Dekumbis Marlene, Freiburg i. Ue.; Ebner Markus, Wil SG; Engel Willi, Klusstalden LU; Gemperle Cornelia, Post Fischingen TG; Gmür Verenali, Kaltbrunn SG; Häffli Hugo, Schöpfheim LU; Hasler Peter, Montlingen SG; Hersche Klaus, Appenzell; Hitz Othmar, Untersiggenthal AG; Kathriner Arnold, Wilen-Sarnen OW; Lenherr Agnes, Thalwil ZH; Marty Agnes, Wattwil SG; Moser Josef, Appenzell; Niederberger Maria, Stans-Oberdorf NW; Osterwalder Ruth, Münchenstein 1 BL; Risi Bruno, Buochs NW; Schegg Elvira, Montlingen SG; Stieger Therese, Kirchberg SG; Traber Elisabeth, Oberbüren SG; Wüest Franz, Friebourg.

Leder I.

Limberger Elisabeth, Kirchberg SG.

Leder II.

Biolley André, Bremgarten AG; Färber Bruno, Gähwil SG; Farine Peter, Bremgarten AG; Löhner Hansjörg, Bülach ZH; Löhner Helen, Waldkirch SG; Löhner Hildegard, Bülach ZH; Sigrist Jost, Zürich 6/57.

Leder III.

Ashwanden Rudolf, Seedorf UR; Fischer Ernst, Winterthur 1 ZH; Fritschi Josef, Bremgarten AG; Gantner Edith, Flums SG; Gübeli Rosmarie, Mosnang SG; Haag Cyrill, St. Gallen; Helfenberger Alis, Wuppenau TG; Holderegger Josef, Winkeln SG; Huber Stephan, Häggingen AG; Huber Viktor, Häggingen AG; Jaggy Leo, Glis VS; Imbach Othmar, Horw LU; Kälin Alfred, Einsiedeln SZ; Leuthard Hubert, Eschenbach LU; Lier Marta, Kirchberg SG; Löhner Beatrice, Waldkirch SG; Pfister Max, Steinebrunn TG; Plaschy Norbert, Inden b. Leuk VS; Rüegg Johann, Dreien SG; Ruegsegger Peter, Emmenbrücke LU; Sarbach Paula, St. Niklaus VS; Sprecher Elisabeth, Zürich 9/48; Schilling Pius, Rorschach SG; Studer Ernst, Kirchberg SG.

Unterrichtsmodell I.

Annaheim Urs, Lostorf SO; Bössinger Beat, Speicher AR; Lipp Isidor, Wolhusen LU; Räber Hans, Kleinwangen LU; Sicher Valentin, Gurtellen UR; Sträble Karl, Windisch AG; Vogel Urs, Steinerberg SZ; Windlin Niklaus, Gebenstorf AG.

Unterrichtsmodell II.

Heini Niklaus, Ruswil LU; Lüthi Werner, Matten/Interlaken BE; Marty Eduard, Wil 9 SG; Nauer Martin, Zürich 3/45; Siegfried Armin, Rechterswil SO; Trottmann Franz, Zürich 3/45; Zwysig Hermann, Stans NW.

Unterrichtsmodell III.

Bachmann Hans, Hochdorf LU; Bachmann Peter, Zürich 3; Bertsch Paul, Bertschis SG; David Maio, St. Gallen; Dörfli Peter, Fulenbach SO; Fellmann Alfred, Dagmersellen LU; Forrer Josef, Wil SG; Gadiant Georg, Ricken SG; Hug Arnold, Zuzwil SG; Huser Robert, Seelisberg UR; Ineichen Alois, Buttisholz LU; Kälin Emil, Groß/Einsiedeln; Kaufmann Beda, Meilen ZH; Koller Robert, Goßau SG; Langenegger Heinz, Luzern; Lenherr Raimund, Gams SG; Morf René, Wabern BE; Muggli Richard, Rechthalten FR; Müller Bernhard, Zurzach AG; Nigg Jörg, Pfäfers SG; Oesch Urs, Buchs SG; Perren Anton, Brig VS; Perren Bernadette, Brig VS; Suter Bruno, Ruswil LU; Schönenberger Hans, Mosnang SG; Schönenberger Jakob, Mosnang SG; Stöcklin Ulrich, Ettingen BL; Vetterli Toni, Zürich-Altstetten 9/48; Walker Peter, Flawil SG; Weder Fridolin, Stans NW; Werner Heini, Ruswil LU; Wittensöldner Otmar, St. Gallen.

Jupes I.

Aschwanden Annelis, Goldau SZ; Bachmann Marie-Theres, Hochdorf LU; Bachmann Rita, Winterthur ZH; Büchel Mathild, Lömmenschwil SG; Egli Hildegard, Bütschwil SG; Eigenmann Rita, Muolen SG; Geiger Marianne, Flawil SG; Haas Margrith, Zug; Häni Ruth, Ettingen BL; Janett Franziska, Affoltern a. Albis ZH; Kaiser Klara, Zürich 2/41; Kalberer Rosmarie, Wangs-Pizol SG; Klein Ursula, Brig VS; Kühne Annelies, Rieden SG; Kupper Cilly, Luzern; Lier Hildegard, Kirchberg SG; Loher Erika, Montlingen SG; Müller Vreni, Amriswil TG; Savary Christa, Montlingen SG; Scherer Agnes, Kirchberg SG; Schüepp Hildegard, Netstal GL; Schwager Isabella, Ifwil-Balterswil TG; Schwager Myrtha, Ifwil-Balterswil TG; Ullmann Madalen, Eschen TG; Widrig Elisabeth, Bad Ragaz SG; Zumbühl Johanna, Stans NW.

Jupes II.

Angehrn Irene, Muolen SG; Aregger Hedy, Gunzwil LU; Baumgartner Doris, Lienz SG; Bont Elsbeth, Montlingen SG; Felber Beatrice, Luzern; Gadiant Marie, Ricken SG; Geißmann Helena, Spreitenbach AG; Germann Helen, Rorschacherberg SG; Haas Martha, Zug; Hager Monika, Kirchberg SG; Häni Susi, Ettingen BL; Hardegger Margrit, Rickenbach TG; Hardegger Marta, Rickenbach TG; Herzog Christine, Luzern; Herzog Regula, Luzern; Item Marlis, Kirchberg SG; Kupper Doris, Sempach LU; Küttel Lisbeth, Buttisholz LU; Lenherr Esther, Gams SG; Meier Rosmarie, Helliikon AG; Müller Brigitte, Kreuzlingen TG; Rüegg Agatha, Dreien SG; Schaad Dorothea, Laupersdorf SO; Scheidegger Veronika, Stans NW; Schilling Elisabeth, Rorschach SG; Schmid Rosmarie, Sempach-Stadt LU; Schrankmann, Beatrice, Loh-Balterswil TG; Schüepp Gertrud, Netstal GL; Schuler Berta, Goldau SZ; Waser Margrit, Stansstad NW.

Jupes III.

Bader Jeanette, Obersommeri TG; Diener Marie-Theres, Eschen TG; Edelmann Gabriela, Niedersommeri TG; Elser Rita, Goldach SG; Friker Marlis, Niedergösgen SO; Gschwend Vreni, Rickenbach-Wil TG; Haller Monika, Fulenbach SO; Hardegger Rosmarie, Lienz b. Rüthi SG; Herzog Erika, Amriswil TG; Hug Trudi, Oberaach TG; Oswald Pia, Obersommeri TG; Pasi Rita, Oberehrendingen AG; Planzer Lydia, Goldau SZ; Siegrist Ruth, Adligenswil LU; Schmid Gertrud, Oberehrendingen AG; Schmid Rita, Oberehrendingen AG; Schmid Ursula, Oberehrendingen AG; Schneider Maria, Balterswil TG; Zurmühle Maria, Weggis LU.

Jupes IV.

Banholzer Anita, Niederuzwil SG; Baumann Alice, Muolen SG; Baumgartner Zita, Hünenberg ZG; Brogli Margrit, Helli-

kon AG; Dubacher Alice, Goldau SZ; Fust Maria, Bütschwil SG; Hoegger Irmgard, Rapperswil SG; Jung Frieda, Niederbüren SG; Keller Johanna, Näfels GL; Mauchle Julia, Arbon TG; Meier Josi, Unterehrendingen AG; Odermatt Monika, Dallenwil NW; Oesch Monika, Balgach SG; Ulrich Verena, Illgau SZ; Weder Alice, Diepoldsau SG.

Socken I.

Arnold Luzia, Goldau SZ; Bacher Elisabeth, Bürglen OW; Bachmann Margrit, Winterthur; Bannwart Hildegard, Weinfelden TG; Bärtsch Doris, Flums SG; Baumann Beatrice, Mosnang SG; Benz Selma, Montlingen SG; Bernet Ruth, Kronbühl SG; Biland Bernadette, Emmenbrücke LU; Bingesser Margrit, Rickenbach/Wil SG; Bissig Marlis, Flüelen UR; Blättler Judith, Wolfenschießen NW; Blöchliger Myrta, Hörstetten TG; Bösinger Vreni, Basel; Brunner Esther, Zuzwil SG; Bürgisser Veronika, Wil b. Olten SO; Burri Margrit, Adligenswil LU; Dietsche Marlies, Montlingen SG; Eberli Margrit, Dreien SG; Eichhorn Klara, Goldau SZ; Eugster Isabella, Altstätten SG; Fust Gabriele, Kirchberg SG; Getzmann Eva, Goldau SZ; Giger Rina, Maseltrangen SG; Grob Rita, Zug; Häne Klara, Kirchberg SG; Hasler Cäcilis, Wallisellen ZH; Helfenberger Pia, Wuppenau TG; Helfenberger Elisabeth, Wuppenau TG; Herzog Pia, Hochdorf LU; Hitz Annelies, Horgen ZH; Holderegger Marlene, Winkeln SG; Kalasek Annemarie, Winterthur; Käppeli Annemarie, Thun BE; Kuhn Renata, Frauenfeld TG; Lichtsteiner Erika, Langnau a. Albis ZH; Mattle Ursula, Montlingen SG; Nägeli Monika, Güttingen TG; Niederberger Luzia, Dallenwil NW; Odermatt Christine, Dallenwil NW; Rechsteiner Hildegard, Wil SG; Suter Annagret, Goldau SZ; Scheidegger Röslly, Stans NW; Scherrer Marie, Dreien SG; Schibli Marie-Theres, Fislisbach AG; Schmid Gertrud, Hünenberg ZG; Schmid Hanni, Sempach-Stadt LU; Schneider Verena, Zürich 11/57; Schuler Maria Luisa, Goldau SZ; Stutz Beatrice, Goldau SZ; Stutz Helen,

Goldau SZ; Tönz Silvia, Zürich 3; Wetter Elisabeth, Eggerstanden App.; Wick Ida, Wittenbach SG; Wirth Esther, Niederuzwil SG; Wirth Monika, Niederuzwil SG; Würmle Walpurgis, Rapperswil SG; Zillig Monika, St. Gallen; Zimmermann Rita, Eggenwil AG.

Socken II.

Baumgartner Priska, Hünenberg ZG; Bissig Marlis, Flüelen UR; Büchel Magdalena, Lömmenschwil SG; Bühlmann Christina, Winterthur 8; Burri Elisabeth, Adligenswil LU; Föry Marlis, Goldau SZ; Gerber Augusta, Goldau SZ; Gerber Irene, Goldau SZ; Gmür Irma, Riehen SG; Graf Cecile, Andwil SG; Halter Anita, Kirchberg SG; Häne Regula, Kirchberg SG; Heeb Pia, Altstätten SG; Heinzer Agnes, Illgau SZ; Helfenberger Ida, Wuppenau TG; Hurschler Ruth, Adligenswil LU; Iten Beatrice, Morgarten ZG; Lampart Vreni, Sirnach TG; Loher Elisabeth, Montlingen SG; Meister Käthi, Frauenfeld TG; Mühlebach Margrith, Adligenswil LU; Oberholzer Anita, Wil SG; Odermatt Elisabeth, Dallenwil NW; Poletti Lucia, Oberurnen GL; Rüede Elisabeth, Kirchberg SG; Sarbach Paula, St. Niklaus VS; Sidler Helen, Sempach LU; Sigrist Margrit, Adligenswil LU; Schmid Marie-Theres, Oberehrendingen AG; Schrankmann Marianne, Loh-Balterswil TG; Schwager Silvia, Ifwil-Balterswil TG; Stieger Rita, Hergiswil NW; Studer Madlen, Hellikon AG; Studer Vreni, Hellikon AG; Welti Adelheid, Winterthur.

Socken III.

Arnet Verena, Altdorf UR; Caviezel Verena, Au/Fischingen TG; Donat Barbara, Stetten AG; Eigensatz Martha, Goldau SZ; Frei Priska, Hörstetten TG; Gemperle Ida, Fischingen TG; Gübeli Rosmarie, Mosnang SG; Heeb Maria, Altstätten SG; Holderegger Ursula, Winkeln SG; Kliebenschädel Klara, Wattwil SG; Seitz Cornelia, Berneck SG; Schaad Alice, Laupersdorf SO.

Basttaschen I.

Dorn Brigitte, Chur GR; Häni Edith, Lie-stal BL; Kappeler Zita, Wil SG; Müller Monika, Suhr AG; Nessier Irene, Bern 27; Scheidegger Ursula, Stans NW.

Basttaschen II.

Bußmann Lisbeth, Großwangen LU; Ger-mann Annemarie, Waldkirch SG; Häni Ursula, Kirchberg SG; Reiser Vreni, Am-riswil TG; Traxler Marianne, Bichelsee TG; Zraggen Alice, Altdorf UR.

Basttaschen III.

Grüninger Rita, Widnau SG; Hug Rita, Muolen SG; Kempter Judith, Rorschacher-berg SG; Koch Wanda, Steffisburg Station BE; Studer Monika, Horw LU.

Basttaschen IV.

Aschwanden Helen, Seedorf UR; Hag-mann Agnes, Kirchberg SG; Hagmann Jacqueline, Kirchberg SG; Schmid Berna-dette, Basel; Zimmermann Maria, Ennet-baden AG.

Bastel-Wettbewerb 1964

Wettbewerbsbedingungen

1. Der Wettbewerb steht Mädchen und Buben bis zum erfüllten 11. Alters-jahr offen.
2. Jeder Teilnehmer wählt aus den Vor-schlägen nur eine Aufgabe und ge-staltet sie möglichst frei und phan-tasievoll.
3. Die Arbeit muß vom Teilnehmer al-lein hergestellt werden. Lege eine ent-sprechende Bestätigung der Eltern oder des Lehrers bei. Schreibe deine Adresse auf den Boden deines Ge-bäudes, und klebe die Kontrollmarke dazu. Wenn du die Arbeit zurück-möchtest, lege auch Rückporto bei.
4. Für die Arbeiten sollten nicht gar zu große Kartonschachteln verwendet werden. Damit die Einrichtungen beim Transport nicht beschädigt werden, muß das Verpacken sehr sorgfältig geschehen.

Herrn Werner

Jnderbitzin

Jngenbohl

Schulstrasse

Schwyz

Herrn Kurt

Hänggeler

Köniz

Bern

An Berta

Riner

Chalet Jda

Eñetbürgen

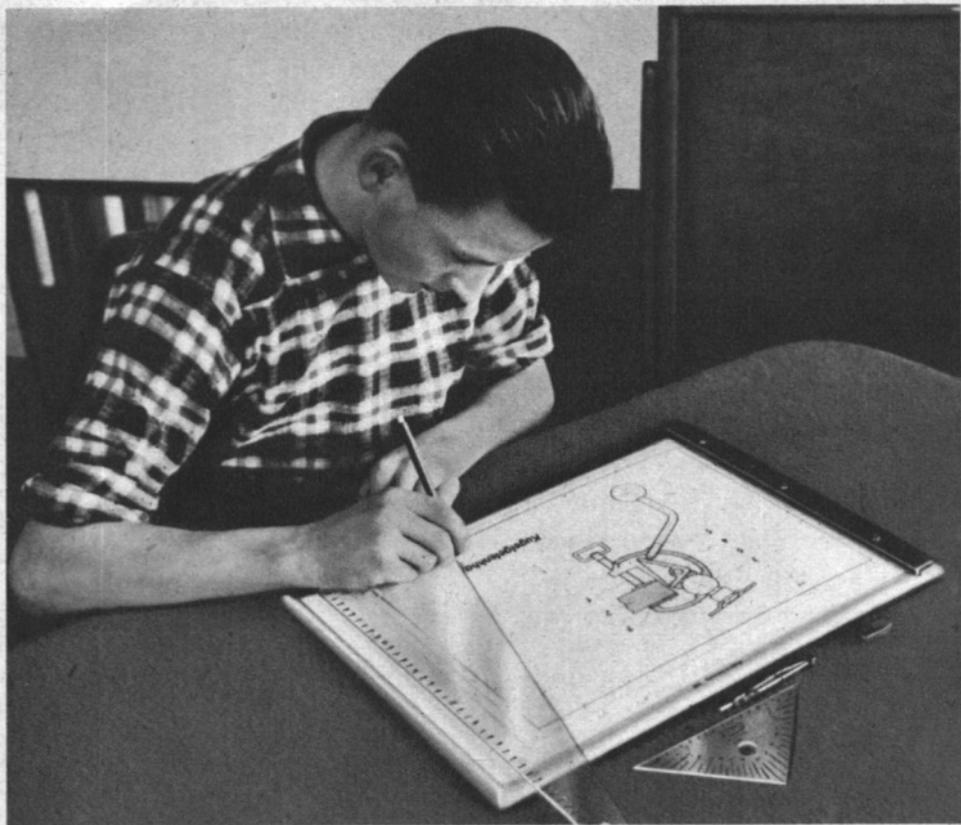
NW

An Johann Grossrieder

Lerer

Smitten

FR



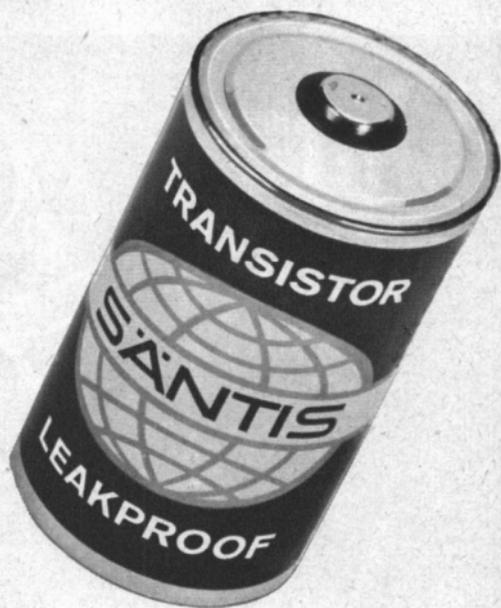
Zeichenplatten

Früher mußte man sich plagen
Heute zeichnen Sie fix, bequem
und akkurat mit der
Präzisions-Zeichenplatte
Modell Studio Nr. 2056/4, oder
Nr. 2056/3, das perfekte Zeichengerät
für Berufs-Fachschüler und Studie-
rende.

Generalvertretung:

Walter Kessel SA
Lugano, Telefon (091) 2 54 02

Mod. Studio Format A4 Fr. 17.30
Mod. Studio Format A3 Fr. 31.10

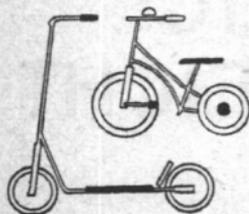
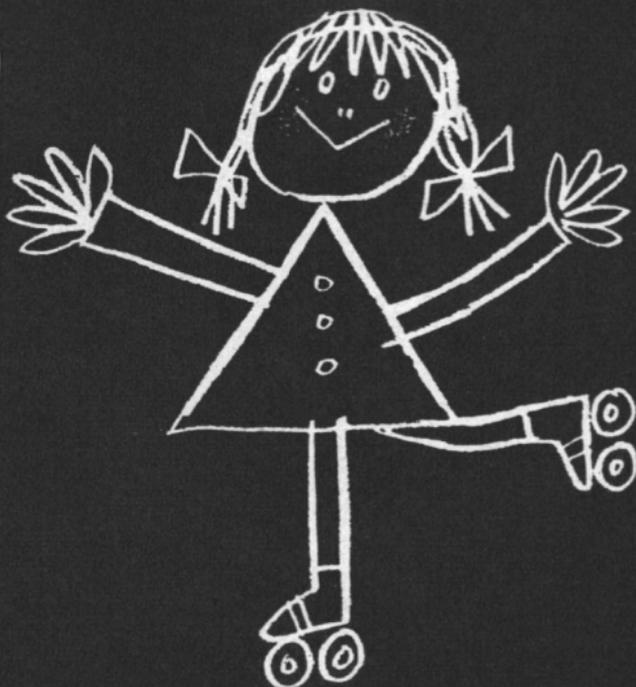


SÄNTIS - METALLIC UNERREICHT

SÄNTIS Batteriefabrik J. Göldi **RÜTHI**sg
Telefon 071 79212

Heidi träumt von . . .

KEMP



«Kemp»-Rollschuhen, wie sie ihre Freundin schon längst besitzt.

8 verschiedene Ausführungen, alle in der Länge verstellbar.

Robuste Konstruktion. Ersatzteile ab Lager lieferbar. Erhältlich im Fachgeschäft oder Bezugsquellenachweis durch:

Kemp AG Kempten ZH

Metallwaren- und Maschinenfabrik Tel. 051 770761

Kennst Du die PONY-Kinderzeitung?

Das hübsch illustrierte PONY erscheint alle zwei Monate und enthält allerlei Wissenswertes und Unterhaltendes für Buben und Mädchen.

Bei Bestellung eines Jahresabonnements (6 Nummern = Fr. 3.-), einzuzahlen auf Postscheckkonto VIII 3227, erhältst Du solange Vorrat alle Nummern des Jahrganges 1963 gratis.

Das Spezialhaus für die Jugend

FRANZ CARL WEBER

In 16 Schweizerstädten



Früh übt sich . . .

Im Beruf kommt es dir später zugute, wenn du dich beim technischen Zeichnen in der Schule an exaktes und sauberes Arbeiten gewöhnst. Außer Geschicklichkeit und Übung braucht es in erster Linie gute Werkzeuge dazu. Wählst du ein Kern-Präzisions-Reißzeug, so hast du für Schule und Beruf die richtigen Zeicheninstrumente.

Kern & Co. AG
Aarau



KONKORDIA

gewährleistet zu niedrigen Prämien dem Schüler besondern Schutz und Sicherheit bei Krankheit und Unfall:

– Versicherung für:

Kranken- und Unfallpflege-Kosten

Erweiterte Leistungen bei Tuberkulose

Kinderlähmungspflege und Invalidität

Schweizerische Kranken- und Unfall-Kasse

– 280 000 Versicherte in über 580 Ortssektionen

– Tätigkeit in der ganzen Schweiz

Mit ihren sinkenden Prämien bei steigender Kinderzahl ist die **Konkordia** vor allem auch die bevorzugte Kasse der großen Familien.

Wenden Sie sich an die Zentralverwaltung, Luzern, Bundesplatz 15, Tel. 041 20434, oder an die Ortssektionen.

Von Abenteuer und Geschichte

**Otto
Walter**
1889-1944

Oskar Bider der Flieger

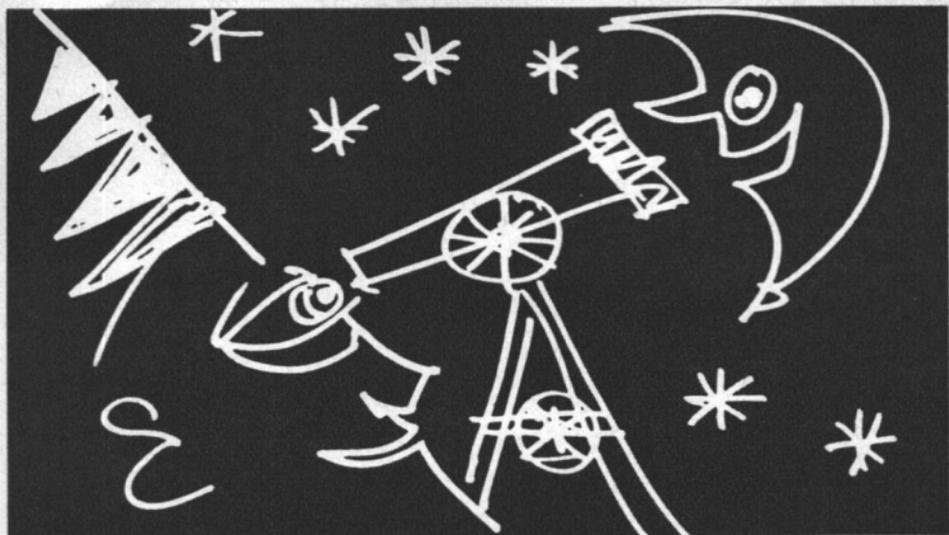
Der erste Alpenflug.
Erinnerungen an die Pionierzeit der
schweizerischen Luftfahrt.
Mit 20 Dokumentaraufnahmen.
Etwa 210 Seiten. Leinen 12.—

**Louis
de Wohl**

Helena, Prinzessin aus Britannien

Die Geschichte der Kaiserin Helena.
Aus dem Englischen von Roswitha
Plancherel-Walter.
Etwa 200 Seiten. Leinen 9.80

Walter-Verlag Olten



Die Präzisionsuhrenfabrik Eterna hat wie jedes Jahr einen neuen Stundenplan her-

ausgebracht. Diesmal behandelt er das Thema:

«Wir messen die Zeit»

Von den Sternguckern in Babylon bis zur Erfindung der automatischen Uhr wird die Geschichte der Zeitmessung behandelt. Du kannst den Eterna · Matik Stundenplan gratis beziehen. Klebe bitte den untenstehenden Gutschein auf eine frankier-

te Postkarte und sende diese an die Eterna AG, Präzisionsuhrenfabrik in Grenchen. Schüler die für ihre Klassenkameraden Stundenpläne bestellen wollen, bitten wir, den Gutschein von der Lehrerin oder dem Lehrer unterschreiben zu lassen.

ETERNA::MATIC

Senden Sie mir bitte gratis — Exemplare Ihres Stundenplanes.

Name: _____

Vorname: _____

Alter: _____ Klasse: _____

Ort: _____

Straße: _____ Kanton: _____ Nr. _____

**Uhrenfabrik
Eterna AG
Grenchen SO**

Der neue



MONT BLANC

**Schülerhalter
mit Intersia-Feder**

**Patronenhalter Fr. 26.—
Kolbenhalter Fr. 28.—**

**Modell
MONTBLANC-Astoria
Patronenhalter Fr. 9.50**

**...glücklich,
wer ihn besitzt!**



Für Dich



beim Zelten, auf Schulreisen, in den Ferien, beim Tschütten, auf Velotouren, auf Familienausflügen, bei Pfadiübungen.



Bruchsicheres Preßstoff-Etui. Nur 200 g schwer. Kleines Volumen. Enthält alles für die erste Hilfe und zur Behandlung kleiner Verletzungen . . .



. . . von Insektenstichen, Schmerzen, Unwohlsein, Durchfall. Mit Schere, Pinzette und Gebrauchsanweisung. Nachfüllbar. Fr. 12.—. In Apotheken und Drogerien.



**Schaffhauser
Taschen-Apotheke**

Pelikano

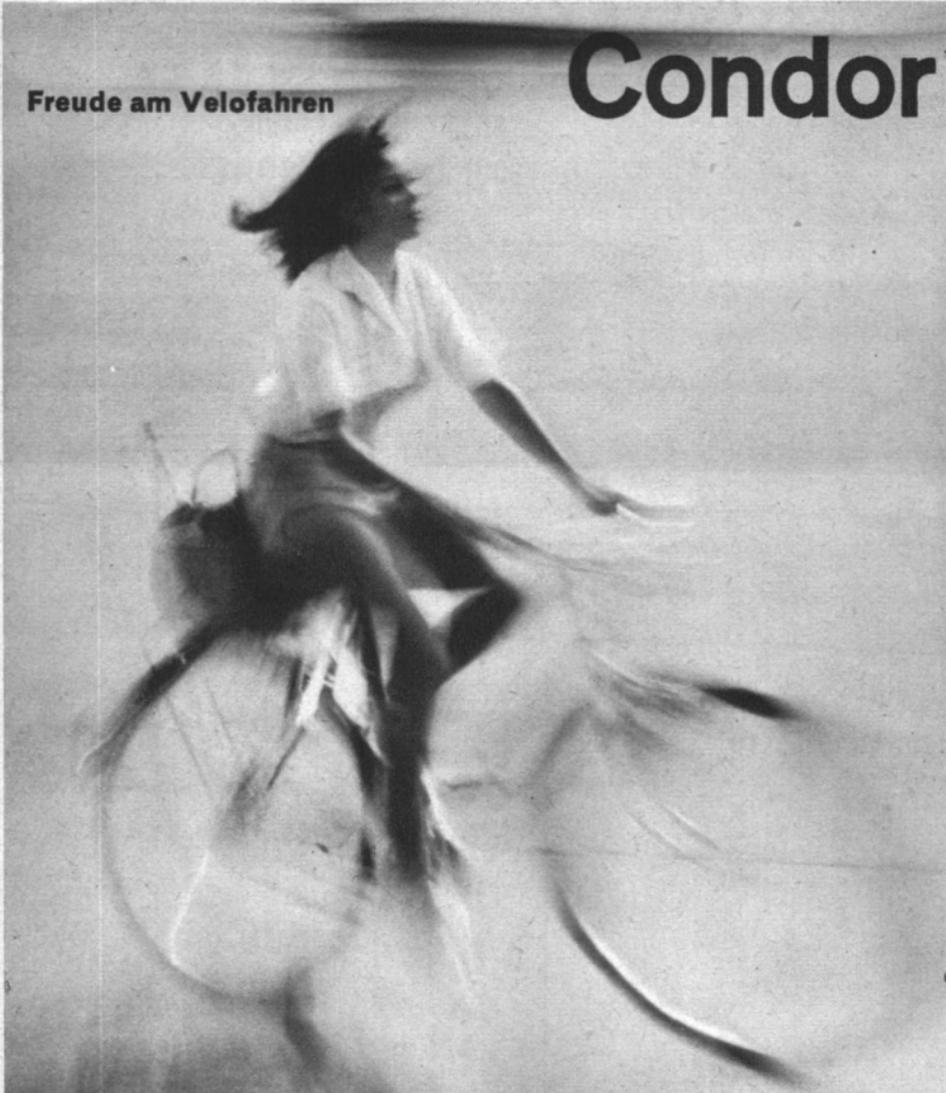
PATRONENSchulfüller
mit ReservePATRONE



Die Tintenpatrone enthält die weltbekannte Tinte Pelikan 4001 Königsblau.
Der Inhalt einer Patrone reicht für mehr als ein Heft.

Freude am Velofahren

Condor



Offerte und Prospekte durch: **Condor S.A. Courfaivre** Tel. 066 371 71
Vertreter in allen größeren Ortschaften



Photographiere mit Agfa

Frag Deinen Photohändler

Große und kleine Sportler...



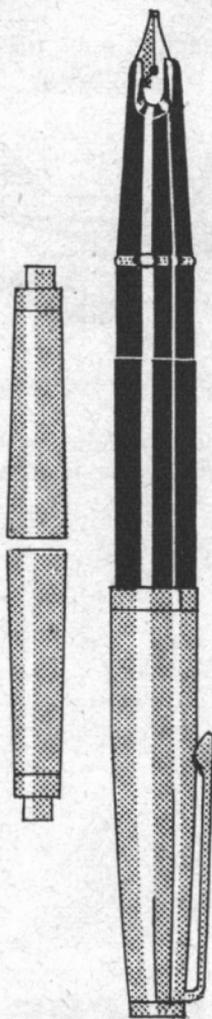
sind heute überzeugt, daß **Knorr Trinkbouillon** ein leichtes, belebendes Getränk ist. Ein Becher Knorr Trinkbouillon warm getrunken – jeder ist schnell wieder im Schuß, auch

wenn er vorher noch so müde und abgekämpft war. Darum trinkt auch die Jugend heute bei jedem Sport die herrlich schmeckende Knorr Trinkbouillon!

Knorr Trinkbouillon



belebt sofort!



Schönere
Schrift
mit dem

Global

Patronen-
Füllhalter

14 Karat Goldfeder

15.-

Plastik-Baukasten

Die ideale Freizeitbeschäftigung für groß und klein



Erhältlich in allen Spielwarengeschäften und Warenhäusern.

Humbrol-Farben zum Bemalen der Modelle.

Generalvertretung: **Fulgurex Lausanne**



«**Gouache**»
Caran d'Ache

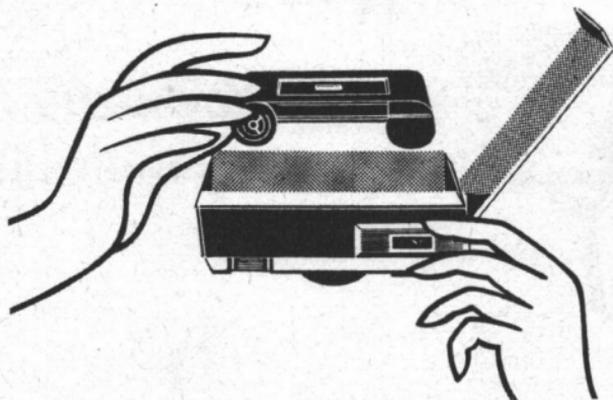
Neue, deckende
Wasserfarben
von unübertroffener
Leuchtkraft
und leichter
Mischbarkeit!

Etui mit 8 Farben
(Metall oder
Plastic)
Etui mit 15 Farben
(Metall)

CARAN D'ACHE

Schweiz. Fabrikat

So leicht war Photographieren noch nie!

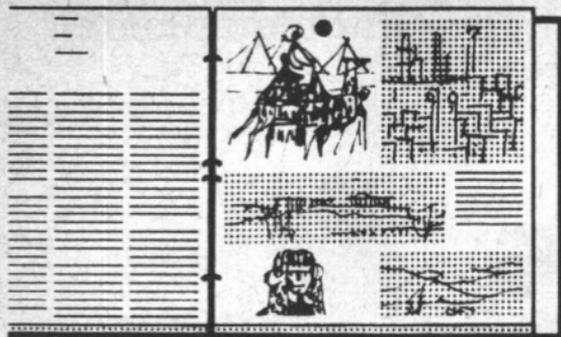


Jeder Schüler kann's! Mit einem einzigen Handgriff wird die Kodapak Filmkassette in die Kodak Instamatic Kamera eingelegt. Da gibt es nichts einzufädeln, nichts falsch zu machen. Wirklich... Photographieren ist jetzt leichter denn je!

Kodak Instamatic Kamera

Modell 100
mit eingebautem
Aufspringblitzer





Maestrani flies Swissair



Gutschein

An Maestrani, St. Gallen 11

Senden Sie mir gratis den Prospekt:
«Maestrani flies Swissair»

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____

Ausschneiden und mit 5 Rp. frankiert
als Drucksache einsenden MF

Die St. Galler Schokoladefabrik schuf
in Zusammenarbeit mit der Swissair
dieses schöne Atlas-Album

Anhand von Streckenkarten und
wunderbaren Farbfotos fliegst Du im
Geiste um die Welt

Die wertvollen Atlas-Bons liegen
den Maestrani-Spezialitäten bei
«Choco-Boy» – «Alpaufzug»
«Rosemarie» – «Krachnuß»
sind immer beliebter

Sende den Gutschein ein, und Du
erhältst gratis den Prospekt über das
Album: «Maestrani flies Swissair»

HERMES



Schweizer Präzisions-Schreibmaschinen von Weltruf

Hermes Baby Fr. 265.-
Hermes Media Fr. 395.-

Hermes 3000 Fr. 540.-

Hermag

Hermes-Schreibmaschinen AG, Waisenhausstraße 2
Zürich 1
Generalvertretung für die deutschsprachige Schweiz

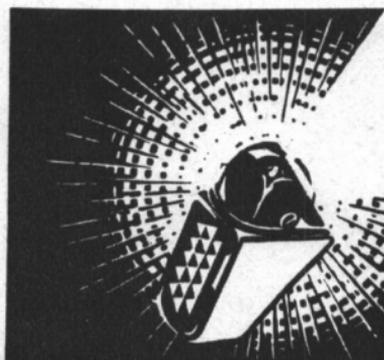
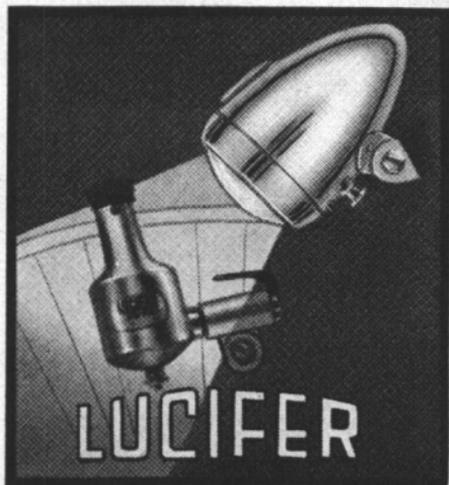
Gesunde Nahrung ... gesunde Kinder

Das tägliche Forsanose-Frühstück bringt der Jugend ein Plus an lebenswichtigen Aufbaustoffen. Kinder, die regelmäßig Forsanose trinken, sind aufgeweckt, spiel-
freudig und kommen auch in der Schule besser nach.
Ein Leckertrunk für alle – schmeckt so fein wie Scho-
kolade. Reich an Vitaminen B₁, B₂ und D.



Forsanose

Laß Dir vom
Fahrradhändler
ausdrücklich
die rein
schweizerische
weltbekannte
LUCIFER
montieren;
sie wird
Dir stets Freude
bereiten!

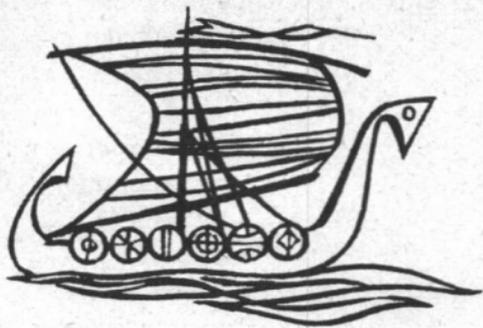


Beleuchtet den Rücken
des Velofahrers

Rücklicht
LUCIFER
Asat

dreifache Sicherheit!

Die Wikinger



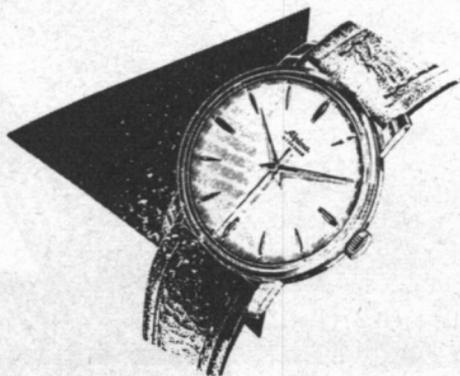
... lebten vor rund 1000 Jahren im Gebiete des heutigen Skandinavien. Als ein ausgesprochenes See- und Kriegervolk waren sie von allen Nationen gefürchtet, so daß der Name Wiking bald ein Begriff für einen rauen Krieger wurde.

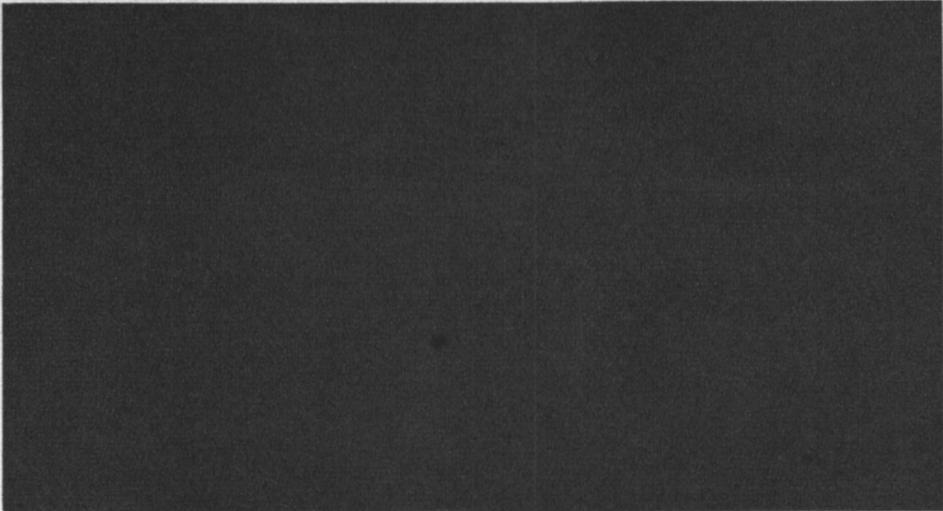
Sie waren vielleicht die ersten Euro-

päer, die etwas wie einen Kompaß gebrauchten. Ein einseitig magnetisches Stück Metall, an einer Sehne angeknüpft, mit welchem sie sich orientieren konnten. Die Zeit merkten sie sich nach den Sternen oder nach dem Stand der Sonne. Wahrlich ein beschwerliches Mittel, denn heute benützt man natürlich...

Alpina.

die
gute Schweizeruhr





therma

Weißt Du wo Schwanden liegt?
Kennst Du den Namen Therma?

Sicher hast Du ihn schon irgendwann gesehen oder gehört. Die elektrischen Kochherde, Kühlschränke, Küchenkombinationen, Boiler, Schnellheizer, Regler-Bügeleisen, Kaffeemaschinen, Kocher usw., die den Namen Therma tragen, sind bekannt und geschätzt in der Schweiz, in vielen europäischen und überseeischen Ländern. Wenn sich Deine Mutter für einen dieser Apparate besonders interessiert, schicken wir ihr gerne einen ausführlichen Prospekt.

Therma AG, Schwanden GL



Dein neues Velo gestohlen?

- Du erhältst gratis ein neues!

Vor unangenehmen Verlusten schützt Dich die **FARABEWA-Diebstahl-Versicherung**, Jahresprämie nur Fr. 8.50

● Bei Totalverlust Ersatzleistung oder Bargeldentschädigung nach Wahl. Dazu gelangst Du in Genuß einer Reihe weiterer Vorteile:

● Gratis-Leihvelowährend der Suchfrist



● Gratis-Instandstellung des wiederaufgefundenen Velos

● Gratis-Ersatz bei Diebstahl von Einzelheiten (Pumpe, Dynamo, Werkzeug etc.) Nur die

FARABEWA AG

bietet so viele Vorteile! Bewahre Dich vor Schaden - versichere Dein Velo jetzt!

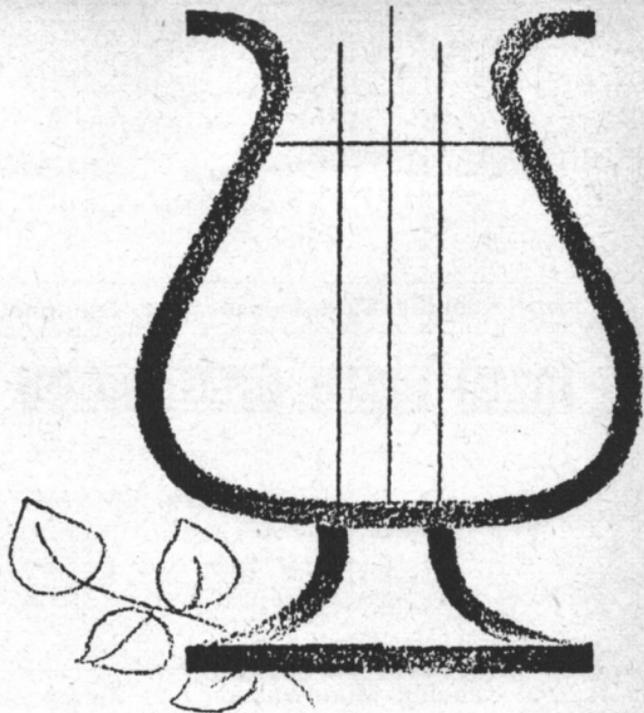
BON

Für ein **Gratis-Werbegeschenk** und unverbindliche Orientierung (kein Vertreterbesuch) VD

Farabewa AG, Schweizergasse 20,
Zürich 23

Name: _____

Adresse: _____



Läkerol

Fast wäre Odysseus, der Listenreiche, den lockenden Stimmen der Sirenen zum Opfer gefallen. Noch heute schwingt in einer schönen, klaren Stimme Zauberkraft. Wer den Wert seiner Stimme zu schätzen weiß, pflegt sie mit

Wählen Sie zwischen der «grünen», der «gelben» und der «weißen» Packung.

Läkerol AG St. Gallen



Es kratzt im Hals?
Dir ist nicht wohl?
Ins Zahnputzglas -
glugg glugg - TRYBOL.

Trybol Kräuter-Mundwasser und Zahnpasta

Trybol **Trybol** **Trybol** **Trybol**



Nachlässigkeit ist sehr gefährlich,
Drum geh' zum Zahnarzt 2-mal jährlich.
Und 2-mal täglich, merk' Dir wohl,
pflög' Mund und Zähne mit TRYBOL.

Trybol Kräuter-Mundwasser und Zahnpasta

Trybol **Trybol** **Trybol** **Trybol**

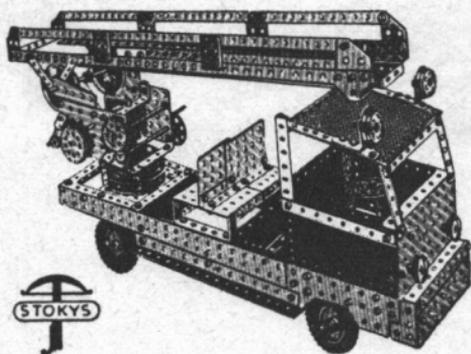


Kamille, Arnika, Salbei -
Wer schätzt nicht diese Kräuter?
TRYBOL enthält sie alle drei,
drum gurgle damit weiter!

Trybol Kräuter-Mundwasser und Zahnpasta

STOKYS

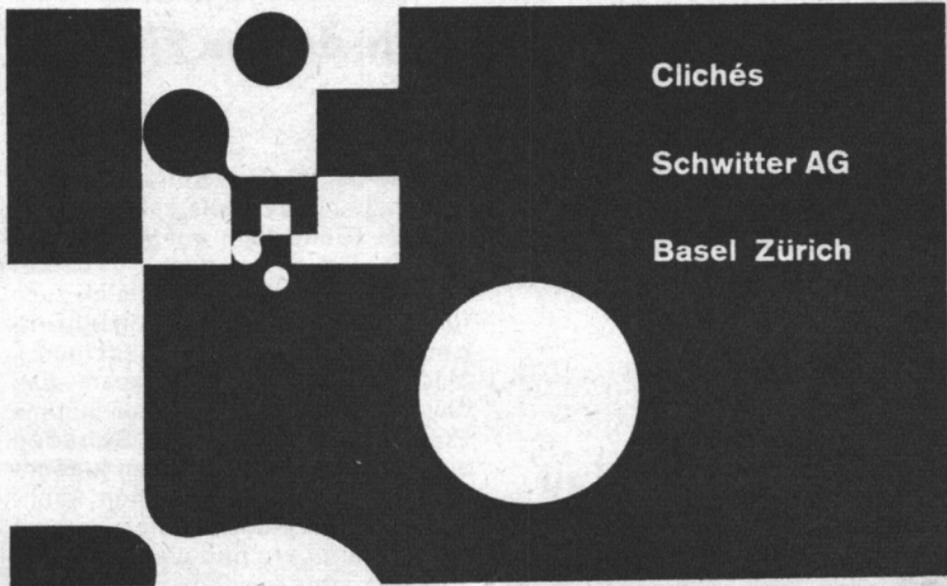
Schweizer Metallbaukasten



Getriebekasten **Federmotoren**
Häuserbaukasten **Einzelteile**
Elektromotoren **Transformatoren**
Brückenbaukasten

In allen Fachgeschäften erhältlich

das beliebteste Spielzeug mit den 1000 Baumöglichkeiten



Clichés

Schwiter AG

Basel Zürich



SWISSA

Für das Schweizerheim
Die gute Schweizer Portable

Sage deinen Eltern...

daß sie den **Unfall-Schutz**, den du als Inhaber des Schülerkalenders genießt (Seite 196), auf Wunsch jederzeit erweitern können.

Vielleicht interessieren sie sich auch für unsere **Vorsorge-Einrichtungen** (Beruf, Studium, Aussteuer).
Mache sie darauf aufmerksam, daß die «BASLER» gegen eine minime Prämie für **Haftpflicht-Schäden** aufkommt, die du in deinem jugendlichen Übermut verursachen könntest. – Unsere Mitarbeiter beraten deine Eltern gern und unverbindlich.



Basler-Unfall
Basler-Leben



Zelt- und Camping- artikel-Fabrikation

Bei WICO wählen Sie für jeden Anspruch das richtige Zelt. Ob klein für die Reise oder groß mit allem Komfort für die Ferien, finden Sie den richtigen WICO-Typ.

WICO-Zelte sind in jedem guten Sportgeschäft erhältlich.

WICO Jean Frey & Co.

Zürich 5/31 Ausstellungsstraße 80
Telefon 42 45 42

Zwei Jungen kämpfen gegen Werkspione

Christoph A. Meijer · **Verrat auf hoher See**

Mit Zeichnungen
von Hermann Schelbert
203 Seiten · Leinen 8.80

Walter-Verlag Olten

Ein kleiner Künstler



möchte jeder sein; denn was gibt es Schöneres, als die Erinnerung in bunten Farben festzuhalten! Das ist auch Dir möglich mit dem Pelikan-Deckfarbkasten 735/12. Du findest darin zwölf gut deckende, leuchtende Farben in auswechselbaren Schälchen und eine Tube Weiß. Der praktische Blechkasten hat abgerundete

Ecken und umgebördelte Kanten, um Verletzungen zu verhüten.

Viele Deiner Freunde besitzen schon einen Deckfarbkasten von Pelikan. Wünsche auch Du Dir einen!

Über 120 Jahre Erfahrung in der Farbenherstellung.

Die neue Schreibmaschine

ANTARES ist sensationell in Leistung, Preis und Formschönheit und kostet mit elegantem Koffer

Nur Fr. 270.—



antares

Sie ist auf der ganzen Welt beliebt dank ihrer vielen Vorzüge wie: 44 Tasten = 88 Schreibzeichen, Zweifarbenband mit automatischer Umschaltung, Stencilstellung, schöne

Schrift, extrabreite Walze von 252 mm, Walzenfreilauf usw., Gewicht 4,5 kg Garantie 1 Jahr.

Verlangen Sie den ausführlichen Gratisprospekt von:

W. Häusler-Zepf AG Generalvertreter Olten

Das Walter Schüler-Bildungswerk

Ein Schülerlexikon (2 Bände)

Ein Wörterbuch (1 Band)

- bietet dem Schüler eine wertvolle Hilfe bei seinen Schulaufgaben.
- öffnet dem Schüler die weite Welt des Wissens.
- bringt Freude, fördert die Wißbegier und den Lerneifer.
- erzieht den Schüler zu selbständiger Arbeit.
- erleichtert den Eltern die Mithilfe bei den Schulaufgaben.

Das Walter Kinderlexikon

- erschließt dem Kind seine eigene kleine Welt.
- hilft dem Kind, diese Welt selbständig zu erobern.

Das aktuelle Bilderalbum von

Chocolat Tobler

ZAUBERMACHT ATOM

Kennst Du schon dieses packende Buch über die Atomforschung und die friedliche Nutzung der daraus gewonnenen Erkenntnisse? Laß Dich als Zauberlehrling durch das neue

Tobler-Album in die geheimnisvolle Welt der Atome einführen.

Das Album kostet nur Fr. 4.- und Du erhältst dazu die erste Serie von acht Bildern gratis mitgeliefert.

BON

Ausschneiden und in offenem Couvert, mit 5 Rp. frankiert, senden an: Chocolat Tobler, Abt. Bilderdienst, Bern

Ich bestelle das Tobler-Album «Zauber-macht Atom» und erhalte dazu gratis die erste Bildserie. Den Betrag von Fr. 4.- für das Album zahle ich im voraus nach Erhalt des Einzahlungsscheines. Senden Sie mir auch gratis Ihren Prospekt über die andern jetzt lieferbaren Tobler Alben.

Name _____

Vorname _____

Staße _____

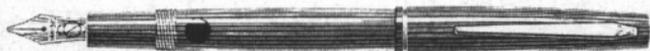
Ort _____

Kanton _____

MF _____



Unser Pony



Pony—
der neue SOENNECKEN-Schülerfüllhalter
mit der echten Goldfeder
die man sieht!



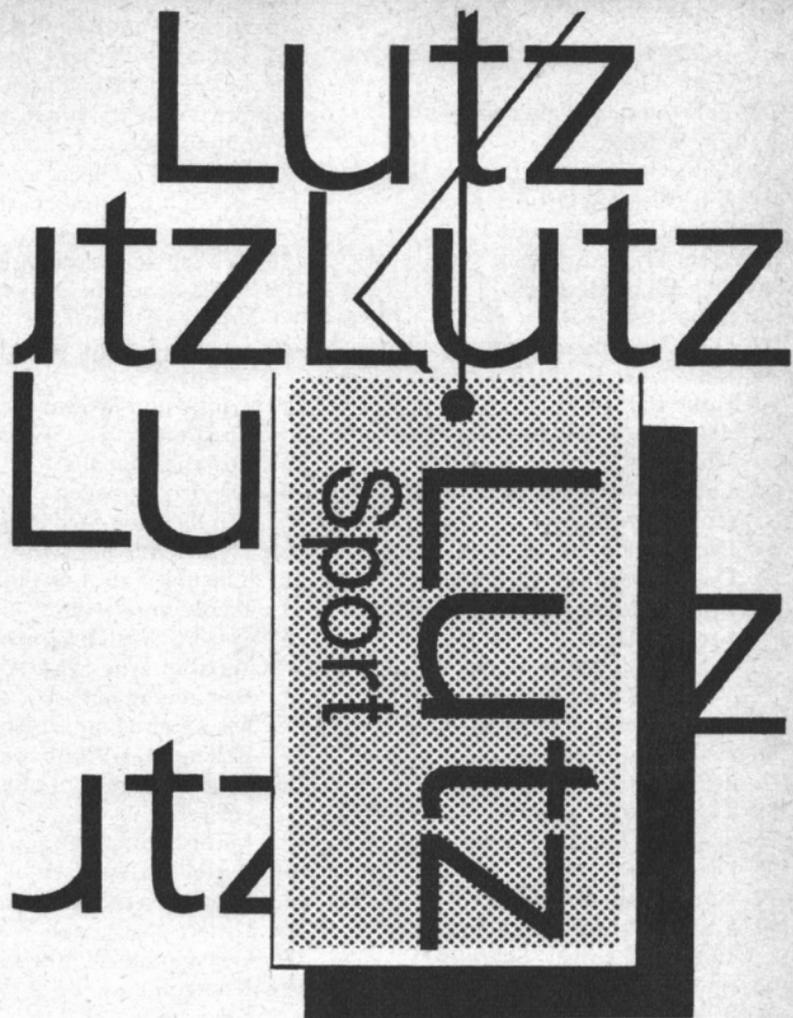
Schon vor 3000 Jahren lernten Chinesen Kinder schreiben und malen. Sie gebrauchten damals Tusche in Stangenform und rieben diese mit Wasser an. Noch heute schreibt, zeichnet und malt Ihr mit Tusche. Ihr braucht sie aber nicht mehr selbst anzureiben. FEBA, eine Schweizer Fabrik mit jahrzehntelanger Erfah-

rung, besorgt das für Euch. FEBA-Tusche wird nach dem gleichen Prinzip wie die alte China-Tusche hergestellt. Nur viel raffinierter – und vor allem sind Eure Zeichnungen wasserfest. FEBA-Tusche bekommt man schwarz, weiß und in vielen leuchtenden Farben.



Dr. Finckh & Co. AG
Schweizerhalle / Basel

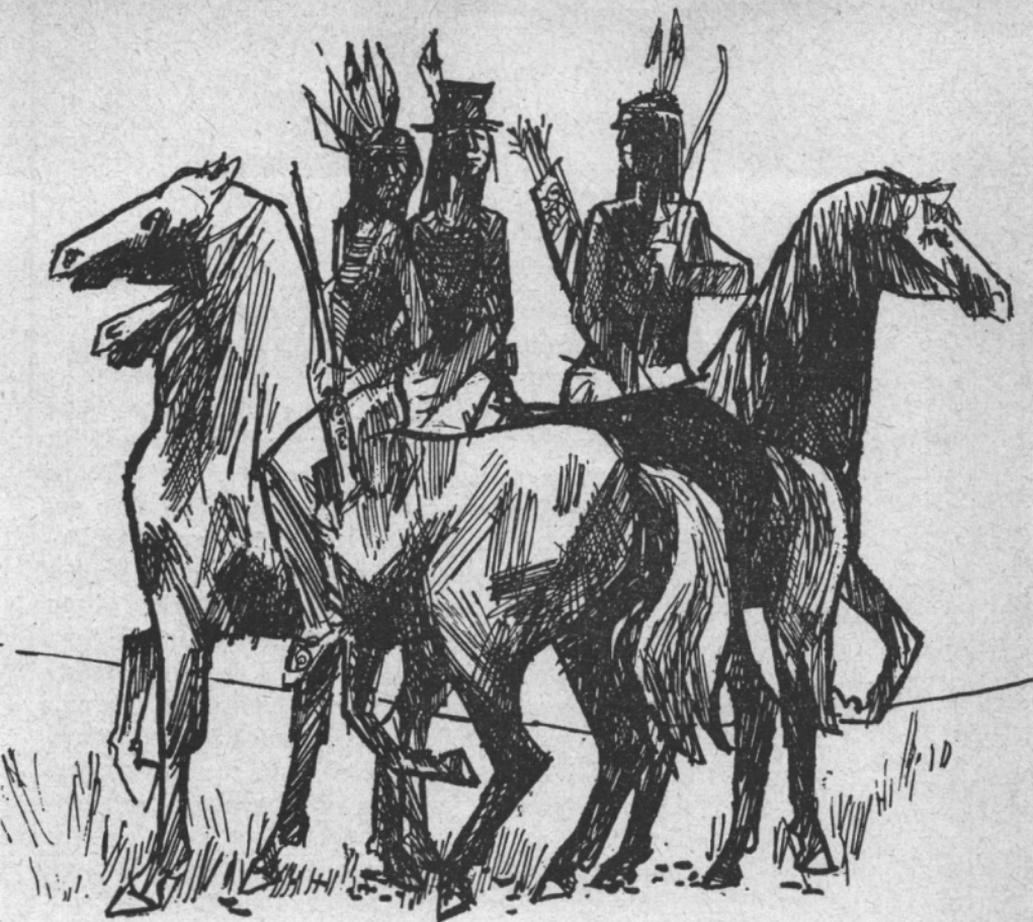
In Papeterien erhältlich



Achten Sie beim Kauf von Rucksäcken, Provianttaschen,
Trainingssäcken usw. auf dieses Etikett, es garantiert für
erste Qualität gute Form sporterprobt
Albert Lutz AG, Sportartikelfabrik, Teufen AR

Inhaltsverzeichnis

- 3 ‚Mein Freund‘ im neuen Gewand
- 4 Zum Abschied
- 6 Fahrt in den Weltraum
- 13 Ein Wächter
- 14 Alois Carigiet, ein Bündler Maler
- 21 Am kältesten Ort der Erde
- 22 Konzil – ja oder nein?
- 32 Mein Weg zur Musik
- 40 Der junge Mozart
- 42 Expo 1964
- 47 Die schweizerischen Landschaften
- 48 Ein kleiner Kunstrückblick
- 51 Hohe Bauwerke
- 52 ‚Ist es auch Tollheit, hat es doch Methode‘
- 61 Lach mit! Kiki-Bilder. Ach diese faulen Sprüche
- 62 Die Stiftsbibliothek St. Gallen
- 65 Das römische Avenicum
- 73 Bruno Galliker schreibt den ‚Mein Freund‘-Lesern
- 77 Wissenswertes von den SBB. Wie stark sind Zugshaken?
- 78 Das lückenlose Geleise
- 80 Bellinzona – una chiave et porta d'Italia
- 89 Tiere im Zoo geboren
- 95 Sperling, Sperber, Adler
- 95 Die Eulen
- 97 Von der Baumwolle
- 102 Lach mit! Die neue Schulordnung. Ein ‚tiferer‘ Schreiber
- 103 Im Lande Sonderbar
- 104 Pflanzen als ‚Raubtiere‘
- 106 Lösung zu ‚Die schweizerischen Landschaften‘
- 107 Der Quastenflosser
- 108 Das Mammut
- 109 Ammonshörner
- 110 Erdöl ist ein besonderer Saft
- 120 Interessante Bauwerke
- 122 Fahrt durch den Lötschberg
- 129 Bei den Glasmachern
- 138 Ein Verkehrsknoten wird gelöst
- 146 Schubboote
- 150 Der Senkrechtstarter VJ 101 C-XI
- 152 Bei den Blitzforschern auf dem Monte San Salvatore
- 156 Die schweizerischen Bundesräte
- 160 Die Schweiz in Zahlen. Die zwölf größten Städte
- 161 Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern
- 162 Größe und Wohnbevölkerung der Kantone
- 163 Distanzentabelle
- 164 Die größten Seen
- 165 Die längsten Ströme und Flüsse
- 166 Unsere Bergstraßen
- 167 Lösungen zu ‚Lach mit‘ und ‚Im Lande Sonderbar‘
- 168 Unsere Wettbewerbspreise
- 169 Wettbewerbe 1964. Allgemeine Bestimmungen
- 171 Mädchen-Handarbeiten
- 179 Zeichnungs-Wettbewerb
- 180 Scherenschnitt-, Faltschnitt-Wettbewerb
- 182 Linolschnitt-Wettbewerb
- 184 Bastel-Wettbewerb
- 186 Holzmalerei-Wettbewerb
- 186 Unterrichtsmodell-Wettbewerb
- 188 Geographie-Wettbewerb
- 191 Kontrollmarken für die Wettbewerbe
- 195 Stundenplan
- 196 Versicherungs-Bedingungen
- 202 Gewinnerlisten der Wettbewerbsteilnehmer 1963
- 209 Notizen



Die Leseratte

Liebe Leseratten

Hoffentlich nehmt Ihr mir diese Anrede nicht übel, Ihr jungen Bücherfreunde dieses Schülerkalenders! Denn daß Ihr rechte Leseratten seid, beweist mir Euer Interesse an dieser literarischen Beilage, die Euch auch in diesem Jahre in die Zauberwelt des Buches führen soll. Oder seid Ihr vielleicht etwas enttäuscht, weil der altvertraute Name ‚Bücherstübchen‘ verschwunden ist? Nun, wir haben uns gesagt: Wenn schon der ‚Mein Freund‘ in einem blitzblanken neuen Kleid erscheint, darf auch die literarische Beilage etwas vom Hauch des Neuen spüren. Was lag näher, als ihr einen andern Namen zu geben? Zu Ehren der ganz fleißigen Leser soll sie nun ‚*Die Leseratte*‘ heißen. Ein Bücherstübchen bleiben diese letzten Kalenderseiten trotz allem: eine stille Ecke, in die Ihr Euch zur Lektüre zurückziehen könnt. Ein gutes Buch bringt Euch die Welt näher; Ihr habt Anteil an ihrem jetzigen und am vergangenen Geschehen. Wer liest, steht auf einer Anhöhe: *Er hat den Überblick*. Und nun versteht Ihr vielleicht auch das Titelbild besser: Drei Indianer, sicher Kundschafter, auf ihrem Beobachtungsposten. Sie und ihre Pferde blicken aufmerksam in alle Richtungen. Sie können alles verfolgen, was um sie geschieht. Und genau so hilft Euch ein Buch, die Welt ringsum klarer in Euch aufzunehmen.

Ihr werdet auf den folgenden Seiten ein paar Ausschnitte aus neuen Büchern finden. Vielleicht bekommt Ihr Lust, das eine oder andere zu Ende zu lesen. Auch eine Anzahl Hinweise auf Neuerscheinungen wollen Euch die Auswahl erleichtern. – Viel Vergnügen!

Bruno Schmid

So war der Wilde Westen . . .

Drei Bücher sollen Euch die Welt des Wilden Westens, von der so viele falsche und romantische Vorstellungen bestehen, in den wahren Farben schildern.

Eng mit der Geschichte des Wilden Westens verknüpft ist die berühmte Postverbindung ‚Pony-Express‘. John Rileys sehnlichster Wunsch ist in Erfüllung gegangen: Er wurde Meldereiter auf dieser gefährlichen Strecke. Eben hat er einen Indianerüberfall abzuwehren. – Doch vorerst noch ein Wort über die Verfasser der Geschichte:

*M. Talmadge
und I. Gilmore*



Marian Talmadge, in Nebraska geboren, hörte von Jugendzeit an die abenteuerlichen Erzählungen der alten Veteranen des Pony-Express, des Oregon-Trails und des Union Pacific Eisenbahnbaus und vertiefte sich in die historischen Quellen jener großen Zeit des Wilden Westens. In Iris Gilmore fand sie eine gleichgesinnte Schauspiel- und Sprachlehrerin, mit der sie das Jugend-

buch ‚Pony-Express‘ schrieb, das den Boy’s Life-Dood, Mead-Preis, erringen konnte.

Der Indianer- überfall

Johnny ritt gemächlich dem Wagenzug voran und sah sich die Landschaft an. Es war ganz anders hier als in Illinois mit seinen wogenden, waldigen Hügeln und riesigen Kornfeldern. Hier war das Land flach wie eine ausgestreckte Hand, nur einige niedrige Sandhügel erhoben sich etwa fünf Meilen beiderseits des Platte River. Der Fährte entlang gab es nur wenige Bäume – ein paar Baum-

wollsträucher und Weiden, die hauptsächlich am Flußufer wuchsen. Drüben auf den Hügeln im Süden konnte Johnny ein paar niedrige Zedern sehen, die mühsam an den dürren, sandigen Hügeln wuchsen.

Charlie ritt neben ihm und unterbrach seine Gedanken. «Wie gefällt dir die Gegend?»

«Ich habe gerade darüber nachgedacht. Ich erinnere mich, in unserer Zeitung gelesen zu haben, daß Horace Greeley – du weißt, das ist der Herausgeber des *New York Tribune* – sie ‚Die große amerikanische Wüste‘ genannt hat.»

«Du hast noch gar nichts Richtiges davon gesehen. Warte nur, bis wir in die Hochebenen kommen – ins westliche Nebraska und Wyoming.»

«Glaubst du, hier könnte irgend etwas wachsen?» Johnny erinnerte sich an die großen Getreidefelder seines Vaters, an die Weizen- und Gerstenäcker zu Hause, und eine Welle von Heimweh durchströmte ihn.

Charlie zuckte die Achseln. «Wenn Brigham Young und die Mormonen in dem ausgetrockneten Salt Lake Getreide pflanzen können, dann müßte es auch gelingen, hier etwas gedeihen zu lassen.»

«Er baut Bewässerungsanlagen, nicht wahr?»

«Natürlich, und das könnte man hier auch.» Charlie zeigte auf den schlammigen Platte River. «Sieh doch nur das viele Wasser, das vergeudet wird.»

Johnny betrachtete den Fluß. «Da müßten Dämme und Gräben angelegt werden.»

«Ja, aber wenn sich genügend Leute zusammentun, ist das leicht zu machen.»

«Mir scheint, dieser Boden sieht nicht sehr fruchtbar aus.»

«Da täuschst du dich.» Charlie sprang vom Pferd und nahm ein wenig Erde auf, die er in Johnnys ausgestreckte Hand rieseln ließ. «Das ist lockerer, sandiger Boden. Vieles würde da sogar sehr gut wachsen.»

«Aber, sieh doch», Johnny beschrieb einen großen Kreis mit seinem Arm, «nichts wächst hier, außer einigen Bäumen am Flußufer – und den Zedern dort auf den Hügeln.»

«Es fehlt nur an Wasser. Wenn du hier Wasser hättest, könntest du einen Garten daraus machen.»

Johnny schüttelte den Kopf. «Das scheint mir hoffnungslos.»

«Siehst du das Gras dort?» Charlie zeigte über die Prärie, die sich grün färbte. «Das ist das beste Gras der Welt. Man nennt es Büffelgras, weil sich die Büffel hauptsächlich davon ernähren. Davon würde jede Viehherde fett.»

«Du meinst, man könnte das Vieh hierherbringen und mästen?»

«Gewiß, warum denn nicht? Sie beginnen ja jetzt schon, große Herden Langhornvieh aus Texas über den Sommer hierherzubringen und hier weiden zu lassen. Warte nur ab. Es wird nicht lange dauern, und in dieser Gegend wimmelt es von Viehherden.»

«Aber wie ist es mit den Indianern? Werden sie nicht dagegen kämpfen?»

«Natürlich, deshalb kämpfen sie auch gegen die Wagenzüge. Sie sehen, daß wir hierherkommen und sie verdrängen. Sie wissen, daß sie mit jedem Jahr mehr Jagdgründe verlieren. Sie werden kämpfen. Viele Menschen werden sterben – auf beiden Seiten.»

Inzwischen waren sie dem Zug etwa drei Meilen vorausgeritten. Charlie wandte sich nach Süden und ritt auf einen Hügel. «Komm her!», rief er. «Ich habe etwas Verdächtiges gehört. Die Indianer, die gestern die Büffelherde aufscheuchten, gefielen mir gar nicht. Sie tragen Kriegsbemalung. Würde mich nicht wundern, wenn sie einen Überfall planten.»

Sie waren noch nicht ganz oben auf dem Hügel, als Charlie von seinem Pony sprang und sich zu Boden warf. Johnny folgte seinem Beispiel, und sie krochen auf den Hügel. Dort erwartete sie ein furchteinflößender Anblick!

«Was ist denn los?»

Johnnys Stimme zitterte, und sein Herz klopfte wie wild gegen die Rippen.

«Sie werden angreifen. Diese Kriegsbemalung, auch an den Ponys! Es sind Sioux – Mischlinge und Ogalalas – und ein paar Cheyennen.»

«Wie viele sind es?»

Charlie blinzelte in die Sonne. «Ich schätze, zwei- bis dreihundert, ohne Frauen und Kinder.»

«Kämpfen die auch?»

«Nein, aber diese bemalten Teufel müssen von ihrem Sieg überzeugt sein, wenn sie ihre Familien schon mitgebracht haben.»

«Sollten wir nicht umkehren und die anderen warnen?» Johnny fühlte, wie ihm der Schweiß über das Gesicht rann, obschon ein kühler Wind ging. Er kroch den Hügel hinab, Charlie folgte ihm.

«Ja, wir reiten zurück – die Zeit ist kostbar. Allerdings werden sie nicht vor einer Stunde angreifen.»

«Woher weißt du das?»

«Ich sehe es an dem Tanz. Sie versetzen sich immer in eine Art Kampftrance. Wahrscheinlich haben sie uns nicht so früh erwartet. Sie haben keine Späher ausgeschickt, weil sie genau wissen, daß wir hier durchkommen müssen.» Die beiden sprangen auf ihre Pferde. Johnny gab Cricket die Sporen, und sie galoppierten zum Zug zurück. Als sie schon in der Nähe waren, nahm Charlie seinen Hut ab und schwenkte ihn vor und zurück.

«Was bedeutet das?» Sie ritten so schnell, daß Johnny das Gefühl hatte, die Worte würden ihm aus dem Mund gerissen.

«Das ist das Zeichen, daß Indianer auf dem Kriegspfad sind.»

Ein Schauer rann Johnny über den Rücken und an den Armen herab. Er hatte schon von Indianerüberfällen gelesen. Er hatte die Geschichten gehört, welche die Männer von Indianerkämpfen erzählten. Und jetzt würde er einen miterleben!

Er sah, wie der vorderste Wagen nach rechts ausschwenkte, der nächste nach links, so daß sich schließlich ein Kreis

bildete. Charlie und er sprangen von ihren schäumenden Ponys und führten sie in den Kreis hinein. Nath stürzte herbei.

«Wie viele sind es?» rief er.

«Zwei- bis dreihundert – ohne Frauen und Kinder.»

«Wann werden sie angreifen?»

«Man kann nie wissen, was ein Indianer vorhat, aber ich schätze, etwa in einer Stunde.»

«Wir haben genügend Munition, aber ich vergeude sie sehr ungern.» Nath blickte sich zornig um. «Schiebt die Wagen so nahe zusammen, wie es nur geht!», schrie er. «Treibt die Tiere in den Wagenkreis. Stellt die schwächsten nach außen. Sie werden zuerst getötet und können vielleicht die anderen retten.»

Johnny staunte über die besonnene Geschäftigkeit, mit welcher die Vorbereitungen für den Kampf getroffen wurden. Die Männer liefen eifrig hin und her und befolgten die Anordnungen, ohne Fragen zu stellen und ohne eine überflüssige Bewegung zu machen. Johnny trieb seine Pferde zusammen und band sie jeweils zu dreien aneinander, wie Charlie ihn geheißen hatte. Er tätschelte Cricket, während er ihn abtrocknete.

«Du brauchst keine Angst zu haben, Cricket», sagte er zu dem kleinen Pferd, um seinen eigenen Mut anzustacheln. «Ich bringe dich ganz in die Mitte, dort können sie dir bestimmt nichts tun.»

«Schichtet die Waren zwischen den Wagen auf, damit sie eine Barrikade bilden», lauteten Nath's weitere Befehle. «Tut euch zu je zwei Mann zusammen und überlaßt das Schießen hauptsächlich den besten Schützen. Die anderen sollen die Waffen laden.» Johnny ging zu Clem, um ihm beim Abladen seines Wagens zu helfen. «Wird es ein richtiger Kampf werden?» fragte er. «Weiß ich nicht, Junge. Bei den Indianern kann man das nie genau sagen.» Die Männer arbeiteten fieberhaft daran, die Wagen für den Kampf herzurichten. Pferde und Ochsen traten unruhig in der Mitte auf und ab.

Plötzlich warnte sie der Schuß eines Spähers, daß die Indianer im Anzug waren.

«Ich nehme die Westseite, du die Ostseite, Clem.» Nath's Stimme war jetzt ganz ruhig. «Johnny, du bleibst bei Clem und lädst seine Gewehre. Er ist der beste Schütze, den wir haben.»

Johnny war enttäuscht. Sie waren in Gefahr, und er wollte mitkämpfen, nicht nur Gewehre laden.

Clem warf ihm einen Blick zu und lachte. «Du wirst noch so gerne Gewehre laden, wenn wir dadurch am Leben bleiben», sagte er ruhig.

«Was meinst du mit ‚wenn wir dadurch am Leben bleiben‘?»

«Das kann man nie sagen, Johnny. Kann sein, daß einen der Pfeil oder die Kugel eines Indianers trifft. Kann sein - mehr kann man nicht sagen.»

Johnny wurde plötzlich bewußt, wie ernst die Lage war. Er dachte an die Seinen zu Hause und daran, wie sie sich ängstigen würden, wenn sie wüßten, daß er in einem Wagenzug war, der einen Indianerüberfall erwartete. Ein sonderbares Gefühl breitete sich in seiner Magengegend aus, und ihm wurde schlecht. Laß mich jetzt nicht schwach werden, betete er im stillen. Er wollte sein Bestes tun. Und dann betete er sein Lieblingsgebet: «Hilf mir, Gott!»

Das gleichmäßige Ticken seiner Taschenuhr schien seinen Herzschlag zu beruhigen.

Dann überwältigte ihn die Erregung des Augenblicks. Nath rief zwischen den Wagen hindurch: «Schießt erst, wenn ich das Zeichen gebe.»

Inzwischen war die Luft mit Geschrei und Gekreisch erfüllt. Johnny spähte zwischen den Warenstapeln hindurch und sah, wie die Indianer sie einkreisten. Die Krieger waren furchterregend bemalt, mit roten und gelben Streifen im Gesicht und am Körper, auch ihre Pferde hatten sie so geschmückt. Sie waren nackt bis auf ihre Mokassins und Patronengürtel. Manche hatten sich Adlerfedern ins Haar gesteckt, andere trugen hohe, federgeschmückte Kriegs-

helme. Selbst in dieser äußersten Gefahr konnte Johnny nicht umhin, den prächtigen Kopfschmuck zu bewundern, der mit zwei Büffelhörnern verziert war und dessen Federn hinter den Kriegern her im Wind flatterten. Es waren stämmige Burschen, die ohne Sattel und Steigbügel ritten. Manche hatten ihr Lasso wie einen Gürtel um den Bauch ihres Pferdes geschlungen. Sie sangen ihre Kriegsgesänge, während sie, immer noch außer Schußweite, das Lager umzingelten. Plötzlich stieß der Häuptling ein wildes Geheul aus, und die Indianer galoppierten los. Der Häuptling ritt an der Spitze und schwang sein mächtiges Gewehr in der Luft, als wäre es ein Strohalm. Kein Schuß wurde abgefeuert, während die Indianer vorwärts stürmten. Nur die Gesänge der Krieger und das Gezeter der Indianerfrauen und Kinder, die an den Hügelhängen im Süden lagerten, waren zu hören.

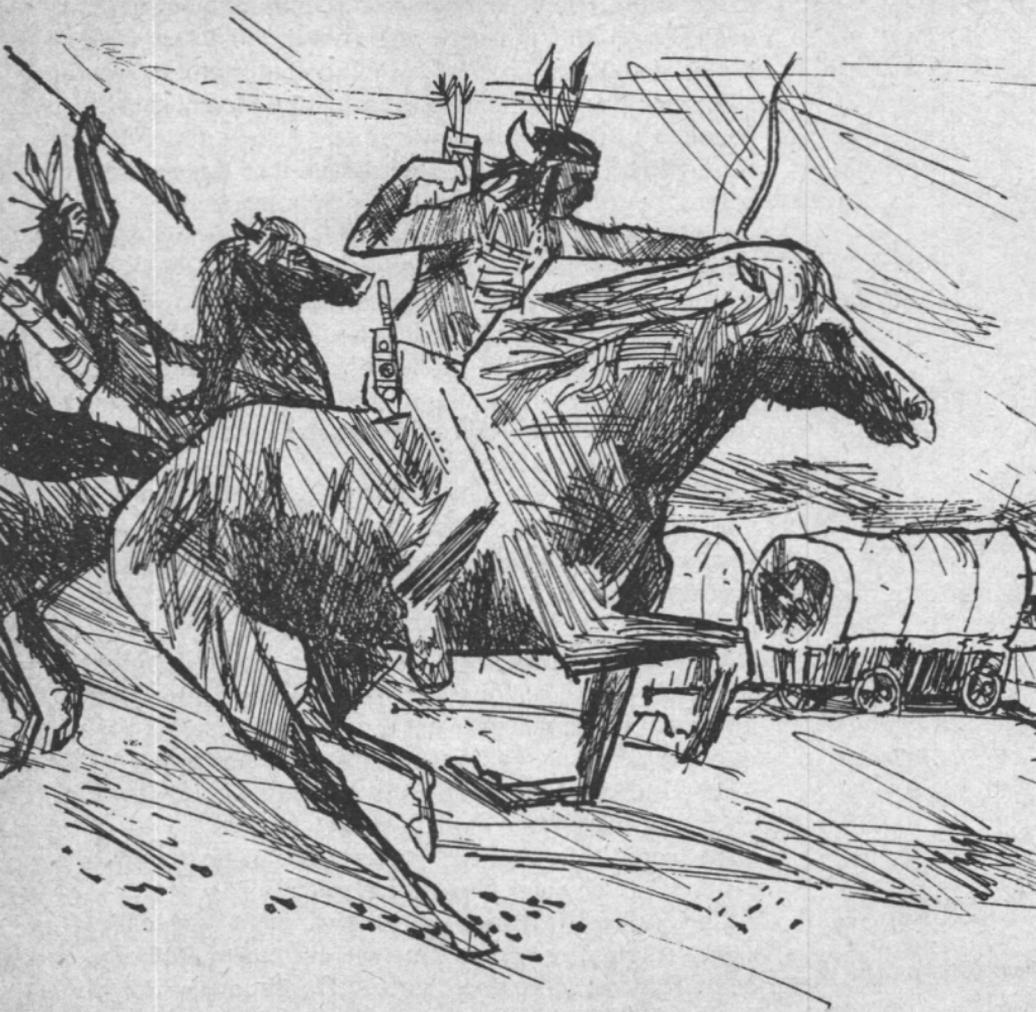
«Sie kommen!» hörte Johnny Clems Stimme, ganz rauh vor Erregung. «Laß dich nicht lebend von ihnen erwischen. Einen Schuß mußt du unbedingt für dich selbst zurückbehalten. Die Folter der Indianer ist kein Vergnügen.»

Als Clem sein Gewehr hob und zielte, ergriff Johnny ein sonderbares Gefühl in der Magengegend. Er schluckte krampfhaft. Dann sah er das ernste Gesicht seines Freundes, und es fiel ihm ein, was sein Vater zu ihm gesagt hatte: «Halte durch Johnny. Tu, was du kannst, wie schwer es auch sein mag. Aber halte durch.»

«Ich werde durchhalten, Vater», murmelte er für sich, als er Clem eine geladene Flinte reichte.

Johnny sah sich fasziniert um. Das war nicht Wirklichkeit – sicher träumte er. Es sah aus wie auf einem Bild, das er einmal irgendwo gesehen hatte. «Da kommen sie», wiederholte er leise. Seine Lippen waren starr und seine Kehle trocken.

Clem ließ die Augen nicht von den heranstürmenden Indianern. «Nur ruhig Blut, Junge. Sieh zu, daß die Gewehre immer geladen sind», sagte er.



Es waren stämmige Burschen, die ohne Sattel und Steigbügel ritten.



Als die Indianer nur noch etwa fünfzig Yards entfernt waren und immer noch mit furchterregender Geschwindigkeit heranpreschten, rief Nath: «Jetzt!»

Die Männer knieten, legten die Gewehre an die Schulter und jagten eine Salve in den nahenden Indianerhaufen. Dann wieder eine Patrone in den Lauf und wieder eine Salve.

Auf allen Seiten stürzten Pferde und Indianer. Aber neue kamen, schreiend und kreischend. Eine dritte Salve wurde ihnen entgegengejagt, und noch immer kamen welche. Die Kriegsgesänge waren jetzt verstummt, aber der Häuptling gellte immer noch seinen Kriegsruf über die pfeifenden Kugeln hinweg und blieb an der Spitze, fest entschlossen, durch den Wagenzug hindurchzureiten.

Johnny sah sich schnell um und staunte, wie kühl und ruhig die Männer immer und immer wieder in die Indianer hineinschossen. In fieberhafter Eile lud er die heißgelaufenen Gewehre neu, wenn Clem sie niederlegte.

Bei der vierten Salve fiel der Anführer des rechten Flügels. Die indianischen Krieger zögerten bei dieser Schlappe eine Weile, aber der Häuptling sammelte sie wieder, und sie stießen von neuem vor. Die fünfte Salve verwirrte sie noch mehr: Johnny sah große Lücken in ihren Reihen. Zahllose Pferde und Indianer waren gefallen, aber die übrigen ritten so kühn, daß sie unversehrt durchkamen.

Die sechste Salve tat endlich ihre Wirkung. Gerade als der Häuptling zwischen den Wagen durchspringen wollte, schoß Clem auf ihn, und in seiner Aufregung hob Johnny die Flinte, die er gerade neu geladen hatte, und schoß auf das Pferd. Aber der Angriff war immerhin so heftig, daß die Linien jetzt noch nicht ganz auseinanderbrachen. Die Indianer waren nur noch ein paar Fuß von den Wagen entfernt, als ihnen die siebente Salve entgegengejagt wurde.

Jetzt rissen die übriggebliebenen Indianer ihre Pferde herum und ritten aus dem Bereich der Schußweite fort. Die Männer vom Wagenzug sprangen auf und feuerten in die

verstreuten Reiter hinein. Als die Indianer flohen, wechselten die Frauen von Kriegsgesängen zu Klagegesängen über.

Nath eilte zur Umfriedung und begutachtete die Lage. Drei Männer waren leicht verletzt, die Wagenplanen von Kugeln durchlöchert. Ein paar Ochsen waren getroffen, zwei getötet worden. Die Männer sanken erschöpft zurück, aber bald waren sie schon wieder fleißig damit beschäftigt, ihre Gewehre zu reinigen.

Die Indianer hatten sich ziemlich weit zurückgezogen. Anscheinend beratschlagten sie.

Nath stellte Beobachtungsposten auf und wies dann seine Männer an, den Kreis zu verstärken. Die Spannung wuchs, während die Minuten langsam vorüberschlichen... Am frühen Nachmittag warnte sie ein Schuß, den einer der Späher abgab, vor dem zweiten Angriff. Wieder nahmen die weißen Männer ihre Plätze im Kreis ein. Aber diesmal fehlte den Indianern der Häuptling, und sie stoben schon auseinander, als sie noch keine hundert Yards an die Wagen herangekommen waren.

Gegen Abend machten sie noch einmal einen Versuch. Diesmal stürmte der ganze Indianerstamm – Reiter und Fußvolk – geschlossen auf die Wagen zu. Schreiend und schießend preschten sie heran, aber wieder wurden sie mit so heftigem Feuer empfangen, daß sie nicht weiterkamen. Endlich zogen sie sich zurück, überlistet, besiegt, geschlagen. Rings um die Wagen war der Boden mit sterbenden Indianern bedeckt. Zwischen ihnen lagen tote und verwundete Pferde, die vor Schmerzen schrien und sich bäumten. Die Indianer ertrugen ihre Leiden mit stoischer Ruhe und gaben keinen Laut von sich.

Und doch gab es ein neues Geplänkel. «Das ist das Ende», knirschte Clem. «Ich glaube nicht, daß wir noch einem Angriff standhalten.» Aber diesmal schossen die Indianer nur, um die Krieger zu beschützen, die ihre Toten holen kamen. Die Verwundeten krochen davon, so gut sie konnten. Fasziniert beobachtete Johnny, wie die Krieger unter

dem Feuer ihrer Kameraden wegekrochen und sich, so gut es ging, mit ihren starken, büffelfellbespannten Schilden schützten. Die Toten wurden mit einem Fuß an einem langen Lasso festgebunden und fortgezogen. Unheimliche Totengesänge erfüllten die Luft, von den alten Männern, den Frauen und Kindern gesungen. Als die Krieger nach einer Weile emsiger Tätigkeit nicht wieder vorrückten, sagte Clem: «Jetzt wird es keinen Angriff mehr geben, sie schießen nur, um die tapferen Krieger zu schützen, welche die Toten wegholen.»

«Weshalb wollen sie bei sich haben?» fragte Johnny.
«Ein Indianer würde alles opfern, um die Leiche eines Gefallenen aus seinem Stamm zu holen. Er will nicht, daß jemand den Skalp des Toten bekommt. Er glaubt, Männer, die skalpiert worden sind, könnten nicht in die ewigen Jagdgründe eingehen, sondern seien verdammt, in ewiger Finsternis zu wandeln.»

«Skalpiert sie deshalb ihre Feinde?»

«Ja, der Indianer denkt, auf diese Weise würden ihn die vielen Feinde, die er in seinem Leben bekämpft und getötet hat, nicht belästigen, wenn er später selbst in die ewigen Jagdgründe eingeht.»

«Aber warum holt er seine Freunde?»

«Es ist Ehrensache, die Körper der Freunde mitzunehmen, damit sie nicht aus den ewigen Jagdgründen verbannt sind.»

«Skalpiert die Indianer alle Opfer?»

«Manchmal, wenn der Feind ein außergewöhnlich tapferer Kämpfer ist, glaubt der Indianer, er werde in den ewigen Jagdgründen sein Sklave oder Diener werden, wenn er ihn töte und nicht skalpiere. Natürlich könnte ihm das Opfer immer noch Schaden zufügen, aber manchmal setzt ein Indianer alles aufs Spiel für den Ruhm, der ihm im Jenseits daraus erwächst, daß er einen besonders tapferen Mann oder hervorragenden Krieger als Sklaven hält. Das zeugt von seiner eigenen Tapferkeit.»

«Die Hälfte von euch soll sich in der Mitte ausruhen», gab

Nath unter seinen Männern die Parole aus. «Die andere Hälfte soll auf dem Posten bleiben und scharf aufpassen, ob sie wiederkommen.»

«Ich denke, ich halte noch ein wenig Wache», knurrte Clem. «Ich will ganz sicher sein, daß sie sich nicht wieder heranschleichen.»

«Ich bleibe bei dir», bot Johnny an.

«In etwa einer halben Stunde lösen wir euch ab», versprach Nath, als er wegging.

«Glaubst du, sie werden noch einen Angriff versuchen?»

Johnny fürchtete sich fast, diese Frage zu stellen.

Clem schüttelte den Kopf. «Das glaube ich kaum. Die Indianer kämpfen ungerne nachts. Sie glauben, wer nachts getötet wird, müsse in aller Ewigkeit im Finsternen bleiben.»

Johnny reinigte die Gewehre, während Clem nach der kleinsten Bewegung am Horizont oder im hohen Gras Ausschau hielt.

Nach etwa dreißig Minuten kam Charlie und sagte: «Es ist Zeit, daß ihr essen geht. Heute abend gibt's nur Schiffszwieback. Wir können kein Feuer machen. Seid sparsam mit dem Wasser, es könnte uns ausgehen.»

Johnny und Clem krochen zwischen den Ochsen und Pferden hindurch in die Mitte des Kreises, dort setzten sie sich hin und kauten Schiffszwieback.

«Gar nicht so schlecht», murmelte Johnny, als er an dem harten Zeug knabberte.

Clem lachte. «Ich hätte nicht gedacht, jemals zu erleben, daß einer das von Schiffszwieback behauptet.»

Dieser Ausschnitt wurde dem von Talmadge/Gilmore verfaßten Buch „Pony-Expreß“, erschienen im Benziger-Verlag, entnommen. Die Zeichnungen, zu denen auch die Illustration unserer Titelseite gehört, schuf Werner Hoffmann.



Der Autor erzählt:

Als ich ein Junge war, wollte ich Trapper werden. (Ersatzweise, wenn ich die Überfahrt nicht bezahlen und auch nicht als blinder Passagier reisen konnte, wenigstens Jäger.) Schuld daran waren die Herren Karl May und James Fenimore Cooper. Ich las damals so ziemlich alles, was über den Wilden Westen geschrieben worden war. Dabei fiel mir auf, daß die Schriftsteller einander häufig widersprachen. Ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Aber dazu kam ich vorerst nicht. Statt eines Henry-Stutzens oder einer Winchester drückte man mir im Krieg einen Karabiner in die Hand. Als ich den endlich losgeworden war, entschied ich mich dafür, hinfort nur noch mit den Waffen des Geistes zu kämpfen – und wurde Journalist. Ich arbeitete für mehrere Zeitungen und Rundfunksender und übernahm schließlich die Redaktion einer Jugendzeitschrift. So kam ich wieder auf Karl May und James Fenimore Cooper zurück, weil ich von den Lesern häufig gefragt wurde, wie es mit dem Wilden Westen wirklich gewesen sei. Ich begann, die Geschichte des weißen und des roten Mannes gründlich zu erforschen und schrieb darüber ein Buch ‚So war der Wilde Westen‘. Ich bin jetzt 36 Jahre alt und lebe als Schriftsteller in Würzburg.

Unmittelbar an die vorherige Erzählung schließt dieses Kapitel des interessanten Buches von Barthold Strätling an:

Um 1860 hatte San Franzisko eine Bevölkerung von etwa 100000 Einwohnern. Das ehemalige Fischerdorf hatte sich zu einer Großstadt gemausert. Und ständig kamen weitere Einwanderer.

Es wurde Zeit, eine regelmäßige Verbindung mit dem Osten herzustellen. 1859 richtete John Butterfield zwischen

**Vom
Pony-Expresß
zur Union
Pacific**

dem Mississippi und Kalifornien die erste ständige Postverbindung ein. Die großen Kutschwagen, in denen elf Personen Platz hatten, beförderten außerdem auch Briefpost. Die 2800 Meilen lange Strecke zwischen St. Louis und San Franzisko, die über die Prärie, durch Gebirge und Wüste führte, legten diese Wagen in 25 Tagen zurück. Zweimal in jeder Woche setzten sich die schweren Fahrzeuge in jede der beiden Richtungen in Bewegung.

Ein Jahr später gründete William H. Russel den berühmten Pony-Expreß. Er kaufte über 500 Pferde und richtete entlang der vorgesehenen Route 190 Pferdestationen ein, wo die Reiter ihre Tiere wechseln sollten. Diese Wechselplätze lagen im Abstand von je zehn Meilen zwischen St. Joseph am Missouri und San Franzisko. Als Ponyreiter verpflichtete Russel die besten und unerschrockensten Westmänner, die er finden konnte. Denn ihr Weg war alles andere als gefahrlos: Ständig waren sie von feindlich gesinnten Indianern, von schweren Wolkenbrüchen und Überschwemmungen, im Winter von den eisigen Blizzards bedroht. Normalerweise schaffte der Pony-Expreß die Strecke zwischen St. Joseph und San Franzisko in zehn Tagen.

Der zweifellos berühmteste, wenn auch keineswegs besonders tüchtige Ponyreiter war Buffalo Bill alias William Cody. Seine einzige Leistung, die über das hinausging, was jeder andere Ponyreiter auch gelegentlich leisten mußte, war ein Gewaltritt von 500 Kilometern durch ein von Indianern wimmelndes Gebiet, auf dem er weder das Pferd wechseln noch seine Lebensmittelvorräte ergänzen konnte, weil die Wechselstationen von den Rothäuten zerstört worden waren. Er konnte es auch nicht wagen, sich durch Jagen wenigstens etwas zusätzliche Nahrung zu verschaffen, weil die Schüsse ihm die Indianer auf den Hals gehetzt hätten.

Mr. Russel betrieb den Pony-Expreß nur ein Jahr lang, denn er konnte damit nicht soviel Geld verdienen, wie er gedacht hatte. Auch die Einrichtung einer zweiten Pferde-



postlinie nach Kalifornien machte sich nicht bezahlt. Daher war Russel froh, das ganze Unternehmen 1862 an Ben Holliday abstoßen zu können. Der wiederum verkaufte es 1866 an die nachmals berühmte Wells Fargo Company, die inzwischen den gesamten Postverkehr des Westens in ihre Hand gebracht hatte. Sie gab zwar nach dem Bau der Union-Pacific-Eisenbahn die Ostwest-Route auf, richtete dafür aber Zubringerlinien ein, mit denen die Leute aus dem Hinterland der Stationen die Bahn erreichen konnten. Das lohnte sich eher.

Sowohl in Kalifornien wie in Washington sprach man seit langem vom Bau einer Eisenbahn. Doch die Süd- und die Nordstaaten, ohnehin wegen der Sklavenfrage miteinander verfeindet, hatten auch in dieser Sache unterschiedliche Meinungen. Jeder wünschte, daß die Bahn durch sein Gebiet führen sollte. Das Ergebnis war, daß es zunächst überhaupt noch nicht dazu kam. Der Bürgerkrieg brach aus. Der Norden stand gegen den Süden. Da hatte man andere Sorgen, als eine Eisenbahn in den Wilden Westen zu bauen. Der Norden siegte schließlich, und damit war auch entschieden, daß die nördliche Route gewählt wurde. Bereits 1862 waren die ‚Union Pacific Railway Company‘ im Osten und die ‚Central Pacific Railroad‘ in Kalifornien gegründet worden. Am 22. Februar 1863 konnte tatsächlich das erste Teilstück der Bahn fertiggestellt und in Dienst genommen werden. Dann unterbrach der Bürgerkrieg erneut die Arbeiten. General Grenville Dodge hatte anderes zu tun, als den Westen mit dem Osten zu verbinden. Er baute Brücken und Tunnels und legte Eisenbahnlinien an, damit die Nordstaaten-Armee schneller mit Nachschub versorgt werden konnte.

Nach dem Krieg aber übernahm Dodge als Ingenieur die Leitung über den Bahnbau. In der umstrittenen Frage der Trassenführung entschied er sich für die einfachste, aber für die Indianer verhängnisvollste Lösung: Er folgte einfach den Büffelwegen, die seit vielen Jahrhunderten festgetreten waren.

Dodge warb ganze Regimenter von irischen und italienischen Bauarbeitern an, welche die Strecke in die Wildnis vorantreiben sollten. Im ersten Jahr seit seinem Dienstantritt wurden insgesamt 266 Meilen verlegt. Die Schwierigkeiten, mit denen vor allem die Kolonnen im Osten zu kämpfen hatten, waren riesig. Auf den weiten Ebenen der Prärie gab es kein Holz. Die Eisenbahnschwellen mußten also von weit her herangeschafft werden. Allein die Kosten für den Transport von Michigan oder Minnesota verteuerten jede Schwelle um 2,50 Dollar. Geeignete Steine für den Unterbau mußten ebenfalls über weite Entfernungen transportiert werden. Sie kamen aus Wisconsin. Die Schienen schließlich lieferte Pennsylvania.

Der Kongreß war mit dem langsamen Fortgang der Arbeiten nicht zufrieden. Er setzte eine Prämie von 48000 Dollars für jeden fertiggestellten Kilometer aus. Das half. Die Iren und Italiener in der Prärie des Ostens und die Chinesen aus Kalifornien arbeiteten um die Wette. 1868 hatte der Osten 640 und der Westen 550 Kilometer fertig. Diese Leistungen der ‚Irishen Terrier‘ und der ‚Chinesischen Kulis‘, wie die Bautrupps allgemein genannt wurden, mußten unter unerhörten Bedingungen vollbracht werden. Immer wieder überfielen die Sioux die Bahnarbeiter bei der Arbeit oder steckten die Stationen und Lager in der Prärie in Brand. Mancher Skalp mit rotblondem irischem Schopf oder schwarzem chinesischem Zopf schmückte einen Indianer. Obendrein richteten die Büffel große Schäden an. Ihrem Instinkt getreu hielten sich die Tiere an die seit Jahrhunderten benutzten Wege, die jetzt durch die Geleise belegt waren. Wenn aber Tausende von Büffeln über einen Bahndamm stampften, dann war klar, daß dabei der Unterbau zu Bruch gehen mußte. In ihrer Not heuerten die Gesellschaften die berühmtesten Büffeljäger des Westens an und gaben ihnen den Auftrag, die Herden zusammenzuschießen. William Cody, der ehemalige Ponyreiter – Pony nannten die Weißen und Roten das Indianerpfers, es handelte sich dabei also nicht um

Ponys in unserem Sinn –, brachte in 18 Monaten 4280 Büffel zu Strecke. Davon wurde so viel Aufhebens gemacht, daß der tatsächliche Rekordinhaber lange Zeit darüber vergessen wurde. Der schußfreudigste Büffelmörder hieß Bill Tilgham. Er brachte es sogar auf 7500 Abschüsse.

Im Frühjahr 1869 sollten die beiden Linien sich vereinigen, aber man hatte in der Planung einen Fehler gemacht. Beide Gesellschaften hatten, angereizt durch die Prämie des Kongresses, lustig drauflos gebaut und darüber veräußert, sich auf einen Platz zu einigen, wo die beiden Schienenstränge zusammenstoßen sollten. Jede der beiden Gesellschaften wollte möglichst viele Kilometer Schienenstrang verlegen, um die Prämien kassieren zu können. Das Ergebnis war ein Witz: Zufällig entdeckte Buffalo Bill alias William Cody bei einem Streifzug, daß die beiden Gesellschaften aneinander vorbei gebaut hatten. Auf einer Länge von 60 Kilometern liefen die Schienenstränge im Abstand von etwa zehn Kilometern parallel zueinander. Sofort beeilte man sich, den Schaden wieder gutzumachen, und tatsächlich konnten die irischen Terrier am 10. Mai 1869 bei Promontory im Mormonenstaat Utah die letzten Schrauben festziehen. Wenige Tage später fuhr der erste Zug mit Fahrgästen von Omaha nach San Franzisko. Die Eisenbahnlinie brachte eine völlig neue Entwicklung in Gang. Denn jetzt begann im Wilden Westen die große Zeit der Cowboys, der berittenen Viehhirten. Diese Männer führten keineswegs ein Leben, wie man es im Kino oder Fernsehen zeigt. Einer, der es wissen mußte, war der spätere US-Präsident Theodore Roosevelt. Im Jahre 1883 reiste er zu einem kurzen Jagdzug in das Gebiet von Medora in Dakota, lernte dort die ‚Cattlemen‘ kennen und beschloß zu bleiben. Vier Jahre lebte er dort auf seiner Maltese Croß Ranch (Malteserkreuz-Ranch) wie ein Cowboy unter Cowboys. Roosevelt dürfte der einzige Brillenträger gewesen sein, der diesen harten Beruf ausübte.



Roosevelt also mußte wissen, wie es bei den Cowboys zging. Im Jahre 1888 schrieb er in seinem Buch ‚Rancherleben und Jagdzug‘, in dem er seine Erlebnisse in den vier Jahren Cowboyzeit berichtete: «Es ist ausgesprochen ungerecht, den ganzen Stand danach zu beurteilen, was einige wenige Burschen in zwei oder drei Tagen in den Städten anstellen, und nicht nach den langen Monaten schwerer, ehrbarer Arbeit. Um seine guten, männlichen Eigenschaften zu erkennen, ist es notwendig, den Cowboy in seiner eigentlichen Umwelt zu sehen. Dort verbringt er seine Tage, dort tut er seine Arbeit, dort schaut er dem Tod genauso ins Gesicht, wie er den anderen Schwierigkeiten seines Lebens begegnet, mit einer stillen, unaufdringlichen

Tapferkeit. Mutig, gastfreundschaftlich, ausdauernd und abenteuerlich, ist er der unerschrockene Pionier unserer Rasse. Er bereitet den Weg der Zivilisation, der er selbst den Rücken kehren muß.»

Die Kleidung des Cowboys, wie wir sie heute kennen, hat viel Mexikanisches an sich, sie ist sozusagen die auf Zweckmäßigkeit und Strapazierfähigkeit umgestellte Nationaltracht des Mexikaners.

Tatsächlich entstand der Beruf des Cowboys in den ehemaligen spanischen Provinzen Texas und Neumexiko. Beide Gebiete wurden, als sie zu den USA kamen, von Einwanderern aus dem Norden überschwemmt. Der für Baumwoll- und andere Plantagen geeignete Boden war bald verteilt. Aber da lagen noch unberührt die riesigen Prärien, das beste Weideland, das man in Amerika finden konnte, die Heimat der gewaltigen Büffelherden.

Man mußte diese Chance nutzen. Ein einfaches Haus, aus unbehauenen, flachen Steinen gebaut und mit einem Wellblechdach gegen den Regen geschützt, war der Anfang. Rundherum wurde ein Zaun gebaut, und darin weidete man die ersten Rinder. Jahrelang ließ man sie sich vermehren, bis sie zu Herden von mehreren Tausenden anwuchsen.

Ein reiches Sach- und Erzählbuch ist die im Arena-Verlag herausgekommene Neuerscheinung von Barthold Strätling: ‚So war der Wilde Westen‘. 16 Fototafeln, 60 Illustrationen und viele instruktive Bild-Lese-Seiten stanno es aus.



Federica de Cesco wurde 1938 in Bordenone bei Venedig geboren. Der Beruf ihres Vaters, eines Minen-Ingenieurs, machte häufig Auslandsaufenthalte nötig. Mit zwei Jahren kam Federica nach Eritrea/Ostafrika. Kurz vor Kriegsende konnte ihre Mutter die Ausreiselerlaubnis aus der englisch besetzten Kolonie erhalten und reiste mit Federica rund um Afrika, bis sie nach Italien kamen, mußten aber von dort ebenfalls flüchten und wurden in Tecklenburg/Deutschland ansässig. Nachdem nach Kriegschluß die Familie in Italien wieder zusammengeführt werden konnte, zog sie 1948 nach Lüttich/Belgien, lebte danach noch vier Jahre in Münster/Westfalen und kehrte 1955 nach Lüttich zurück, wo Federica de Cesco bis vor kurzem zusammen mit ihrer Mutter lebte und an der Universität Kunstgeschichte, Psychologie und romanische Sprachen studierte. Die junge Autorin ist vor allem durch ihren Erstling ‚Der rote Seidenschal‘ und das Mädchenbuch ‚Nach dem Monsun‘ bekannt geworden.

Pablo, der zwölfjährige Indio-Junge, zieht mit einer Rinderherde durch die trockene Texas-Steppe den Schlachthöfen entgegen. Die Cowboys behandeln den Kleinen nicht immer sehr freundschaftlich. Pablo aber stellt ‚den Mann‘.

Kampf mit dem Stier

Gegen Mittag gelangten wir in eine Ebene, deren Gras rostrot verdorrt war. Ich drehte mir gerade in aller Ruhe eine Zigarette, als hinter mir ein heller Ruf aufklang: «Señor, Achtung!» Schnell wandte ich mich um: wie eine tollgewordene Lokomotive stürmte eine schwarze Masse auf mich zu: ein Stier mit blutunterlaufenen Augen, die Hörner zum Angriff gesenkt. Ich riß Jess herum – zu spät. Mein Pferd wurde mitten in die Seite getroffen, schwankte und stürzte zur Erde.

Ich hatte gerade noch die Füße aus den Steigbügeln reißen können und flog im Bogen in den Staub. Mit dem Kopf schlug ich an einem Felsen auf und blieb einen Augenblick lang gelähmt und benommen. Der Stier ließ von meinem Pferde ab, da ich auf der Erde lag, und blieb mit gesenktem Kopf schnaubend stehen. Mühsam rappelte ich mich hoch, in die Knie; mein Schädel brummte wie ein ganzer Hornissenschwarm. Da vernahm ich Pferdegetrappel, und als ich mich umsah, galoppierte Pablo geradewegs auf den wütenden Stier zu. Ich schrie ihm zu, wegzubleiben, aber meine Stimme drang nicht durch. Der Junge hielt sich an der Mähne seines Pferdes fest und ließ sich an dessen Seite auf die Erde herabgleiten, wo er im Flug meine Peitsche aufnahm, die mir beim Sturz entfallen war. In diesem Augenblick griff der Stier an; wie ein Sturmwind brauste Prezioso, das Pferd, los, um ihm den Weg zu mir abzuschneiden; einmal, zweimal sauste die Peitsche auf seinen Rücken. Wild aufbrüllend sprang nun der Stier das Pferd an, den Schwanz steil in die Luft gestreckt – aber er verfehlte Prezioso, der mit einem Satz beiseite sprang. Gleich darauf wendete Pablo das Pferd und galoppierte davon, verfolgt vom Stier, quer über die Prärie. Das flinke, bewegliche Pferdchen schlüpfte zwischen Felsen hindurch, und bald konnte der Stier ihm nicht mehr folgen; er blieb schließlich blöde stehen, und nur sein Schwanz schlug heftig gegen seine Flanken.

Dan hatte aus der Ferne beobachtet, was geschehen war, und kam zur Hilfe herbeigeprescht; er versetzte dem Stier so kräftige Schläge, daß dieser zusammenschrak und plötzlich kläglich muhend den Weg zur Herde zurückfand. Mein Pferd hatte sich wieder aufgerichtet, stand aber nun an allen Gliedern zitternd da; ich nahm ihm den Sattel ab und untersuchte die glücklicherweise nur oberflächliche Hautwunde; das Horn war durch das Sattelleder aufgehalten worden und hatte nicht tief eindringen können. Ich klopfte meinem Jess beruhigend den Hals und sprach ihm ermunternd zu. Im Galopp kam Pablo wieder aus dem



*Einmal, zweimal
sauste die Peitsche
auf den Rücken
des Stiers*

Felsengewirr zurück; er keuchte und war mit Staub bedeckt. Der Schweiß floß ihm über das Gesicht. Mit der Zunge fuhr er über die Lippen, sah auf die Peitsche in seiner Hand, als überlege er, was er damit tun solle, und reichte sie mir schließlich wortlos.

«Danke, Pablo», sagte ich bewegt. «Ohne dich wäre ich erledigt.»

Er lächelte flüchtig, fast spitzbübisch, dann sah er still vor sich hin. Ich stand ziemlich blöde mit hängenden Armen da und hätte ihm gerne eine Menge gesagt. Aber unsereins, der nicht viel Unterricht gehabt hat, kann kaum ausdrücken, was er denkt. Ich hatte ‚danke‘ gesagt, und das Wort klang so hohl, als hätte ich auf einen alten Kochtopf geschlagen.

Nun kam Dan im Trott hergeritten.

«Wenn es nach mir ginge», schalt er, «würde ich dem Biest eine Kugel in die Rippen jagen!»

«Du kannst unsere Ware ja nicht kaputtmachen», brummte ich. Mechanisch nahm ich meinen Hut vom Boden und staubte ihn ab. Pablo stand immer noch da und sah mich an. Mit einem Mal sagte er:

«Du hast den Stier beleidigt – er wollte dich töten.»

Maßlos erstaunt hob ich den Kopf.

«Was – was habe ich?»

«Du hast ihn beleidigt. Erinnerst du dich nicht? Du hast ihn mit der Peitsche geschlagen. Ein Toro vergißt nie. Er rächt sich.»

«Herrjemine!» rief ich. «Wenn man das Vieh nicht prügelt, geht es ja nie voran!»

Pablo schüttelte den Kopf. Er war ganz überzeugt von der Richtigkeit seiner Worte.

«Wenn du die Peitsche knallen läßt, gehorcht er. Wenn du ihn schlägst, wird er wild. Der Toro ist stolz.»

Dieser Unterricht in Tierbehandlung verschlug mir beinahe die Sprache. Ich sagte fast ohne es zu wollen:

«Aber du hast ihn doch auch geschlagen!»

Er ließ den Kopf hängen und antwortete bekümmert:
«Ja, ich weiß. Es war schlecht. Aber ich mußte doch, um dich zu retten.»

Das sind Sachen! dachte ich. Ich beleidige einen Stier, und der wirft mich dafür aus Rache in den Sand! Nun, warum auch nicht?

«Na schön», sagte ich scherzend, «ich nehme an, ich muß mich nun bei ihm entschuldigen?»

Pablo schien meinen Scherz nicht zu bemerken; ganz ernst antwortete er:

«Nein... das ist zu spät. Jetzt ist er dein Feind.»

Ein neues Buch von Federica de Cesco! ‚Pablo und die Cowboys‘ heißt es und ist als Eulen-Buch Nr. 13 im Schweizer Jugend-Verlag erschienen. Werner Bürger hat es meisterhaft illustriert.

Abenteuer zu Wasser und in der Luft

Christoph Andreas Meijer



Christoph Andreas Meijer wurde am 18. August 1907 in der Nähe von Amsterdam geboren. Seit 1928 ist er Sportlehrer in Amsterdam. Er ist verheiratet und hat fünf Kinder. Er gehört heute zu den beliebtesten Jugendschriftstellern unserer Zeit. Aus seiner Feder stammen die berühmten und spannenden Bücher: ‚Funker und Spione‘ und ‚Verrat auf hoher See‘.

Eine Expedition hat die Suche nach dem Wrack des ‚Goldenen Drachen‘ und seinem gesunkenen Goldschatz aufgenommen. Auf dem Suchschiff ist auch Abraham Leeman, der

Obersteuermann, den der Kapitän nicht ausstehen kann. Wie sie nun in der Nähe des gesunkenen Schiffes sind, schickt der Kapitän den Steuermann und ein paar Matrosen in einem Boot auf Erkundungsfahrt und benützt die Gelegenheit, um abzusegeln. Leeman und seine Männer erreichen eine kleine Insel und sehen sich vor die Frage gestellt, die 25 Breitgrade zurück nach Batavia in einem elenden Boot zu überstehen versuchen oder elendiglich hier zu verhungern und zu verdursten. Sie entschließen sich für das fast ausweglos scheinende Abenteuer der Bootsfahrt.

«Wir müssen fahren»

Da saßen sie wieder am Strand ihrer alten Insel, mit finsternen Gesichtern, enttäuscht und mutlos. Die meisten hatten ihre Wut ausgetobt, alle waren todmüde von der Aufregung und dem Lavieren gegen Wind und Strömung.

Schweigend hatten sie das Boot auf den Strand gezogen; sie hatten etwas von dem brackigen Wasser getrunken und sich hingeworfen. Ihre Kleider würden von selber trocknen in der glühenden Sonne.

Leeman ließ sie liegen. Nelis und Jochem waren die einzigen, welche die Lage nüchtern betrachteten. Ohne daß der Steuermann ein Wort sagte, suchten sie zuerst Holz und gingen dann auf Robbenfang. Das Fleisch, das sie im Boot mitgenommen hatten, begann in der Hitze zu verderben. Sie warfen es weg und begannen, das frische Fleisch zu zerteilen. Leeman suchte etwas Meerespetersilie. In der Kartuschenbüchse bereiteten die beiden Männer aus Fleisch und Gemüse ein schmackhaftes Gericht.

Die anderen ließen sie machen, als gehe sie alles nichts an. «Warum soll ich denn noch essen?» sagte Adrian bitter, «wir werden ja doch umkommen. Je schneller es geht, desto besser.»

«Ich will ganz und gar nicht umkommen», sagte Leeman. «Solang es hier soviel Nahrung und Wasser gibt, halten wir es wohl aus.»

«Wasser? Nennen Sie dieses faulige Zeug Wasser?»

Leeman sah ein, daß er den Männern Mut machen mußte. Wenn sie sich gehen ließen, waren sie verloren.

«Nun hört einmal, Leute», begann er, «ihr habt versprochen, mir zu gehorchen und auszuführen, was ich befehle. Ich nehme euch beim Wort; dafür verspreche ich euch, zu tun, was in meinen Kräften steht, um euch wieder heimzubringen. Seid ohne Sorge, zu essen und zu trinken gibt es genug. Wir bleiben erst einmal ein paar Tage hier. Vor allem will ich sehen, ob das Schiff nicht doch noch zurückkommt. Zeigt es sich in den nächsten vier Tagen nicht, machen wir das Boot fertig zur Fahrt nach Java.»

«Was sagen Sie, Steuermann? Mit diesem lecken Kahn wollen Sie bis nach Java fahren? Das schaffen wir nie.»

«Wir wären nicht die ersten; schon einmal sind sieben Mann vom ‚Goldenen Drachen‘ in einer Schaluppe nach Batavia gefahren. Was sie konnten, werden wir auch fertigbringen.»

«Sieben oder vierzehn Mann, das ist ein großer Unterschied.»

«Ich will es jedenfalls wagen. Wer Angst hat, kann hierbleiben. Denen lasse ich aus Wrackholz vom ‚Goldenen Drachen‘ eine Hütte bauen, und sie können ihr Lebtrog Robbenfleisch essen.»

Sehr entzückt waren die Männer von keinem der beiden Vorschläge. Die Bootsfahrt würde gewiß sehr schwierig sein, aber für immer hier zu bleiben, war nichts weniger als verlockend.

«Wie weit ist das, von hier nach Java?»

«Etwa fünfundzwanzig Breitengrade; das ist weiter als von Bergen in Norwegen bis Gibraltar.»

«Kein Katzensprung. Und das in einem offenen Boot bei dieser Hitze. Wie lang werden wir wohl dazu brauchen?»

«Das hängt vom Wind ab. Vier bis sechs Wochen.»

«Das überleben wir nicht.»

«Wir wollen es versuchen. Wenn du lieber hier bleibst?»

«Wer redet von bleiben! Dieser Schurke von Kapitän hat uns einen schönen Streich gespielt. Man sollte ihn...»

«Das wissen wir schon. Jetzt wird gegessen. Dann gehen Peter und Andreas auf Ausguck.»

«Sollen wir den Mond anschauen?»

«Wenn es euch Freude macht! In ein paar Stunden lösen euch Steermann Groothuys und Dirk Jans ab. Wir müssen wieder ein Feuer anzünden, nachher gehen alle Holz sammeln.»

Die Männer murrten.

«Lächerlich, dieser Ausgucksposten. Er weiß ganz genau, daß der Kapitän für uns keinen Finger rührt.»

Leeman kümmerte sich nicht darum. Mochten sie reden, was sie wollten, wenn sie nur gehorchten.

Die nächsten zwei Tage ereignete sich nichts. Es wurde auf dem Ausguck gewacht, es wurde gegessen und getrunken, viel geschlafen und viel gemurrt. Leeman ließ noch an mehreren Stellen Löcher graben, aber gutes Trinkwasser fand sich nicht. Von dem fauligen Wasser bekamen die Männer Bauchkrämpfe, sie verloren den Appetit und verfielen zusehends; immer mühsamer erkletterten sie den Hügel. Manche weigerten sich schon, es auch nur zu versuchen. Sie sagten, sie fühlten sich zu krank dazu, und blieben unten im Schatten liegen. Der Zustand wurde unerträglich. Jene, die noch stark genug waren, beklagten sich, weil sie jetzt zweimal soviel Wache halten mußten. Heftiger Streit entbrannte. Leeman mußte viel Takt und Geduld aufbringen, um Raufereien zwischen den Männern zu verhüten. Aber schließlich konnte auch er nicht mehr viel bei ihnen erreichen. Die Hoffnungslosigkeit machte sie gleichgültig und unwillig.

Am 1. April hatte sich immer noch kein Schiff gezeigt. Nun gab auch Leeman die Hoffnung auf. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Kapitän sie abgeschrieben hatte. Es wurde Zeit, das Boot für die Fahrt bereitzumachen.

«Genug gewartet, Leute», sagte Leeman, «wir wollen das Boot für die große Fahrt bereitmachen. Wir müssen fahren.»

Ein Murmeln war die einzige Antwort.

«Zimmermann, die Bootsränder müssen einige Fuß erhöht werden, damit nicht so viel Wasser hereinschlägt. Wir wollen damit beginnen, Bäume zu suchen, aus denen man Balken hacken kann. Alle Männer, die mitfahren wollen nach Java, stehen auf und suchen; wer einen guten, geraden Stamm findet, schlägt ihn um. Hier sind die Beile.»

«Ich bin zu schwach, um mich auf den Füßen zu halten», wimmerte Adrian.

«Ich kann nicht einmal ein Beil halten.»

«Ich kann nicht aufstehen.»

So hatte jeder etwas zu jammern. Sogar Blom und Groot-huys blieben liegen; auch Jochem und Nelis, die beiden willigsten Matrosen, ließen Leeman im Stich.

«Es ist doch alles umsonst, Steuermann. Lassen Sie uns hier sterben.»

«Ihr habt es gehört: wenn ihr mitkommen wollt, müßt ihr arbeiten. Sonst lasse ich euch unwiderruflich zurück. Dann dürft ihr in Ruhe sterben.»

Obwohl Leeman beim Gehen vor Schwäche die Knie ein-knickten, nahm er das Beil über die Schulter und schleppte sich in den Wald. Eine Weile später hörten ihn die Männer hacken.

«Der gute Bram glaubt immer noch, er kommt lebend zu-rück», brummte Goris.

«Wenn er fahren will, soll er das allein tun.»

«Haltet eure dummen Mäuler», sagte Klaus, «er ist wirk-lich der einzige von uns, der seine fünf Sinne beisammen hat.»

«So. Du kannst ihm ja helfen beim Holzschlagen und dann losziehen ins Affenland.»

Blom stand mühsam auf. «Wenn wir lebend aus dieser Fal-le kommen, verdanken wir das nebst Gott einzig und allein ihm. Ich gehe an die Arbeit. Wer macht mit?»

Nun erwachte auch bei dem Zimmermann Martin, bei Nelis und Job das Gewissen. Sie standen auf, holten sich Werkzeug und gingen in den Wald. Die Zurückbleibenden riefen ihnen höhnische Worte nach.

«Gute Arbeit, ihr Schiffsbauer.»

«Hackt euch nicht die Finger ab.»

«Zimmert lieber ein paar Särge; die werdet ihr nötiger brauchen als ein Boot.»

Sie erhielten keine Antwort.

Nach einiger Zeit kam Leeman zurück, er brachte ein paar starke, kurze Balken mit. Von der Stirn rann ihm der Schweiß. Nachdem er die Holzstücke bei dem Boot hingeworfen hatte, mußte er sich einen Augenblick setzen, um sich zu erholen.

Jene, die nicht hatten arbeiten wollen, beobachteten ihn von weitem. Sie sahen, daß er am Ende seiner Kräfte war. Das gab ihnen zu denken.

«Du lieber Himmel, was fangen wir an, wenn der gute Bram dahingeht? Ihr könnt sagen, was ihr wollt, aber er ist der einzige von uns allen, der Grütze im Kopf hat. Wenn er stirbt, sind wir verloren.»

«Hm. Was willst du tun?»

«Er muß unbedingt etwas zu trinken bekommen», sagte Dirk. Er stand auf, schöpfte Wasser aus dem Faß und brachte es Leeman; beim Gehen schwankte er wie ein Betrunkener.

«Hier, trinken Sie das, Steuermann; ich wollte, ich könnte Ihnen etwas Besseres geben.»

«Danke, Dirk.»

Gierig trank er ein paar Schluck, dann gab er den Krug wieder zurück.

«So, das ist genug. Ach, diese Krämpfe im Bauch! Es ist kaum auszuhalten.»

«Legen Sie sich hin, Steuermann, jetzt will ich Holz schlagen.»

«Tu das, Dirk. Aber ich gehe auch wieder in den Wald.»

Es dauerte nicht lang, da konnte man mit Ausnahme von Adrian und Jan, die wirklich dazu nicht imstande waren, alle Männer an der Arbeit sehen. Als sie sich erst einmal ermannet hatten, ging sie ihnen gar nicht so übel von der Hand.

Leeman dankte Gott. Der Tiefpunkt der Tat- und Mutlosigkeit war überwunden; sie arbeiteten wieder, das war ein Segen. Ein arbeitender Mensch grübelt nicht, er denkt an das, was er tut.

Lang hielten sie es nicht aus, aber das machte nichts.

Leeman erklärte, welche Veränderungen er an dem Boot vornehmen wollte. Er brauchte eine gute Anzahl Balken von einem Meter Länge. An einer Seite dieser Balken sollte der Zimmermann eine Rille ausheben, die auf den Bootsrand, das Dollbord paßte, und zwar am besten gerade über den Dollenlöchern, in welchen sonst die Riemen ruhten. Nägel hatten sie nicht, darum mußten die Balken durch den Druck allein festgehalten werden. Damit das Ganze gut zusammenhielt, würde man die oberen Enden der Balken durch vier Picken oder Lanzen, die zur Bewaffnung des Bootes gehörten, miteinander verbinden. Zwischen Balken, Bootsrand und Lanzen aber wollte er Robbenfelle spannen lassen. Die Felle würde man mit Kabelgarn zusammennähen, eine Spule davon lag in der Werkzeugkiste. Ferner sollten die Stoßkissen und Rollen auseinandergenommen werden. Aus ihrem Inhalt würden sie viel starkes Tau drehen können, das nötig war, um damit ein aus zwei Decken verfertigtes Segel zu bedienen.

Je mehr Segel, desto mehr Fahrt, desto schneller sind wir zu Hause – dachte Leeman.

Die einzige Schwierigkeit bestand darin, die Robbenfelle am Holz des Bootes zu befestigen, an der Unterseite also. Dort konnten sie unmöglich mit Kabelgarn angenäht werden.

Es war Klaus Blom, der die Lösung fand:

«Die Riemen können wir doch nicht gebrauchen, also sind auch die Klampen unnötig, Steuermann. Wenn wir sie herausnehmen, kriegen wir eine Menge Nägel. Damit können wir die Felle festmachen.»

«Eine ausgezeichnete Idee. Wir legen zuerst ein Stück Tau über die Felle und schlagen dann die Nägel durch. Das sollte halten.»

Die Arbeit schritt stetig fort, aber sehr langsam.

Die Männer aßen nur wenig, sie litten an Durst, ihre Kräfte nahmen ab; immer wieder mußten sie ausruhen.

Die Rettung kam zuletzt von den beiden Schwächsten.

Eines Tages, als Adrian und Jan im Schatten des Waldes umherschlenderten, kamen sie an einen Ort, den noch niemand betreten hatte; es war ein sandiger Platz, umgeben von bewachsenen Felsen. Der Sand war feucht. Das brachte Jan auf die Idee, dort ein Loch zu graben. Als er mit dem Arm bis zur Schulter im Sand steckte, fühlte er Wasser an seinen Fingern. Ein paar Tropfen davon brachte er hinauf. Es war Süßwasser!

Im Nu vergaß er seine Schwäche und rannte wie besessen zum Strand. «Wasser!» brüllte er. «Ich habe Wasser gefunden!»

So laut wie bei dieser Gelegenheit hatte er vielleicht noch nie geschrien; jedenfalls hörte man ihn mehrere hundert Meter weit.

«Nehmt eine Schaufel und das Faß und kommt her», rief er, «hier ist Wasser, Süßwasser!»

Das brauchte er nicht zweimal zu sagen. Alle ließen das Boot im Stich und rannten dem Brüllaffen nach, so schnell sie konnten.

In fieberhafter Spannung gruben sie ein Loch; als sie ein paar Fuß tief gelangt waren, lief ihnen schon das Wasser über die Schaufel. Es strömte reichlich und war so frisch und klar, wie man es sich nur wünschen konnte. Gleich begannen die vom Salz vergifteten Männer zu trinken. Sie tranken und tranken, bis sie nicht mehr konnten; dann lagen sie wie volle Schläuche auf dem Boden.

Im Anfang bekam das viele Trinken ihren Eingeweiden nicht gut, es machte sie fast noch kränker. Das war verständlich, erst mußte all das Salz aus ihrem Körper gespült werden. Nach einem Tag begannen sie sich zu erholen, und ihr Hunger erwachte. Und mit dem Hunger kehrte auch der Lebensmut zurück. Jetzt schritt die Arbeit am Boot munter fort.

Inzwischen hatte Nelis etwas ausgedacht, um das Robbenfleisch für die Reise zu konservieren. Roh, gekocht oder gebraten konnte man es nicht aufbewahren, es verdarb schon innerhalb eines Tages. Da fand er ein anderes Mittel. Er machte eine Grube, legte sie mit Steinen aus und tat darauf die Fleischstücke. Jetzt bedeckte er sie noch mit einer Lage Steine und zündete darüber ein wildes Feuer an. So briet das Fleisch langsam wie in einem Backofen.

Die gebratenen Fleischstücke wurden zu Fasern zerpfückt und dann unter ständigem Wenden an der Sonne getrocknet, bis sie hart und zäh waren wie Leder. Sehr schmackhaft war dieses Fasergericht wirklich nicht, aber es ließ sich für lange Zeit aufbewahren.

Nelis bereitete so viel davon, wie im Boot unterzubringen war. Für eine Reise von sechs Wochen würde der Vorrat nicht genügen, darum hofften alle auf glücklichen Wind und baldige Landung.

Als alles fertig war, schnitzte Leeman in die Bank beim Ruder die Umrisse der Küsten von Südland und Java. Dann fertigte er noch zwei hölzerne Zirkel an, ohne die ein Steuermann nun einmal nicht auskommt. Mit einem Kompaß, der zur Ausrüstung des Bootes gehörte, waren dies die einzigen Instrumente, die ihm zur Verfügung standen.

«Alles ist bereit, Männer», sagte er, «ich sehe keinen Grund, auch nur einen Tag länger zuzuwarten. Morgen wollen wir den großen Sprung wagen. Ich danke euch für die Hilfe bei der Reparatur und das Vertrauen, das ihr mir entgegenbringt. Gebe Gott, daß ich es nicht enttäuschen muß.»

Das war richtige Seemannssprache, fanden sie. Kein Wort zuviel.

„Die Klaue des Drachen“ – Auf der Suche nach dem verschollenen Goldschiff – von Ch. A. Meijer, ist im Walter-Verlag erschienen.



Die Schriftstellerin wurde in Zürich geboren (1924) und ist dort aufgewachsen. Sie studierte Wirtschafts- und Kunstgeschichte. Nach dem Doktorat hielt sie sich ein Jahr in den Vereinigten Staaten auf und verdiente sich dort die Mittel zu einer Reise um die Welt mit mehrmonatigen Aufenthalten in Japan und Indien. Später war sie als Reiseleiterin, Verfasserin einer Festschrift und als freie Journalistin tätig, vorübergehend auch als Redaktörin einer Frauenzeitschrift. Für ihr Buch ‚Kurs 502 Fernost‘ war sie Cockpit-Passagier auf einem Flug nach Bangkok und Tokio.

Schneller als eine Revolverkugel

Den neunten Oktober hatte Copilot Jürg in seinem Kalender dick rot angestrichen, denn an diesem Tage sollte er erstmals eine Convair 990, genannt ‚Coronado‘, in den Fernen Osten fliegen. Zürich – Genf – Kairo – Karachi – Kalkutta – Bangkok – Hongkong – Tokio.

Obwohl Jürg bereits 1223 Flugstunden auf seinem sechsundzwanzigjährigen Buckel hatte, obwohl er Europa besser kannte als die meisten Leute ihre engere Heimat, und obwohl er schon dreiundfünfzigmal in Amerika gewesen war, freute er sich auf diesen Flug, als wäre es sein erster. Und das mit gutem Grund.

Die Coronado ist das schnellste Flugzeug der Swissair. Alle Piloten möchten deshalb gerne eine Coronado fliegen, ganz besonders natürlich die armen Schlucker, die noch immer auf einer Kolbenmaschine sitzen. Die Coronado fliegt mit fast tausend Stundenkilometern – genau mit neunhundertvierzig Stundenkilometern – nicht viel langsamer als der Schall und schneller als eine Revolverkugel. Selbst wenn man bei einer Fluggesellschaft arbeitet, wo Tempo zum täglichen Brot gehört, hat man Mühe, sich eine solche Geschwindigkeit richtig vorzustellen. Man muß

Vergleiche zu Hilfe nehmen. «Wenn ich beim Start in Zürich nach Tokio brüllen könnte: ‚Ich komme‘, dann hätten die dort nach der Ankunft meines Rufes gerade noch Zeit, eine Tasse Tee zu kochen, und schon käme ich angezischt», denkt der Copilot. Der Stewart Hugo hingegen, der zusammen mit seinem Kollegen Urs und den drei Hostessen im Flugzeug die Rolle des Hoteliers spielt, meint ärgerlich: «Heutzutage wollen die Leute so schnell wie Kanonenkugeln fliegen und dazu erst noch Spaghetti essen. Aber das ist unmöglich. Europa ist zu klein für Spaghetti. Die Strecke Zürich–Rom reicht nicht mehr dazu aus, im Flugzeug ein warmes Mittagessen zu servieren, höchstens noch zu einer kalten Platte. Wenn bei mir einer Spaghetti essen will, soll er gefälligst bis Kairo mitkommen.» So sind die Stewards.

Aber auch der Navigator stellte Berechnungen an. «Wenn zwei Coronados aufeinander zufliegen, dann prallen sie zusammen, ehe die Piloten Zeit gefunden haben, sich gegenseitig wahrzunehmen. Einer entgegenkommenden Coronado kann man so wenig ausweichen wie einem Blitzstrahl», sagte er einst zu Jürg.

«Mit anderen Worten: Du willst uns wieder einmal unter die Nase reiben, wie wichtig deine Navigation ist», entgegnete dieser. «Dabei gibt es in der Luft nur Einbahnstraßen, so daß zwei Flugzeuge unter gar keinen Umständen in gerader Linie aufeinander losrasen können.»

«Immer vorausgesetzt, man finde die Einbahnstraßen», gab der Navigator zurück. Nicht nur auf die Coronado freute sich Jürg, sondern auch auf die Fernostroute, die längste, abwechslungsreichste und aufregendste Strecke der Swissair. Was würde er nicht alles erleben! Ob er am Strand von Karachi eine junge Riesenschildkröte fangen soll? Ob die Japanerinnen wirklich nicht größer sind als unsere Sechstkläßler? Wie mag es in Bangkok sein, wo man in Booten auf den Markt fährt und wo die Tempel mit echtem Gold bedeckt sind? Und wie mag gezuckerter Fisch

schmecken, die berühmte Spezialität von Tokio? Jürg zählte vor lauter Ungeduld die Stunden.

Noch 78 Stunden.

Noch 59 Stunden.

Noch 29 Stunden.

18 Stunden vor dem Start verabschiedete sich Jürg von seinen Eltern in Chur. Er wollte mit dem Acht-Uhr-Zug nach Zürich fahren, in Ruhe den Koffer packen, nochmals die Route checken und lange schlafen, wie sich das vor einem Langstreckenflug gehört. Doch dann streikte der Motor von Vaters altem Lancia.

«Das dürfte bei uns nicht passieren», sagte Jürg. «Unsere General-Electric-Triebwerke...»

«General Electric? Da kommen eure Triebwerke ja aus der gleichen Firma wie meine Waschmaschine», unterbrach ihn die Mutter.

«Huh, unser Jürgli fliegt gar keinen Jet», lachte die kleine Schwester, «er fliegt bloß eine Waschmaschine.»

«Schwatz keinen Unsinn, sonst hast du deine Schildkröte und deine Japan-Puppe gesehen», drohte Jürg, der es nicht ertragen konnte, wenn jemand ‚sein‘ Flugzeug heruntermachte.

Endlich sprang der Motor an, aber unterdessen war der Zug abgefahren, so daß Jürg auf den Neun-Uhr-Zug warten mußte.

Als er dann gegen halb zwölf Uhr nachts in seinem Zürcher Zimmer eintraf – genau vierzehn Stunden und fünf- undvierzig Minuten vor dem Abflug –, fand er dort ein Stück Karton an seine Türe genagelt. Auf dem Karton aber prangten die Worte:

Gegen Hunger, Langeweile und Durst
gibt's bei mir Musik, Bier und Wurst.

Jürg brauchte die Unterschrift nicht zu lesen. Er wußte so gleich, daß die merkwürdige Einladung nur von seinem Nachbarn, dem Archäologen, stammen konnte, dem gleichen, der sein uraltes Auto dunkelgrün angestrichen und auf den Namen Apsara getauft hatte. Zudem hörte er von

nebenan Stimmengewirr, Grammophonmusik und Gelächter. Was die Leute für krumme Vorstellungen von der Fliegerei haben! Ein Pilot kann nicht unausgeschlafen und verkatert ins Cockpit klettern. Seine Herren sind die vier Triebwerke, und die haben weniger Geduld als der ungeduldigste Lehrer an seinem schlechtesten Tag. Einmal losgelassen, müssen sie über den Himmel jagen, viele tausend Kilometer weit, bis einer der wenigen Flugplätze in Sicht kommt, dessen Pisten lang, breit und stark genug sind, um die gewaltigen Jets aufzufangen. Jürg dachte nicht daran, hinüber zu gehen. Statt dessen braute er sich Kaffee, holte das letzte Notam-Blatt hervor und versenkte sich in solch rätselhaft Sätze wie: «Karachi (Pakistan) + S857 VOR KC 112,1 for alignment on final APP use QDM 250° instead of 255°.» In ‚laienhaftes‘ Deutsch übersetzt heißt das ungefähr: «Karachi (Pakistan), Notiz 857, optisch anzeigendes Allrichtungs-Leitstrahlensystem, Rufzeichen KC, Frequenz 112,1: Brauchen Sie für den Endanflug die Kompaßeinstellung 250 Grad anstatt (wie früher angegeben) 255 Grad» und bedeutet für einen Piloten was ein Verkehrssignal für einen Radfahrer. Nur ist in der Luft alles viel komplizierter. Wo man auf dem Boden mit ein paar billigen Blechtafeln auskommt, da braucht es in der Luft Radaranlagen, Radiostationen, Kontrolltürme, Funkfeuer und internationale Abkommen.

Nachdem Jürg eine Stunde lang eifrig repetiert hatte, nahm er eine Dusche, verstopfte wegen des noch immer andauernden Lärms die Ohren und kroch unter die Steppdecke. Bald darauf träumte er von der Landung in Tokio.

«Swissair flight 504 on final approach», meldete er vor-schriftsgemäß. (Swissair-Kurs 504 im Endanflug.)

«Sayonara», tönte es vom Kontrollturm. Ob das die Landeerlaubnis war?

«Swissair 504 on final approach», wiederholte Jürg. Vom Kontrollturm schallte Grammophonmusik, Gelächter und Geschwätz.

«Reden Sie englisch!», schrie Jürg. «Ich mache Sie darauf

aufmerksam, daß Sie mit ausländischen Flugzeugen englisch reden müssen.»

«Aber Sie fliegen ja eine Waschmaschine.»

«Nein, ich fliege den schönsten Jet.»

Wieder tönte Gelächter vom Kontrollturm.

Jürg fuhr auf, stellte fest, daß er noch immer in Zürich war, drehte sich brummend auf die andere Seite und schlief weiter, diesmal ohne beunruhigende Träume.

Um acht Uhr rasselte der Wecker. Um neun Uhr angelte Jürg die Watte aus den Ohren, und nun ging alles sehr schnell. Noch fünf Stunden! Oder genauer: noch drei Stunden, denn er mußte anderthalb Stunden vor Abflug in Kloten sein und für die Fahrt zum Flugplatz mindestens eine halbe Stunde rechnen. Besser 45 Minuten bei dem dichten Verkehr im Stadtzentrum. Überdies hatte er noch eine Reihe von Besorgungen zu erledigen: Zeitung abbestellen, Haare schneiden lassen, Farbfilme kaufen... Während er das alles überlegte, schlüpfte er gedankenverloren in seine Manchesterhose.

Aber halt! Das war ja falsch! Heute mußte er die graublau Uniform mit den goldenen Streifen anziehen, dem Gold, das bei der Swissair ‚fliegen‘ bedeutet. Das Bodenpersonal hat nämlich nur silberne Streifen. Also wieder zur Manchesterhose heraus und in die graublauen, nicht sonderlich bequemen Uniformhosen. Hierauf kontrollierte Jürg den ‚Papierkrieg‘: Pilotenausweis? In Ordnung. Impfbüchlein? In Ordnung. Merkblätter für den Luftfahrer, genannt ‚Notam‘? Vorhanden und genau studiert. Privates Bordbüchlein? Vorhanden... Ein Glück nur, daß er sich nicht auch noch um die vielen ausländischen Geldsorten und um die vielen Visa zu kümmern brauchte. Die pakistanischen Rupien, die siamesischen Baht und die japanischen Yen würde man ihm jeweils nach der Landung geben, und Visa brauchen Piloten nicht. Jürg machte sich ans Kofferpacken und staunte, wie rasch er damit vorwärts kam und wieviel Platz er hatte. Aber natürlich, im Osten kannte er keine Auslandschweizer, und folglich

brauchte er auch keinen Auslandschweizern Landjäger, Emmentaler Käse und Schokolade mitzubringen. Es hat eben alles auf der Welt seine zwei Seiten. Für einmal würden die Socken nicht nach Konsumverein riechen, dafür würde er aber auch nirgends eingeladen sein.

Das Telephon klingelte.

«Wahrscheinlich die Swissair! Wird sagen, wir haben Verspätung! Oder die Mutter! Wird sagen, ich soll den warmen Pullover nicht vergessen», vermutete Jürg.

Doch es war weder die Swissair noch die Mutter, sondern der Archäologe von nebenan.

«Warum bist du gestern nicht gekommen? Wir haben bis vier Uhr früh auf dich gewartet!» fragte er.

«Daher der Lärm», dachte Jürg, laut aber sagte er: «Ich konnte unmöglich kommen. Ich fliege heute.»

«Nach Bangkok?»

«Unter anderem auch nach Bangkok.»

«Das ist großartig. Ich suche nämlich in Angkor einen goldenen Buddha.»

«Wie bitte?» erkundigte sich Jürg, der als Pilot eine klare, eindeutige Ausdrucksweise gewöhnt war.

«Ich erkläre dir alles. Kann ich auf einen Sprung herüberkommen?»

«Tut mir leid. Ich muß gleich weg.»

«Nur auf einen Sprung?» beharrte der Archäologe.

«Tut mir leid, es geht wirklich nicht. Ich muß mir sogar das Frühstück verklemmen.»

«Das ist großartig», rief der Archäologe. «Ich komme sofort.» Und er hängte auf.

«Der ist allem Anschein nach mit Rückenwind durch die Kinderstube gegangen», murmelte Jürg vor sich hin.

«Fehlt nur noch, daß er mir einen Whisky aufdrängen will! Dabei habe ich ihm schon zehnmals gesagt: Vor dem Start keinen Tropfen Alkohol.»

Zehn Minuten später stand der Archäologe freundlich lachend und beladen mit einem schweren Frühstückstablett vor seiner Wohnungstüre.

«Ein Pilot soll nicht abgehetzt und hungrig ins Cockpit klettern. Iß, und ich werde reden», sagte er.

Jürg blickte auf die Uhr: es war kurz vor zehn. Nun, schlimmstenfalls würde es nicht mehr zum Haarschneiden reichen, und da er im Osten ohnehin niemand kannte, war das kein großes Unglück. «Komm herein. Deinen Spiegeliern kann auch der überzeugteste Fakir nicht widerstehen», erklärte er.

«Hab' ich mir gedacht.»

«Und jetzt schieß los. Wo hast du deinen Goldschatz vergraben?»

«Er ist nicht vergraben – dazu war keine Zeit – er hängt an einem Baum.»

Jürg staunte: «Und wie kommst du zu einem solchen Super-Christbaum?»

«Glückssache», lachte der Archäologe, korrigierte sich aber schnell: «Nein, eher eine Unglückssache.»

Jürg verstand immer weniger.

«Zerbrich dir nicht den Kopf», fuhr der andere fort. «Für dich jedenfalls wird es eine Glückssache sein. Ein paar Handgriffe, und du rettetest ein herrliches Kunstwerk vor dem sicheren Verderben und erwirbst dir den ewigen Dank der abendländischen Kultur.»

«Ja, soll ich das Ding denn suchen?»

«Für einen Jetpiloten reagierst du aber langsam. Klar sollst du den goldenen Buddha suchen. Er ist in einer Holzkiste auf einem Banyan-Baum neben der Naga des Südtores des Ta Prohm in Angkor. Das hast du sofort.»

«Was heißt hier sofort? Von Bangkok bis Angkor ist es weiter als von Zürich nach Paris.»

«Für einen Jetpiloten redest du aber kleinlich. Fünfundvierzig Minütchen mit dem Flugzeug bis Angkor, dann ein Fährtchen durch den Dschungel, dann ein Spaziergängchen durch den Tempel, und du hast die Kiste. Ein Tag genügt. Und was bedeutet ein Tag, wo es gilt, ein tausendjähriges Kunstwerk zu retten?»

Jürg mußte erst einen dicken Brotbissen herunterschluk-

ken, ehe er antworten konnte. «Dein Rednertalent in Ehren, aber könnte nicht schon ein anderer auf die Idee gekommen sein, das Kistchen vom Baum herunterzuan-
geln?»

«Ausgeschlossen. Es weiß niemand davon außer mir, und zum bloßen Vergnügen kriechen die Einheimischen nicht im Dschungeldickicht eines verhexten Tempels herum.»

«Was, verhext ist der Tempel auch noch?» rief Jürg aus. «Sag einmal, wäre es nicht einfacher gewesen, du hättest die Kiste gleich mitgenommen, statt sie erst im verhexten Tempel zu verstecken?»

Der Archäologe seufzte. «Das ist ein lange Geschichte. Ich bin vielleicht ein guter Ausgräber – so fand ich die Statuette, aber den Tücken eines gewissen Herrn Tu Phe war ich nicht gewachsen. Er wollte mir den goldenen Buddha auf raffinierte Art stehlen, dabei versteht er von diesem großartigen Kunstwerk weniger als ein Esel von einer Harfe. Was blieb mir übrig? Ich versteckte die Statuette an einem sicheren Ort, und welcher Ort könnte sicherer sein als einer, der bei den Einheimischen als verhext gilt?»

«Komische Idee.»

«Wenn du außer von der Beschaffenheit der Landepisten in Tokio, Hongkong und Schanghai sonst noch etwas vom Osten wüßtest, müßte dir alles blitzartig einleuchten. Weil dem jedoch nicht so ist, habe ich dir alles genau aufgeschrieben. Hier!» Er reichte Jürg einen Brief.

«Aber ich weiß wirklich nicht...»

«... ob du in Bangkok Zeit hast?» vollendete der Archäologe. «Du kannst beruhigt sein, ich habe im Swissair-Fahrplan nachgeschaut: Zwei volle Tage hast du Zeit.»

«Fünfundvierzig Stunden und keine Minute länger und auch das bloß, wenn wir keine Verspätung haben.»

«Fabelhaft. Fünfundvierzig Stunden genügen vollauf, um eine Kiste Gold von einem Baum herunterzuholen. Auf Wiedersehen, und stolpere nicht über die Schlange.»

Der Archäologe verschwand, wie von einem Taifun weg-
gefegt, und Jürg blieb nachdenklich zurück. «Da preist

man sich glücklich, wenn man einmal keine Würste um den Hals hat, und schon hat man eine Kiste Gold auf dem Hals», dachte er, stopfte achselzuckend das blaue Kuvert in seine Rocktasche und machte sich auf den Weg.

So beginnt das begeisternde Fliegerbuch von Charlotte Peter: ‚Kurs 502 Fernost‘, das der Verlag Sauerländer mit einem Anhang ‚A bis Z der Fliegerei im Jet-Zeitalter‘ und Fotos ausgestattet hat.

Buben, die gerne etwas von den Anfängen des Fliegens erfahren möchten, beachten das soeben erschienene Buch über Oskar Bider bei Walter.

Ein humorvoller «Krimi»

Ferdi Hilbert



Geboren am 25. April 1929 in der Gemeinde Luxemburg.

Dort Besuch der Volksschule, des Athenäums und des Lehrerseminars.

Seit 1950 Volksschullehrer, zuerst während vier Jahren in einem Bauerndorf des Luxemburger Oeslings, seitdem im Touristenfleckchen Larochette, auch etwa noch ‚Fels‘ genannt.

Seit zweieinhalb Jahren verheiratet und Vater eines kleinen Buben.

Schriftstellerisch sieht sich Ferdi Hilbert noch am Anfang seines Schaffens. Neben gelegentlichen kurzen Beiträgen für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften sind bis heute zwei Jugendbücher aus seiner Feder erschienen:

‚Pitter Spatz‘, eine fröhliche Lausvogelgeschichte, und ‚Das leuchtende X‘, eine kriminalistische Lagergeschichte. (Beide im Rex-Verlag.)

Endlich ist der langersehnte Tag gekommen: Vater, Mutter und die ‚Jungmannschaft‘ fahren zum Camping an den See. Alles beginnt so harmlos: sie finden einen prächtigen Zeltplatz, der fast ganz verlassen ist. Das ist seltsam. Die Gründe dafür werden wir gleich erfahren. Soeben ist das Auto mit der teuren ‚Fracht‘ am Ziel angelangt:

Was geht hier vor?

«Aussteigen.»

Das hätte der Vater nicht zu sagen brauchen, denn die Kinder waren schon draußen und wollten gleich zum See hinunter.

«Halt! Hierbleiben! Zuerst helft ihr einen anständigen Platz aussuchen, und dann werden die Zelte aufgebaut. Hernach dürft ihr ins Wasser. Das wird bis dahin nicht wegtrocknen.»

Also blickten sie sich mal um.

«Es ist doch eigenartig», meinte der Vater kopfschüttelnd, «daß es hier so zeltleer ist. Und dabei liegt der Platz ideal am See, ist trocken und bietet viel Komfort. Anderswo stehen die Zelte dicht gedrängt, und hier... das verstehe wer kann.»

«Desto besser für uns», schmunzelte die Mutter.

«Mir will die Sache nicht gefallen. Das hat einen Haken.»

«Ach Unsinn! Der Platz ist eben wenig bekannt, oder es sind heute viele weggefahren, oder... Wir sind hier, und wir sind froh, wählen zu können, wohin wir unser Zelt bauen wollen.»

Die Kinder hatten schon unter einem dicken Baum zwischen einem Wohnwagen und einem weißen Hauszelt einen Platz gefunden, der nahe genug am See lag und der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt war.

Der Vater brachte den Wagen hin.

Die Mutter fand zwar, es gebe recht viele Mücken hier, und der Boden könnte auch ebener sein. Aber die andern hörten nur halb auf die Einwände und gingen gleich ans Auspacken.

Sie wollten so rasch wie möglich fertig sein, denn das Wasser lockte zum Baden. Zu dreien sprangen sie um den Wagen herum, zerrten die Seile los, die die Fracht auf dem Gepäckrost hielten. Vater hievte Jörg auf das Verdeck, damit er herunterreiche.

Bald lag neben dem Auto ein richtiger Berg von Koffern, Säcken und Decken.

Zum Unglück wollte die Mutter das große Zelt unbedingt dahin aufgestellt haben, wo das Gepäck nun gestapelt lag. Da half kein «Oh» kein «Ah» kein «Liebe Mutter, so sei doch!», das Zelt sollte dahin zu stehen kommen und nirgendwo anders hin. Also spuckten sie in die Hände und trugen alles zwei Meter weiter.

«Trixli! – Wo ist die Kleine?» rief die Mutter plötzlich bestürzt. «Sie wird doch nicht in den See...?»

Nein, denn eben wackelte sie hinter einem Nachbarzelt hervor mit einem tellerförmigen Etwas in der Hand, womit sie sich Luft zufächelte – ein ausgetrockneter Kuhfladen!

«Pfui! Wirf das weg!»

Sie schien gar nicht einsehen zu wollen, warum die Erwachsenen so wild in sie drangen, das Gefundene aus der Hand zu geben.

O, diese kleinen Kinder!

Währenddem hatte der Vater die drei gelblichen Stoffsäcke geleert. Da lagen nun Planen für zwei verschiedene Zelte, Stangen, Haringe und Schnüre schön friedlich beisammen und erwarteten von ihren Besitzern, daß diese daraus ein Wigwam zusammenbauen sollten.

Der Vater kratzte sich hinter dem Ohr und blickte kopfschüttelnd auf den kunterbunten Haufen.

Wo anfangen?

«Vielleicht steht in der Gebrauchsanweisung, wie es gemacht wird», meinte Jörg zu sich selbst, denn sein Vater liebte nicht, wenn die Kinder immer alles besser wissen wollten als die Erwachsenen.

«Ach was! Gebrauchsanweisung hin oder her! Die ist für Leute geschrieben, die gar nichts davon verstehen. Wir be-

reiten zuerst die Zeltstangen vor, der Rest geht dann von selbst.»

Das hörte sich einfach an.

Aber es war nicht so einfach. Da lagen untere, mittlere und obere Teile für die senkrechten, und vordere, mittlere und hintere Teile für die waagrechten Stangen. Alle glichen sich sehr und waren doch nicht gleich.

Jeder griff zu und steckte Stücke aneinander, nahm sie wieder voneinander, paßte andere zusammen, aber immer fehlte irgendwo irgendetwas. Die aneinandergefügten Stangen sollten eigentlich gleichlang werden, denn das Zelt sollte ja vorne genau so hoch sein wie hinten.

Und das schien unmöglich, trotz allem Probieren.

«Verflixt! Bring doch mal die Gebrauchsanweisung her!»
Jetzt ging plötzlich alles so einfach und schnell. Die Stangen lagen im Nu bereit.

Dann kam das Hauptzelt an die Reihe. Es bestand aus *einem* Stück mit angenähtem Boden und hatte nur einen Eingang.

Jörg mußte hineinkriechen, um die rückwärtige Stange aufrecht zu halten, während Hansi die vordere hielt und ihr Vater versuchte, die Firststange darüber zu legen. Dabei mußte er sich weit vorbeugen, um die Aufhängeschleifen des Daches zu erreichen.

Zuerst trat er Jörg kräftig auf die Zehen.

Der Vater zog seinen Fuß zurück. Das war aber nicht schlau von ihm, denn sein anderer Fuß stand eben nicht auf dem Boden, sondern schwebte als Gegengewicht zu seinen Jongleurübungen in der Luft. Bekanntlich kann man schlecht stehen, wenn beide Beine hochgehoben werden. So kam es, wie es kommen mußte: der Vater fiel der Länge nach auf das provisorisch aufgespannte Zelt.

Es gab einen Ruck!

Hansi, die nichtsahnend die vordere Stange und damit das vordere Zeltende in Händen hielt, verspürte den Ruck, war aber zu dumm, um loszulassen – und plumpste über den Vater hin.



Da lag ein strampelnder, schreiender Haufen Mensch, in Zelttuch und -schnüre verwickelt

Boing! Ihre niedergehende Stange traf des Vaters Hinterkopf. Jörg in seinem Tuchgefängnis konnte von all dem nichts sehen, aber plötzlich verengte sich der Raum um ihn, er wurde nach hinten gerissen und purzelte über die beiden am Boden Liegenden.

Das war alles in Sekundenschnelle geschehen. Jetzt lag da ein strampelnder, schreiender Haufen Mensch, in Zelttuch und -schnüre verwickelt.

Trixli nahm an, daß das so seine Richtigkeit habe und warf sich mit ausgebreiteten Armen auf das Gewühl.

Die Mutter stand dabei und lachte, lachte, daß ihr die Tränen die Wangen herunterliefen.

Nach und nach hatten sich einige Nachbarn eingefunden und blickten verstohlen lächelnd dem ergötzlichen Schauspiel zu. Nachdem sich unsere Freunde aus ihrer mißlichen Lage herausgewühlt und -geschält hatten, wollte das Schimpfen und Schelten losgehen. Aber das paßte sich doch nicht so vor den Nachbarn. Was würden die denken? Also taten sie, als gehöre solch eine Purzeloperation zum normalen Tagesgeschehen der Familie und begannen von vorne.

«Aber mich kriegt ihr nicht mehr da hinein», wehrte sich Jörg und ordnete sein zerzaustes Haar. «Ihr werft mir einfach alles an den Kopf und ich kann mich nicht mal wehren oder sehen, was kommt.»

Doch der Vater gab ihm einen Klaps und machte: «Psst» mit einem Seitenblick auf die Umstehenden.

«Hansi kriecht hinein, die kann es besser als du», bestimmte er und schob das Mädchen hinein. Sie sträubte sich zwar, aber er griff fest zu und so mußte sie. Aber des Wurstelns war noch kein Ende, denn wenn man nicht viel davon versteht, kommt eben nichts Ordentliches beim Zeltbau heraus.

Zum Glück erbarmten sich einige Nachbarn und legten Hand an. Und dann stand im Nu das Hauptzelt, genau so straff, wie es in der Gebrauchsanweisung abgebildet war. Daneben erhob sich das kleinere Zelt für Jörg und Hansi.

Schon wollten die beiden Kinder zur Badehose greifen, doch ihr Vater hatte kein Verständnis dafür. Zuerst mußten die Luftmatratzen noch aufgeblasen werden.

Puh! Das ging viel schwerer, als sie es sich vorgestellt hatten. Jörg saß da mit der Handpumpe, die aussah wie eine Ziehharmonika, und drückte und quetschte und schwitzte, aber die Matratze wollte nicht voll werden.

«Hier, nimm die meine, das geht leichter und schneller», sagte ein langer schlacksiger Kerl und warf ihm eine Fußpumpe hin.

Er setzte sich und zeigte Jörg auch noch, wie man es mache, um am wenigsten müde zu werden.

«Ich heiße Ruedi und bin im Wohnwagen nebenan zu Haus.»

«Ich bin Jörg.»

«Fein, wollen wir Freunde sein?»

«Natürlich. Hier, schlag ein.»

Damit hatten sich zwei zusammengefunden, die noch manche aufregende Stunde miteinander erleben sollten.

«Zeltet ihr zum ersten Mal?»

«Nein», sagte Jörg mit Nachdruck, und wurde rot im Gesicht, denn er log. Aber er konnte doch nicht zugeben, daß sie blutige Neulinge des Lagerlebens waren. Dann plagte ihn aber doch das Gewissen und er fügte so nebenbei hinzu: «Wir hatten zu Hause alles schon einmal aufgeschlagen.»

«Ach so.»

Weiter sagte Ruedi nichts. Das war gut, denn Jörgs erregtes Gewissen versetzte ihn in nervöse Reizbarkeit, und hätte Ruedi eben gespöttelt oder es auch nur angedeutet, so wäre die neugeschlossene Freundschaft gleich in die Brüche gegangen, denn Jörg hätte mit der Faust antworten müssen.

«Und ihr habt keine Angst, hier zu zelten?»

«Angst? Warum?»

«Hast du denn noch nicht gehört, was hier los ist?»

«Nein. Was?»

«Die Geschichte mit der Diebesbande! – Am Dienstag ha-

ben sie bei einem Engländer eingebrochen. Sie haben einfach ein Loch ins Zelttuch geschnitten und eine Handtasche mit Uhr, Ringen und Geld stibitzt.»

«Das kann doch mal vorkommen. Das braucht uns aber nicht gleich vom Zelten abzuhalten.»

«Warte, es kommt noch mehr. – Am Donnerstag drangen sie in einen holländischen Wohnwagen ein. Kamera, Kofferradio und Gaskocher fehlten hernach.»

«Und man hat sie nicht dabei erwischt? Die Bewohner des Wagens müssen doch gemerkt haben, wie jemand einbrach.»

«Nein, die waren in Luzern im Kino. Das scheinen die Diebe gewußt zu haben.»

«Es war doch leicht, die Beute wieder zu finden. Die Polizei brauchte nur die Zelte zu untersuchen, denn wie du das sagst, stell ich mir vor, daß der Dieb hier gehaust haben muß.»

«Die Polizei hat durchsucht. Der Holländer hat das ganze Lager auf den Kopf stellen lassen. Umsonst.»

«Dann sind die Diebe eben von außen herein gekommen und haben sich schon längst über die Berge gemacht.»

«Und wären jetzt nicht mehr zu fürchten, willst du wohl sagen.»

«Ja, genau das!»

«Irrtum! – Gestern ist ebenfalls ein Zelt aufgeschlitzt worden. Und zwar wieder bei Leuten, die während den ersten Nachtstunden auswärts weilten. Was sagst du dazu?»

«Hm. Sie scheinen es also auf dieses Lager abgesehen zu haben.»

«Das ist klar. Aber noch etwas ist mir aufgefallen. – Sie wissen immer genau Bescheid, wenn ein Zelt am Abend verlassen steht.»

Ihr werdet nun gespannt sein, wie diese ‚kriminalistische Lagergeschichte‘ endet. Das Buch heißt: ‚Das leuchtende X‘, verfaßt von Ferdi Hilbert, illustriert von Armin Bruggisser und ist im Rex-Verlag erschienen.

Geschichte

Ferdinand Wirz



*Ferdinand Wirz schreibt:
Geboren 1917 in Gerliswil/Emmenbrücke LU. Schulbesuch dort bis und mit 1. Sekundarklasse. Fortsetzung und Handelsschule in Zürich. Mitarbeit bei der Schweiz. Landesausstellung 1939 in Zürich; dadurch Verbindung mit Reklamekreisen und Freude an der Werbung geweckt. Seither mit Unterbrechungen zu Weiterbildungszwecken stets im Reklamefach tätig, seit über 12 Jahren als Werbeberater. Mein Wunsch an die Leser des Schülerkalenders: Möge es jedem gelingen, den Beruf zu erlernen und auszuüben, in dem er sich ein Leben lang glücklich und befriedigt fühlen kann.*

Für einmal lernen wir in der folgenden Erzählung die Habsburger nicht als Todfeinde der Eidgenossen, sondern als treue Freunde und Verbündete der Zürcher im Kampfe gegen die frechen Regensberger und ihre Trabanten kennen.

**Graf Rudolf
entrinnt einer
großen Gefahr
und faßt einen
wichtigen
Entschluß**

Es war im Jahre 1267. Ein milder Juniabend senkte sich auf Zürich. An den Rebhängen, Wiesen und Wäldern des Zürichbergs wuchsen die Schatten. Die Sonne verweilte noch einige Zeit im frischen Grün der Waldkuppe und verschwand. Drunten, zu beiden Seiten der Limmat, drängten sich die Häuser hinter den engen Stadtmauern zusammen wie Schafe bei drohender Gefahr. Die Dämmerung kroch aus den schmalen Gassen und gewann die Herrschaft über den Fluß und den weiten Platz vor dem Großmünster.

In seiner Stube saß Chorherr Heinrich Schlüsseli sorgenvoll über seiner Chronik und prüfte im letzten Lichte des Tages, was er heute beigefügt hatte. Das Herz wurde ihm schwer dabei. Harte und unsichere Zeiten drückten die

Stadt und noch viel mehr die Landschaft weitherum. Raub und Frevel, Mord und Brandschatzung waren dort an der Tagesordnung. Die Stadt zwar durfte sich hinter den festen Mauern noch einigermaßen sicher fühlen, und die Freundschaft mit dem mächtig gewordenen Grafen Rudolf von Habsburg sicherte eine starke Rückendeckung.

Ja, dieser Graf war stark geworden. Es war besser, ihn zum Freund als zum Feind zu haben. Und wenig hätte dazu gefehlt. Zürich hatte dem Ritter von Regensburg ein Bündnis angetragen, wenige Jahre bevor der Habsburger fast das ganze Kiburgen-Erbe an sich ziehen konnte. Zum Glück schlug es der Ritter aus. Zwar, viele Leiden und Schwierigkeiten waren die Folgen der feindseligen Spannung, die seither zwischen Zürich und Regensburg herrschte. Aber jetzt stand Zürich auf der Seite des Mächtigeren, mit dem es die gleichen Interessen verbanden: Sicherheit für den lebenswichtigen Handelsweg vom Rheintal und von Glarus her über Zürichsee und Limmat in den Aargau und wieder zum Rhein. So schien jetzt endlich dieses Ziel näher zu rücken.

Noch vor wenigen Stunden hatte Graf Rudolf von Habsburg hier in dieser Stube mit einigen der vornehmsten Ritter Zürichs verhandelt, und man war einig geworden, in gemeinsamer Anstrengung zu einem Ende mit den feindlichen Rittern zu kommen. Der Chorherr allerdings empfand nicht eitel Freude über diesen Beschluß. Er war kein Mann des Krieges. Und sosehr er einsah, daß nur noch Gewalt vor der Gewalt retten konnte, so wußte er doch um das namenlose Leid, das der verschärfte Krieg mit seinen Blutopfern in viele, viele Familien bringen würde.

Denn auch der Feind war stark. Ritter Lütold von Regensburg selber hatte Besitzungen und Burgen landauf, landab. Die Uetliburg auf dem Uetliberg gehörte ihm, die Burg Baldern stand in seinem Bund, und dicht vor den Toren Zürichs hatte er das Städtchen Glanzenberg gebaut, mit dem er den Handelsweg über die Limmat empfindlich schädigte. Mit ihm aber hatten sich noch andere zusam-

mengetan : die Ritter von Schnabelburg, Wedenswil, Then-
gen und – was das schlimmste war – auch der Graf von Tog-
genburg. Sie alle fühlten sich von der neuen Macht der
Habsburger bedroht und fürchteten zudem die erstarkende
Stadt.

Chorherr Schlüsseli seufzte. Wie hatte er sich doch Mühe
gegeben, die beiden feindlichen Parteien zusammenzu-
bringen und einen friedlichen Ausgleich zu schaffen! Noch
in den Verhandlungen im vergangenen März hatte er sich
eifrig als Mittler betätigt. Alles war umsonst. Auch die an-
wesenden Bischöfe von Basel und Konstanz konnten die
Ritter nicht zum Frieden bestimmen. Seither loderte die
Fehde heftiger als je.

Der Chorherr trat ans Fenster und sah hinaus in die Däm-
merung. Plötzlich richtete er sich erschrocken auf. «Das
ist doch nicht möglich», murmelte er und strengte seine
alternden Augen an, um zwei Gestalten zu erkennen, die
sich über den Platz hin dem Hause näherten. Schlank und
groß war der eine. Das Habsburgerwappen leuchtete auf
seiner Brust. Und neben ihm – diese Riesengestalt konnte
doch nur Ritter Müllner sein – der hervorragende Zürcher
Kriegsmann. Da war kein Zweifel möglich: Graf Rudolf
war zurückgekehrt! Warum? Was war geschehen?

Der Chorherr eilte zur Türe, so schnell es ihm seine be-
häbige Gestalt und seine ungelenken Beine gestatteten.
Doch da traten ihm die beiden schon entgegen.

«Mein Gott, Herr Graf, Ritter Müllner! Was hat es gege-
ben? Ich glaubte Euch bereits in Bremgarten!»

Graf Rudolf gab keine Antwort. Müde ließ er sich in einen
gepolsterten Sessel fallen. Lag es nur am fahlen Licht, oder
war sein schmales Gesicht mit der kühnen Adlernase noch
blasser als sonst? Mit zusammengepreßten Lippen starrte
er düster vor sich hin. Ritter Müllner aber ballte seine
Pranke zur Faust und schlug auf den Tisch, als wolle er die
starke Eichenplatte zertrümmern.

«Zum Teufel auch», brach er aus, «gerade genug hat es
gegeben! Genug, um diesem dreimal verdammten Gesindel





ein für allemal den Garaus zu machen! Die Teufel müssen Wind erhalten haben von unserem Ritt. Weiß der Himmel, wer der Verräter war! Da reiten wir friedlich den Waldweg ob Dietikon gegen Bremgarten zu. Auf einmal rast ein ganzer Trupp von Regensbergern aus einer Lichtung, voraus der halbwilde Lütold mit dem Grünschnabel Griesenberg, seinem zukünftigen Schwiegersohn. Wir hatten in dem engen Weg keine Bewegungsfreiheit und kamen uns selber in die Quere. So gewannen sie einen Vorteil und konnten uns böses zusetzen. Als das Roß des Grafen stürzte, riß ich ihn auf ein freies Pferd, und wir sprengten aus dem Getümmel heraus. – Drei der Unsrigen sind tot – Gott hab sie selig –, aber auch die Regensberger haben Blut verloren. Schade nur, daß ich Lütold nicht erwischte!»

«Mein Gott», rief der Chorcherr, «edler Herr! Euer Roß gestürzt! Ihr seid doch nicht gar verletzt! Und ich steh' hier herum, statt für Stärkung zu sorgen!» – «Danke, es eilt nicht», sprach da endlich Graf Rudolf. Seine feingliedrigen und doch so kraftvollen Hände umspannten die geschnitzten Löwenköpfe der Sessellehne, als wolle er zwei Gegner erwürgen. – «Oder doch. – Besorgt einen guten Trunk, damit ich mit meinem Retter hier anstoßen kann. – Ihr müßt wissen, Chorcherr: Euer Ritter Rudolf hier hat mir heute die Freiheit, wo nicht das Leben gerettet. Er hat nicht alles erzählt. Wohl um mich nicht zu beschämen, wie, mein lieber Müllner? Doch eine tapfere Tat ist es wert, daß man von ihr spricht. Schreibt's meinerwegen ruhig auch in Eure Chronik, Chorcherr. – Nicht nur mein Roß ist gestürzt; ich selber habe von Lütold einen Hieb erhalten, der mich vom Pferde fegte und mir die Besinnung raubte. Ausgerechnet von ihm! – Als ich wieder zu mir kam, da hatte mich Euer Ritterriese hier schon aus dem Kampf herausgehauen. – So hat doch heute wenigstens *ein* Rudolf etwas Tapferes getan, wenn auch der andere schmachlich versagte. – Hier meine Hand, Ritter Rudolf! Ich schulde Euch Dank – vielen Dank! Und da Ihr mich kennt, so werdet Ihr wissen, daß ich es nicht mit Worten bewenden lasse.»

Ritter Müllner reichte ihm die Rechte. «Edler Herr, Ihr sprecht von Dankesschuld. Wahr ist es, Ihr lagt da wie tot, und ich gab nicht mehr viel um Euer Leben. Wahr ist's auch, ich habe Euch auf ein freies Pferd geladen; da ist nichts Besonderes dabei. Ihr könnt nur meinen Muskeln danken, die das schnell genug fertigbrachten. Sonst aber gebührt Euer Dank nicht mir, sondern meinem Neffen, dem Konrad, der mit uns ritt. Ihr erinnert Euch vielleicht an den jungen Burschen. Kaum 15 Jahre alt ist er und schon ein Reiter wie nur einer und weiß auch bereits die Waffen zu führen. Er sah Euch stürzen, er rief mich zu Hilfe, er schleuderte dem Roß des Regensbergers einen Stein auf die Nase, daß es mit allen vieren gleichzeitig in die Luft ging. So bekam ich Zeit, Euch aufs Pferd zu reißen. Und während Konrad Euch hielt, schlug ich dem Lütold das Schwert aus den Händen, riß den Griebenberg vom Pferd – daß ihn der Böse hole, den Duckmäuser –, und gemeinsam brachten wir Euch aus dem Gedränge. – Nein, wie gesagt, edler Herr, wenn Ihr schon danken wollt, dann haltet Euch an Konrad. Er hat es verdient, und er hat eine schützende Hand nötig, falls mir etwas begegnen sollte. Der Toggenburger hält seinen Vater in Utznaberg gefangen. Wer weiß, ob er je wieder zurückkehrt.»

«Der Konrad also», flüsterte Chorherr Heinrich, «ein echter Müllner. Immer zugegen, wo es not tut, immer hilfsbereit und das Herz auf dem rechten Fleck. Wolle Gott, daß Euer Bruder befreit werde und Konrad der Vater erhalten bleibe – ihm und unserer Stadt. Wir brauchen solche Männer in unserer Zeit!»

Graf Rudolf war aufgestanden. Mit Staunen hatte er den Bericht des Ritters gehört. Nun blickte er mit seinen dunkeln Augen unter hochgezogenen Augenbrauen sinnend auf den Chorherrn. «Ihr habt das rechte Wort gesagt: – daß er befreit werde ...» Seine schmalen Lippen preßten sich zu einem Strich zusammen, und in seine Augen trat jener Glanz stählerner Härte, den seine Gegner am Verhandlungstisch so fürchteten. Er reckte sich und stemmte

die Faust in die Hüfte. «Ja, wir wollen befreien. – Nicht nur den Vater Konrads, sondern das ganze Land und die Stadt von der Plage dieser mißgünstigen, händelsüchtigen Ritterschaft. Und wir wollen es rasch tun. Ich will hier Ordnung haben, wenn ich im Herbst dem König nach Italien folge, wie ich es versprochen habe. Und auch ihr Zürcher braucht Luft, müßt ungehindert Handel treiben können. Dann kann eure Stadt aufblühen und wider die Räuber ein Bollwerk sein. Ritter Müllner, seht zu, daß ich gleich morgen nochmals die Männer Zürichs sprechen kann. Wir müssen handeln! – Und nun ruft mir Euren Neffen her! Ich will ihn heute noch sehen.»

Das war dem Ritter Müllner aus dem Herzen gesprochen. Er erhob sich mit blitzenden Augen. Seine gewaltige Gestalt schien bis zur Decke zu wachsen. «Edler Herr», sprach er, «Ihr könnt auf uns Zürcher zählen! Morgen nach der Frühmesse schon sehen wir uns im Rathaus. Ich eile, alle Ratsherren aufzubieten. Den Konrad schick' ich Euch noch her. Habt gute Ruh im Hause unseres Freundes!»

«Ich danke Euch, Ritter. Geht mit Gott. Der heutige Unglückstag wird uns noch schneller ans Ziel bringen. – Ich warte auf Konrad. Was an mir ist, will ich tun, daß er seinen Vater wieder erhält.»

Dies ist der Beginn eines neuen SJW-Heftes von Ferdinand Wirz: ‚Freundschaft mit Habsburg‘, mit kraftvollen Strichen illustriert von Werner Andermatt. – Zum Thema ‚Geschichte‘ ist noch ein anderes Heft interessant, vor allem auch deshalb, weil sein Verfasser jedem Schweizer wohlbekannt ist: Alt-Bundesrat Philipp Etter. Von ihm sind in Nr. 764 zwei Erzählungen unter dem Titel ‚Des Wildenburgers letzte Nacht‘ erschienen.

Ein Tagebuch

Eveline Hasler



Ihr Steckbrief: 1933 geboren, erinnert sich noch sehr gut an die eigene turbulente Jungmädchenzeit, die sie zu einem großen Teil im Lehrerinnenseminar in Ingenbohl verbrachte. Später studierte sie an den Universitäten Fribourg und Paris und erwarb das Sekundarlehrerinnenpatent. Sie unterrichtete mit viel Freude in Altstätten und in Zug. Seitdem sie in St.Gallen verheiratet ist,

schreibt sie besonders gern für junge Mädchen, weil sie ihre Probleme kennt und weil sie darin eine Verlängerung ihrer einstigen Schularbeit sieht. Zudem – sagt sie – «gibt es dankbarere Leser als junge Menschen? Sie leben sich ganz in Freud und Leid einer Erzählung ein, sehen darin ihre eigenen Probleme widerspiegelt und verstehen es auch, den versteckten Sinn einer Geschichte herauszufinden...» – ‚Stop, Daniela!‘ ist ihr erstes Buch.

Stop, Daniela!

Samstag, den 20. Oktober. Daniela schrieb das Datum sorgfältig auf eine neue Seite des Tagebuches. Dann rälkelte sie sich in ihren Stuhl zurück und genoß es erst einmal, daß es Samstagabend war und sie hier ruhig in ihrem Zimmer sitzen konnte.

Samstag, den 20. Oktober. Eigentlich war nichts besonderes vorgefallen, was einer Eintragung ins Tagebuch wert gewesen wäre. Daniela hatte im Ledergeschäft Helbling & Co. frisch eingetroffene Sendungen ausgepackt und später drei Handtaschen und drei Schirme verkauft. Nach Geschäftsschluß, um 5 Uhr, hatte sie den Heimweg angetreten und bei der großen Straßenkreuzung nach der Hauptpost Susi entdeckt. Dieses Zusammentreffen ereignete sich mehrmals in der Woche, und Daniela feierte es jedesmal

als eine kleine, glückliche Fügung. Susi Burger wohnte an der gleichen Straße. Sie waren Spielkameradinnen gewesen und hatten später Primar- und Sekundarschule gemeinsam besucht. Der Frühling hatte die herbe Trennung gebracht: Dany trat die Lehre bei Helbling & Co. an, und Susi wanderte jeden Tag mit der Mappe unter dem Arm zur Handelsschule.

Nach der Hauptpost waren sie also zusammengetroffen. Einige Minuten später stieß Martin zu ihnen. Das war eine Ausnahme. Martin, Susis Bruder, besuchte die zweitoberste Klasse der Kantonsschule. Daniela mochte ihn gut leiden und liebte diese Heimwege zu dritt.

Daniela nagte an ihrem Kugelschreiber und blickte sich in ihrem Zimmer um. Wie immer in der letzten Zeit überkam sie dabei ein Gefühl der Unzufriedenheit. Der Raum mußte noch mehr nach ihrem Geschmack ‚umgekrempelt‘ werden. Dabei war sie doch vor drei Tagen sechzehn Jahre alt geworden. Das Zimmer sollte sozusagen ihre zweite Haut werden, ihr eigenes Reich. Unten in der Wohnstube fühlte sie sich nicht mehr recht zuhause. Sie hatte das Bedürfnis, irgendwo allein zu sein. Mutter ließ sie gottlob gewähren. Man konnte sich, wenn man sich ehrlich Rechenschaft gab, nicht über ihr Unverständnis beklagen. Bewies das nicht der sechzehnte Geburtstag, der die Erfüllung ihres Herzenswunsches brachte? Anstelle des weißen Kinderbettes stand nun auf schrägen Beinen die Couch an der Wand, hellhölzig und modern, mit einem dunkelroten Überwurf bespannt. Nun konnte man sich zum Lesen nach Herzenslust der Länge nach hinstrecken.

Gewiß, die Couch war ein Anfang. Anderes blieb noch zu ersetzen, aus dem Dany sich herausgewachsen fühlte wie aus einen alten Kleid. Da hing zum Beispiel das Schutzengelbild zu Häupten des Bettes. Mißbilligend glitt ihr Blick darüber. Als kleines Mädchen hatte sie es innig geliebt und sich nicht sattsehen können an der Szene, die es darstellte: Ein Kind pflückt am reißenden Bach Blumen, der Schutzengel bewacht es. Wie leicht und herzlich floß



Daniela räkelt sich in ihrem Stuhl zurück

ihr damals das Gebet über die Lippen, das diesen Engel um seinen Schutz bat!

Das Bild mußte weg. Vom künstlerischen Standpunkt aus war es ganz unzulänglich. Engel klapperten nicht mit einem rosa Gefieder und schüttelten nicht dauergewellte Lockenköpfe nach jener Mode, die Mutter auf alten Fotografien zur Schau trug. Freilich, das Bild sollte durch ein besseres, künstlerisches ersetzt werden. Durch die Darstellung einer Madonna oder eines würdigen Engels. Aber vorläufig hatte sie kein Geld dazu. Dany sparte ihr Lehrlingsgehalt für einen weiten Jupe aus Mohairwolle.

Königsblau sollte die Grundfarbe dieses Jupes sein und zum weißen Pullover mit dem Rollkragen passen, den Mutter auf ihr Drängen hin gekauft hatte. «Nun muß es aber für eine Weile genug sein mit Erfüllung von Kleiderwünschen», hatte sie gemeint, als sie den Betrag auf den Ladentisch gelegt hatte. Oh, wenn Mutter wüßte, wie viele Wünsche sie heimlich noch aufgestapelt hatte! Begreiflich, daß Mutter mit der Witwenrente und ihrem bescheidenen Einkommen nicht darauf eingehen konnte.

Weshalb Dany trotzdem so gierig war und ihre alten Schulkleider blöd fand? Ja, es war manchmal schwierig, sich selbst zu verstehen. Sie hatte einfach den Wunsch, mit sechzehn Jahren nicht mehr wie ein Kind auszusehen. Einige ihrer Kameradinnen im KV wirkten viel moderner und rassiger. Mochte sein, daß die eine oder andere sich zu äffchenhaft kleidete und frisierte und man ihr von weitem ansah, daß sie den Burschen gefallen wollte.

Daniela wollte den Burschen im KV nicht auf diese Art imponieren. Zudem gefiel ihr kein einziger von ihnen. Wenn sie so richtig ehrlich mit sich war, mußte sie eingestehen, daß ihre Sympathie allein Susis Bruder galt. Sie hatte Martin seit je als Kameraden geschätzt und seine Klugheit und Ritterlichkeit bewundert. Diese Bewunderung konnte kaum gegenseitig sein. Wie sollte Martin an einem Kindskopf, wie sie es war, Gefallen finden? In seiner Schule gab es genug rassige Mädchen.

Unzufriedenheit nagte in Daniela, ein leeres Gefühl, das sie früher nicht gekannt hatte und das sich nun öfters einstellte. Anders mußte sie werden: rassig, modern! Als Mutter zum Nachtessen rief, war Daniela entschlossen, ihrem neuen Ideal nachzueifern.

The House of the Brown Family has two floors... Daniela schrieb den letzten Satz des Diktates nieder, das Mrs. Stone eben mit deutlich artikulierender Stimme vorgelesen hatte. Die Schulglocke läutete. Dreiundzwanzig Schüler atmeten auf wie nach einem langen und schrecklichen Gewitter. Währenddem jemand die Hefte einsammelte, drängelte sich die Schar mit einem flüchtigen: «Good evening, Mrs. Stone», zur Türe. Für die meisten Schüler waren die fünfundzwanzig Pausenminuten zwischen Englisch- und Stenografiestunde so kostbar, daß keine ungenutzt zerrinnen durfte.

Das Gebäude des «Kaufmännischen Vereins» erstreckte sich zwischen Stadtgarage und einem kleineren Kino. Schräg gegenüber war vor einigen Wochen ein Drugstore nach amerikanischem Vorbild eröffnet worden. Man konnte hier Schallplatten, Zeitschriften und anderes mehr kaufen; in der Imbißecke waren aus Automaten für wenig Geld Fleischbrühe, Nescafé, Vivicola und Softice zu beziehen. Diese Erfrischungen genoß man auf einem der Barhocker, wobei man sich durch Einwurf von zwanzig Rappen von seinem Lieblingsschlager berieseln lassen konnte. In der Pause füllte sich diese Mischung von Kaufladen und Snackbar, die sich ‚Alaska‘ nannte, mit einem Knäuel junger Leute. Daniela war nie unter ihnen gewesen. Sie zog es vor, ihr Brötchen plaudernd im Schulhof zu essen. Heute aber kam es anders. Barbara König flitzte an ihr vorbei. Sie trug stets eine wichtige Miene zur Schau und hatte es meist furchtbar eilig. Dany mochte sie nicht sehr. Es schien ihr immer, Barbara wolle die Tatsache, daß sie kein Kirchenlicht war, mit einer Woge von Geschwätzigkeit zudecken. «Willst nicht mal ins ‚Alaska‘ mitkommen,

Dany?» rief sie zurück. Dany schüttelte den Kopf. «Aha, Mama wird's nicht erlauben», höhnte sie und wupp! war sie schon über der Straße.

Merkwürdig, der Hohn Barbaras verletzte sie zum erstenmal. Ob das mit jener Stimmung zusammenhing, die ihr das ganze Wochenende verdorben hatte? Blitzschnell überlegte sie, steckte ihr Brötchen in die Tasche und überquerte den Schulhof. An der Türklinke des ‚Alaska‘ bereute sie beinahe ihren Entschluß. Zu spät!

„Stop, Daniela“, ein Mädchenbuch für 13- bis 17jährige, von Eveline Hasler ist im Rex-Verlag erschienen. (Illustrationen von Mona Ineichen.)

Von Räubern und Indianern

Josef Guggenmos



Josef Guggenmos wurde am 2. Juli 1922 in Irsee im Allgäu geboren. Seine Schulzeit verbrachte er im Seminar von St. Ottilien. Nach dem Krieg und der Soldatenzeit studierte er in Marburg, Erlangen und Bonn. 1951/52 reiste er für ein Jahr nach Finnland. Nach seiner Rückkehr aus Finnland betätigte er sich als Lektor bei verschiedenen Verlagen. Heute ist er freier Schriftsteller.

Josef Guggenmos hat ein ‚Kunterbuntes Kinderbuch‘ geschrieben, das allerhand lustige und besinnliche Geschichten und Märchen, Gedichte und Sprüche und viele reizende Bilder (Helma Baison) enthält. (Verlag Herder.) Ihm ist der Anfang folgender Geschichte entnommen.

Die drei Kätzchen im großen Wald

Sabine hatte drei Kätzchen.

Die drei Kätzchen hießen Hübsch, Artig und Brav.

Einmal nach dem Mittagessen nahm Sabine ihr Körbchen und sagte: «Ich gehe jetzt in den großen Wald und suche Erdbeeren. Im großen Wald gibt es zwar Räuber, aber ich gebe schon acht, daß sie mich nicht fangen. Um fünf bin ich wieder da. Inzwischen spielt hübsch, artig und brav miteinander und stellt heute ausnahmsweise nichts an!»

Als Sabine gegangen war, begannen die drei Kätzchen zu spielen.

Zuerst spielten sie Verstecken.

Dann spielten sie Bergbesteigung. Sie hatten einen großen Ball, auf den stiegen sie. Das war lustig, denn der Ball wollte nicht stillstehen, und kaum war eins oben, da purzelte es auch schon drüben wieder hinunter.

Und dann spielten sie mit ihren drei Stoffmäusen. Hübsch spielte mit seiner roten Stoffmaus. Artig spielte mit seiner blauen Stoffmaus. Brav spielte mit seiner grünen Stoffmaus. Und keines wollte die Stoffmaus vom andern haben, und sie stritten gar kein bißchen miteinander.

Dann war es fünf Uhr. Aber Sabine kam nicht heim.

«Jetzt haben die Räuber doch Sabine gefangen», sagte Hübsch.

«Die bösen Räuber!» sagte Artig.

«Dann haben wir ja heute ganz umsonst ausnahmsweise gar nichts angestellt!» sagte Brav.

Es wurde sechs Uhr. Sabine kam nicht.

Es wurde sieben Uhr. Sabine kam nicht.

Es wurde acht Uhr. Sabine kam nicht.

Um neun Uhr wurde es dunkel.

«Huuuh!» jammerte Hübsch. «Jetzt müssen wir die ganze Nacht allein sein!»

«Was machen wir nur, wenn die Einbrecher kommen?» klagte Artig.

«Wenn die Einbrecher kommen, dann werde ich brüllen», sagte Brav. «Dann meinen die Einbrecher, ein Löwe sei da, und rennen davon. Ich will es gleich einmal üben!»

Brav brüllte, so laut es ging. «Ist das schon laut wie ein Löwe?» fragte es.

«Ich glaube, es fehlt noch ein ganz klein bißchen», sagte Hübsch.

«Aber wenn wir alle drei brüllen, dann sind wir zusammen gewiß ein Löwe!» sagte Artig.

Darauf brüllten sie, daß ihnen selber angst und bange wurde.

Als sie fertig waren, nahmen sie sich bei den Pfoten und sagten: «Zu dritt sind wir ein Löwe!»

Und dann schliefen Hübsch, Artig und Brav ein.

Am andern Morgen war noch immer keine Sabine da. «Kein Zweifel, die bösen Räuber haben unsere Sabine gefangen!» schluchzte Hübsch.

«Unsere arme Sabine!» schluchzte Artig.

«Unsere liebe Sabine!» schluchzte Brav.

Darauf konnten sie vor Schluchzen eine Weile gar nichts sagen.

Und dann sagte Hübsch: «Jetzt müssen wir in den großen Wald gehen und Sabine wieder befreien!»

«Wenn wir das nicht tun, dann sind wir gar nicht hübsch, artig und brav!» sagte Artig.

«Ob es uns auch gelingen wird?» sagte Brav verzagt. «Die Räuber sind groß und stark wie die Bären.»

Aber dann sagten sie alle drei: «Zu dritt sind wir ein Löwe!»

Und dann gingen die drei Kätzchen in den großen Wald. Im großen Wald waren Bäume – Bäume. Hübsch, Artig und Brav hatten nicht gewußt, daß es so viel Bäume gibt in der Welt. Hinter allen Bäumen kamen andere Bäume, und so ging das ohne Ende.

Manchmal lauschten sie, ob sie nicht Sabine irgendwo weinen hören. Aber sie liefen den ganzen Tag, und von Sabine war nichts zu sehen und nichts zu hören.

Als es Abend wurde, sagte Hübsch: «Bald ist es dunkel. Jetzt müssen wir aber geschwind wieder nach Hause rennen. Morgen wollen wir weitersuchen.»

«Ich glaube, dort geht es nach Hause», sagte Artig.
«Aber dort ist ein Bach, und über den Bach sind wir ja gar nicht gekommen», sagte Brav.

Da merkten die drei Kätzchen, daß sie sich ganz und gar im großen Wald verirrt hatten.

«Wenn nur Sabine käme und uns wieder nach Hause brächte», wimmerte Hübsch.

«Aber unsere Sabine haben ja die bösen Räuber gefangen», seufzte Artig.

«Da bleibt nichts anderes übrig, als daß wir doch noch zuerst unsere Sabine befreien, damit sie uns wieder aus dem großen Wald nach Hause bringen kann!» sagte Brav.

«Wenn wir sie nur finden!»

Die drei Kätzchen schauten, wo sie übernachten könnten. Schließlich kletterten sie auf einen Baum und setzten sich nebeneinander auf einen Ast. Ganz dicht schmiegte sich eins ans andere.

Es wurde dunkler und dunkler und dunkler. Und die drei Kätzchen waren ganz allein im großen, dunklen Wald.

«Ich fürchte mich fast beinahe gar kein bißchen!» sagte Hübsch und klapperte mit den Zähnen.

«Ich fürchte mich auch ganz schrecklich!» sagte Artig.

Es hatte eigentlich das Gegenteil sagen wollen, aber in der Verwirrung war ihm doch die Wahrheit herausgerutscht.

«Aber...», begann Brav und konnte vor Zähneklappern nicht weiterreden.

Doch die andern halfen ihm, und sie sagten alle miteinander, so tapfer es ging: «Zu dritt sind wir ein Löwe!»

Und dann schliefen Hübsch, Artig und Brav ein.

Wenn man an einem fremden Orte schläft, dann hat man oft besondere Träume. Und die drei Kätzchen im großen, fremden Wald träumten die seltsamsten Sachen.

Plötzlich war ein Lärm, und die drei Kätzchen wachten auf. Zuerst wußten sie nicht, wo sie waren, aber dann fiel ihnen alles wieder ein.

Es war noch immer stockfinstere Nacht. Doch unter ihnen war ein Licht.

Die drei Kätzchen erschrakten nicht wenig. Da saßen – genau unter ihrem Ast – auf dem Waldboden zwei Räuber! Der eine hatte eine Taschenlampe. Auf dem Kopf trug er einen großen Hut. An seinem Gürtel blinkte und blitzte es von Messern und Revolvern. Das war niemand anders als der berühmte Räuberhauptling Staudinger.

Um das Gesicht des andern wucherte mit tausend Borsten ein wilder Vollbart. Das war der Räuber Distel.

Die ganze Räuberschar, die der Räuberhauptling Staudinger zu kommandieren hatte, bestand nur aus einem einzigen Mann: dem Räuber Distel. Zusammen waren sie zwei – aber dafür waren sie schlimm für zwanzig.

Zwischen den beiden stand ein großer Sack. Staudinger machte ihn auf und leuchtete mit seiner Taschenlampe hinein. Da schimmerte es heraus, als säße der Mond im Sack.

«Hei, das hat sich mal wieder gelohnt!» rief der Räuberhauptling. «Ein ganzer Sack voll Silbergeschirr! Da haben wir wieder in einer einzigen Nacht mehr erbeutet, als ein anderer in drei Jahren mit saurer Arbeit verdient! Lustig ist das Räuberleben!»

«Eine Schinderei ist dieses Räuberleben!» stöhnte der Räuber Distel. «Mindestens einen Zentner wiegt der Sack, und ich schleppe ihn jetzt schon zwei Stunden. Ob Silbergeschirr oder Weizen, ein Zentner bleibt ein Zentner. Noch dazu haben diese Schüsseln und Becher und Leuchter so harte Ecken und Kanten – ich glaube, mein Buckel ist nur noch ein einziger blauer Fleck! Hauptling Staudinger, bitte trag du jetzt den Sack die letzte halbe Stunde!»

«Nichts da!» entgegnete Staudinger barsch. «Ich bin der Hauptling, und der Hauptling trägt keinen Sack. Ich gehe voran und trage die Taschenlampe, und du gehst hinterdrein und trägst den Sack. So ist es bei uns eingeführt, und dabei bleibt es. Basta!»

Basta war ein Lieblingswort des Räuberhauptlings. Wenn er einmal Basta gesagt hatte, hieß das, daß er keinen Widerspruch mehr duldete.

«Wenn ich den ganzen langen Weg den Sack allein tragen muß, dann will ich dafür diesmal beim Teilen die Hälfte kriegen!» murrte Distel.

«Nichts da!» fauchte der andere. «Bei uns werden keine neuen Moden eingeführt! Ich bin der Räuberhüptling und kriege das beste und meiste, und du kriegst, was übrigbleibt. So ist es bei uns eingeführt, und dabei bleibt es. Basta!»

Der Räuber Distel tat einen langen Seufzer. Dann sagte er: «Meinetwegen kannst du den ganzen Sack allein behalten. Ich weiß, was ich tue – ich werde wieder ehrlich. Ich rasiere mir meinen Bart und gehe wieder als Müllerknecht in die Mühle. Ein Lohn, den man sich redlich erworben hat, freut einen doch ganz anders als das Hundertfache, das man gestohlen hat. Bei diesen gestohlenen Sachen ist mir immer, als wollten sie wieder heim zu ihrem rechtmäßigen Besitzer!»

Diese Worte brachten den Räuberhüptling Staudinger ganz aus dem Häuschen. Wenn Distel wieder ehrlich würde, dann könnte er ja gar nicht mehr Hüptling spielen und müßte alle schwere Arbeit alleine machen! Nein, da würde ihn das ganze Räuberhandwerk nicht mehr freuen!

Wutentbrannt stand Staudinger auf: «Hoho, du Narr!» brüllte er. «Diese gestohlenen Sachen wollen wieder heim, sagst du? Als ob Schüsseln und Becher etwas wollen könnten! Tot sind sie, mausetot!»

In diesem Augenblick begann das Silbergeschirr im Sack urplötzlich zu krachen und zu klirren, zu rasseln und zu dröhnen. Es war eine einzige Empörung.

«Wa-wa-was war das?» schnatterte der Räuberhüptling erschrocken, als es wieder still wurde. Er war sehr froh, daß Distel in der finsternen Nacht nicht sehen konnte, wie blaß er vor Schreck geworden war.

«Siehst du, es ist doch ein Leben in den Dingen versteckt», sagte Distel. «Ich rühre den Sack nicht mehr an!»

«Seltsam, seltsam!» sagte der Hüptling und seine Stimme hatte noch nie so unsicher geklungen . . .







Käthe Recheis wurde am 11. März 1928 in Oberösterreich geboren. Während ihrer Schulzeit besuchte sie unter anderem die Mittelschule in Linz. Nach der Abschlußprüfung war sie mehrere Jahre als Redaktionssekretärin in einem kleineren Verlag in Linz tätig. Dann wurde sie Leiterin des österreichischen Zweigbüros einer internationalen katholischen Organisation zur Betreuung von Aus-

wanderern. 1960 reiste sie für drei Monate nach Kanada und USA. Seit 1961 übt Käthe Recheis einen freien Beruf aus. Käthe Recheis sagt von sich selber: «Beim Kinderbuch finde ich die Einfachheit in Sprache und Inhalt, zu der man gezwungen ist, sehr reizvoll.»

„Kleiner Bär“ und „Opeki“ – Rotkehlchen – sind zwei Indianergeschwister, die eines Tages einen begeisternden Fund machen.

Der kleine Biber und seine Freunde

Der kleine Indianer trug ein Hemd aus Leder und eine Hose aus Leder. Er hieß Kleiner Bär. Seine Schwester hatte zwei schwarze Zöpfe und ein rotes Band im Haar. Sie wurde Rotkehlchen genannt – Opeki –, so sagen die Indianer in ihrer Sprache.

Die Indianerkinder wohnten am Ufer des Baches in einem Zelt aus Birkenrinde. Das hatte ihr Vater gebaut. Er war ein Jäger. In den großen Wäldern gab es viele Tiere. Jeden Morgen verließ der Vater das Zelt und ging auf die Jagd, damit seine Familie nicht hungern mußte.

Die Mutter kochte, nähte die Kleider und hielt das Zelt sauber. Opeki und Kleiner Bär hatten keine Spielkameraden. Viele, viele Tage mußte man wandern, bis man zum nächsten Dorf kam. Ganz allein lebte die Indianerfamilie in dem großen Wald.

Opeki wünschte sich daher eine kleine Schwester, und Kleiner Bär wollte einen Bruder haben.

Es war ihnen zwar niemals langweilig. Opeki und ihr Bruder gingen in den Wald und spielten miteinander und waren die besten Freunde. Jeden Tag entdeckten sie etwas Neues. Sie sahen viele bunte Vögel, Hirsche, Eichhörnchen und andere Tiere!

Dennoch, ganz insgeheim, wünschte das kleine Mädchen sich immer eine Schwester!

Opeki war es, die plötzlich einen Biber in den Zweigen des Baumes liegen sah.

«Ein Biber!» rief das Mädchen.

«Er ist tot!» sagte Kleiner Bär.

Opeki hatte Mitleid mit dem ertrunkenen Biberkind. Sie beugte sich nieder, nahm es in ihre Hände und streichelte das nasse Fell. Da spürte sie, ganz schwach, das Klopfen des kleinen müden Herzens.

«Er ist nicht tot», sagte Opeki.

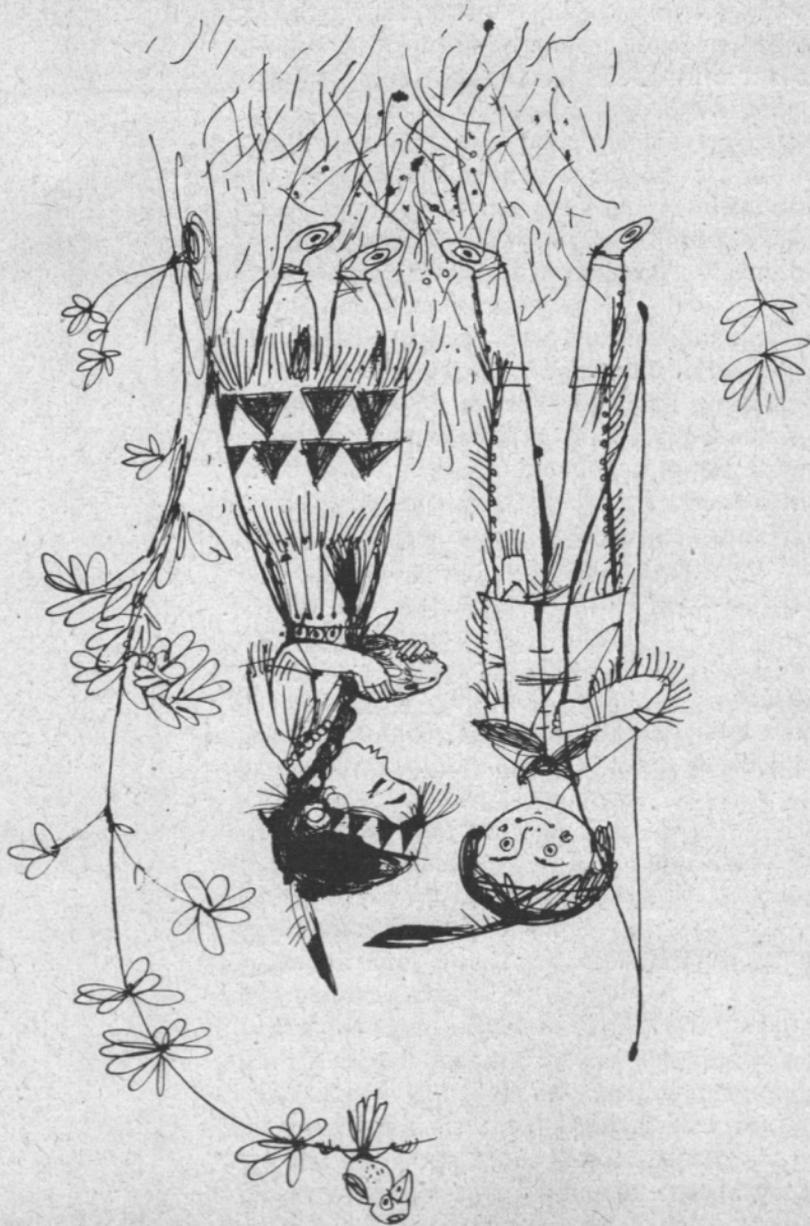
«Er ist tot!» behauptete Kleiner Bär noch einmal. Opeki schüttelte den Kopf, hielt ihm den Biber hin, und als Kleiner Bär sein Ohr an den Körper des Tieres legte, hörte er auch das Schlagen des Herzens. Zuerst war es ihm gar nicht recht. Wie alle Jungen glaubte er, klüger zu sein als seine Schwester. Und er hatte gesagt, der Biber sei tot! Aber dann freute er sich mit Opeki, daß sie ein Biberkind gefunden hatten. Opeki wärmte es mit ihrem Atem und hielt es fest in den Armen, damit es nicht frieren mußte. Es war so klein und schutzlos und schwach!

«Wir wollen heimgehen», sagte der Indianerjunge.

Als sie das Zelt durch die Zweige der Bäume erblickten, fing Opeki zu laufen an. Sie konnte es nicht erwarten, den kleinen Biber der Mutter zu zeigen.

Die Mutter nähte ein Hemd für den Vater. «Kleiner Bär und ich, wir haben einen Biber gefunden», berichtete Opeki atemlos. Sie kniete sich neben der Mutter nieder und legte das Biberkind auf ein Kissen aus weichen Kaninchenfellen. Sein Pelz war nun schon fast trocken, und sein Herz schlug

Opoki streichelte das nasse Fell des kleinen Bibers.



kräftiger, aber es hatte die Augen noch geschlossen, und die Glieder waren matt und schlaff. Opeki fuhr mit den Fingern über das Fell. Wie klein waren der Schuppen-schwanz und die Füße und der Kopf!

«Er soll bei uns bleiben!» rief Opeki und blickte die Mutter bittend an.

Die Mutter nickte. «Ja, ihr dürft Amik behalten», sagte sie. Amik, so nennen die Indianer den Biber, und das war von nun an der Name des kleinen Bibers.

Opeki und ihr Bruder sammelten dünne, junge Zweige, schälten die zarte Rinde davon ab und legten sie neben den kleinen Biber, damit er, wenn er wach wurde, gleich Futter fand. Die Mutter machte einen Brei aus Reiskörnern. In der Heimat von Opeki und Kleiner Bär, in den großen Wäldern im Norden von Amerika, wächst in den Seen der wilde Wasserreis. Die Indianer bauen keine Felder an, sie fahren mit ihren Booten auf einen See und sammeln die Körner.

Opeki gab den Reisbrei auf einen Teller aus Birkenrinde und stellte ihn nahe zu Amiks kleinem Maul.

Als es Abend wurde, wachte Amik auf. Alles war hier so merkwürdig und roch anders als im Biberhaus. Seine Brüder waren nicht hier, und er fand seine Eltern nicht. Aber Amik war furchtlos. Er schnupperte neugierig an dem Kaninchenfell, stieß mit seiner Nase an Opekis Kleid, und dann fiel er auf seiner Entdeckungsreise in den Birkenrindenteller. Opeki hob Amik auf und wischte den Reisbrei von seinem Fell. Sie legte ihn in ihren Schoß und strich mit den Fingern den Brei in sein kleines Maul. Zuerst schüttelte sich Amik kräftig und wollte das ungewohnte Futter nicht schlucken, aber dann merkte er, daß Reisbrei genauso gut den Hunger stillt wie die Milch der Mutter.

«Seht, seht!» rief Opeki, «er hat keine Angst vor uns!» Da fielen die Augen Amiks auch schon wieder zu, und er schlief in Opekis Schoß ein.

Opeki hielt sich ganz still, um Amik nicht zu wecken. Bald kam der Vater heim. Kleiner Bär eilte ihm entgegen und

rief laut: «Wir haben einen Biber gefunden! Komm und sieh, Vater!» Auch im Zelt machte Kleiner Bär noch viel Lärm. Er erzählte voll Eifer, was geschehen war. Opeki schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. «Du darfst nicht so schreien, Kleiner Bär!» sagte sie. «Amik schläft. Du wirst ihn aufwecken!»

Es war sehr gemütlich im Zelt. Am Boden lagen Kaninchenfelle und weiches trockenes Moos. Das Feuer brannte. Der Vater rauchte seine Pfeife.

Der Nachtwind strich durch die Bäume des Waldes. Der Himmel war schwarz. Die Sterne schienen. Der Vater, die Mutter, Kleiner Bär und Opeki wurden müde und gingen schlafen.

Opeki legte Amik neben sich und deckte ihn mit einem Kaninchenfell zu. Amik wachte auf und stieß leise klagende Töne aus. Opeki streichelte ihn, und der kleine Biber war getröstet und schlief ein, dicht an sie geschmiegt.

„Ich habe einen Biber. Er ist so schwach. Er liebt mich“, dachte Opeki. Die Augen fielen ihr zu. „Es ist, als ob ich eine kleine Schwester hätte...“, und da war sie auch schon eingeschlafen.



Ein reizendes Büchlein für jüngere Leser: „Der kleine Biber und seine Freunde“ von Käthe Recheis, duftig illustriert von Herbert Lentz, herausgegeben vom Verlag Herder.

Büchertips für Leseratten

«Was soll ich lesen?» – Wohl jeder Knabe, dem die Sägemehllinien eines Fußballplatzes nicht zugleich die Grenzen seines geistigen Horizontes bedeuten, und jedes Mädchen, das über die Kunst des Strümpfestopfers hinaus noch etwas von der Welt erfahren möchte, wird sich schon diese Frage gestellt haben. Viele machen es sich allerdings leicht: Sie decken sich am nächsten Kiosk mit Dutzendheften und Illustrierten ein, die ihre Köpfe nicht allzu sehr strapazieren. Für kurze Zeit wird ihr Lesehunger mit diesem geistigen Zwergobst allerdings zur Not gestillt; doch nur zu bald ist das Heft durchstöbert – es aufzubewahren lohnt sich nicht – und schon sind die sauer verdienten Batzen futsch oder genauer gesagt: in der prallen Geldkatze eines gewissenlosen Verlegers verschwunden! – Nun denkt Ihr vielleicht: Gute Bücher sind für uns zu teuer! Wenn Ihr die folgenden Seiten aber aufmerksam durchlest, werdet Ihr auch Hinweise auf Taschenbücher und gediegene Hefte finden, die für jeden erschwinglich sind. Und dazu möchte ich erst noch behaupten, daß sich heute jeder Knabe und jedes Mädchen durch allerlei Dienstleistun-

gen das Geld für ein gutes und schönes Buch verdienen kann – wenn der Wille da ist. Dann müßt Ihr Euch aber auch *etwas Rechtes* kaufen. Die folgenden Tips möchten die Auswahl erleichtern. Ihr findet ein paar besonders empfehlenswerte Jugendbücher angezeigt, die alle neu sind und Euch deshalb noch nicht bekannt sein dürften. Darüber hinaus gibt es natürlich noch unzählige andere, die nicht erwähnt werden. Wenn Ihr einmal angefangen habt, Euch in Bibliotheken und Buchläden umzusehen, werdet Ihr bald lernen, die echten Edelsteine von den Glasperlen zu unterscheiden. Laßt Euch dabei nicht erwischen, denn nicht jedes Buch, das auf den ersten Blick ‚tol‘ erscheint, hat Euch auch nach Monaten und Jahren noch etwas zu sagen. Und gerade darauf kommt es an! Habt Ihr aber einen wahrhaft guten Fund getan, so wird die Freude groß sein. –

Zuerst ein paar Tips für die *Jüngsten!* Vielleicht habt Ihr einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester, die Ihr zu Weihnachten oder am Geburtstag mit einem Bilderbuch beschenken möchtet. Da kann ich Euch ein paar neue und ganz besonders reizende nennen, die – im Verschwiegenen sei's gesagt – auch von Ältern ganz gerne angeschaut werden, weil sie so gar nicht kitschig, sondern originell und manchmal recht modern gemalt sind. Also zu Beginn:

Eine Handvoll Bilderbücher

Da ist vor ein paar Monaten ein Bilderbuch erschienen, das großes Aufsehen erregte. Es ist im Text und in den Illustrationen das Werk einer Sechzehnjährigen und heißt: *Der Xaver und der Wastl* (Atlantis Verlag). *Heidrun Petrides*, so heißt die Verfasserin, ist eine Hamburger Gymnasiastin. Sie schrieb und malte dieses stattliche Bilderbuch für ihren kleinen Bruder, und es ist wunderbar geworden. Xaver und Wastl, zwei ‚Großstadtpflänzchen‘, sehen von der lieben Welt nur erbärmlich kleine Ausschnitte: Der Xaver kann nur Dächer und Kamine erblicken, weil er zuoberst in einer Dachstube haust; der Wastl sieht nur Pflastersteine und Beine, weil er zuunterst in einer Kellerwohnung schmachtet. Und deshalb haben sie nur einen Wunsch:



ein eigenes Häuschen zu besitzen, ein Häuschen mit blanken Fenstern, durch die man den Himmel und die grünen Bäume und die bunten Blumen sehen könnte. – Und siehe da: viel früher als erwartet geht der Wunsch in Erfüllung.

Von Zirkusluft und Jahrmarktsfreuden künden zwei andere Bilderbücher. Von *Mischa Damjan*, der im ‚Bücherstübchen 1959‘ mit ‚Pony, das Seepferdchen‘ zu Gast war, ist ein lustiges Bilderbuch erschienen, das *Der Clown sagte Nein* heißt. (Herausgegeben vom Nord-Süd-Verlag.) Streik im Zirkus Simalabim! Petronius, der fidele Clown, sagt Nein. Er will nicht mehr länger Faxen machen. – Ja, was will er denn? Geschichten erzählen, allen Kindern Geschichten erzählen! Und auch sein Arbeitskumpane, der Esel Theodor, rebelliert: Er will nicht mehr länger den Störrischen spielen. – Ja, was will er denn? Zuhören möchte er, zuhören, wie Petronius Geschichten erzählt! Schließlich greift der Streik auch auf andere Tiere im Zirkus über: auf Ferdinand, das Pony; Luise, die Giraffe; Gustav, den Löwen, und Otto, den Hund. Was das für einen Klamauk ergibt, könnt Ihr Euch wohl lebhaft vorstellen! Gian Casty hat die Geschehnisse mit raschen, leuchtenden Pinselstrichen festgehalten. Vom Zirkus zum Jahrmarkt ist kein großer Schritt! Hier ist es der alte Budenbesitzer Schorsch, der Sorgen hat.



Seine verlotterte Reitschule bringt ihm immer weniger ein. Die Kinder auf den Jahrmarktplätzen beachten sie kaum. Sie rennen auf die Autobahn oder setzen sich in schnelle Flieger, die mit furchtbarem Getöse in die Luft steigen. Und der alte Schorsch braucht doch das Geld dringend zum Leben. Da, eines Nachts, beschließen seine Karuselltiere – zwölf stramme Pferde, ein Elefant und zwei Löwen – ihrem Meister zu helfen. Leise begeben sie sich in die Träume der schlafenden

Kinder, um in ihren Köpfen die Sehnsucht nach dem Karussell wieder zu wecken. Eine rührende, poetische Geschichte, nicht wahr? Ihr Verfasser ist denn auch ein Dichter: *Max Bolliger*, der schon viele Gedichte geschrieben hat. Sein Bilderbuch heißt: *Das alte Karussell*, illustriert von Klaus Brunner, erschienen im Comenius-Verlag.

Was tut Ihr am Abend, wenn Ihr noch nicht ins Bett gehen möchtet? Nicht wahr, Ihr habt alle Ausreden! Erst plagt Euch der Durst, dann müßt Ihr den Vater noch etwas Dringendes fragen; so versucht Ihr das Unabänderliche zu verschieben! Und genau so macht es Fränzi, ein kleines Dachsenkind. Genau wie die Menschenkinder! Aber der gute Dachsenvater hat Geduld – und schließlich schläft Fränzi eben doch ein. *Fränzi geht schlafen* ist ein ganz neues Bilderbuch von *Russell Hoban* (Bilder von Garth Williams), das dieses Jahr im Verlag Sauerländer herausgekommen ist.

Im gleichen Verlag erschienen auch die Bilderbücher eines Künstlers, dessen Namen Ihr Euch merken solltet, weil seine Bilder weltberühmt geworden sind. Er heißt *Felix Hoffmann* und stammt aus Aarau. Bis jetzt hat er vier Märchenbücher geschaffen: *Der Wolf und die sieben Geißlein*, *Dornröschen*, *Rapunzel* und das neue: *Die sieben Raben*. Warm leuchten die Farben der über zwanzig Lithographien:



sie strahlen Liebe, Mitleid und Wiedersehensfreude aus. – Diese Märchenbilderbücher werden die ganze Familie begeistern.

Und zum Schluß: Noch einmal Felix Hoffmann, der in einem lustigen Format ein Büchlein geschaffen hat, das den Kleinsten in leicht verständlichen Bildern den alten Spruch ‚Joggeli wott go Birli schüttle‘ erzählt. Auch dieses auf sehr feinem Papier gedruckte Werklein ist im Verlag Sauerländer erschienen.

Für kleine Leseratten

Die meisten Kinder lesen als erstes ein Buch mit Märchen. Sie erfahren dabei allerhand von guten und bösen Geistern, Zwergen, Riesen und Hexen. Nun können sie aber im ersten Lesealter noch gar nicht alle Märchen verstehen. Es war deshalb eine ausgezeichnete Idee von *Richard Bamberger*

ger, das reiche Gut der Märchen einmal zu sichten und die einzelnen Geschichten nach ihrer Verständlichkeit zu ordnen. Dem Alter des Kindes angepaßt, erscheinen nun verschiedene Bände: ‚*Mein erstes großes Märchenbuch*‘, ‚*Mein zweites großes Märchenbuch*‘ usw. (Verlag für Jugend und Volk). Die bereits erschienenen Sammlungen hat Emanuela Wallenta mit (teilweise) kolorierten Federzeichnungen versehen – und dafür den Österreichischen Staatspreis für Kinderliteratur erhalten. – Schaut Euch die Bücher einmal an!



Phantastische Geschichten erzählt auch der ‚Wundervogel Miralu‘ von Hedwig Bolliger, die schon manches gute Kinderbuch geschrieben hat (Rex-Verlag). Rosmarie, die krank ist, erhält von ihrer Tante einen kunstvoll gedrechselten Wundervogel mit goldenen Flügeln. Das Kind läßt ihn über dem Bett aufhängen: und siehe da! Der seltsame Wundervogel beginnt zu sprechen und erzählt ihm bis zu seiner Genesung manch feine, besinnliche und lustige Geschichte.

Im Märchenlande haben aber nicht nur Wundervögel die Gabe der Sprache, selbst Kater, Schweine und ein Ziegenbock können mitunter sprechen, so im lustigen Buch vom ‚Kater Mikesch‘, das Josef Lada im Verlag Sauerländer herausgegeben hat. Was dieses kreuzfidele Kleeblatt alles unternimmt, geht auf keine Kuhhaut! Am pfißigsten gebärdet sich ohne Zweifel Mikesch, der Kater, der selbst in der Schule der Menschenkinder von sich reden macht.

Habt Ihr Euch auch schon überlegt, woher es wohl kommt, daß Kinder so innige Freundschaft mit Teddybären schließen? Vielleicht steht ihnen dieses Tier deshalb so nahe, weil es sich wie sie oft täppisch und unbeholfen benimmt. Tatsache ist, daß Bärenbücher überall beliebt sind. Nun ist im Schweizer Spiegel Verlag ein neues erschienen. ‚Hannibal der Tolggi‘ nennt es sich und erzählt die Geschichte eines nase-

KATER MIKESCH

Geschichten vom Kater, der sprechen konnte



JOSEF LADA

weisen Spielzeugbären. Angela Koller hat sie geschrieben und Véronique Filozof, eine Künstlerin, die trotz dem fremd klingenden Namen aus Basel stammt, malte dazu ganz einfache, rührend einfache Bilder, die auch für die Kleinsten verständlich sind.

Zwei Bücher aus dem Benziger Verlag lassen die kleinen Leseratten noch tiefer in die Welt des Wunderbaren vordringen, zu drolligen Wichtelchen und gespensterhaften Wesen: ‚Die Wichtelreise‘ von Denys Watkins-Pitchford, der für dieses eigenartige Kinderbuch einen internationalen Preis erhalten hat und ‚Muminvaters wildbewegte Jugend‘ von Tove Jansson, einer schwedi-

schen Schriftstellerin, die für ihre Bücher ‚Sturm im Mumintal‘ und ‚Kommet im Mumintal‘ ebenfalls mit einem Preis ausgezeichnet wurde.

Und zum Schluß noch ein vergnügliches Jugendbuch aus dem Rex-Verlag für solche, die schon etwas flüssiger lesen können. Es heißt ‚Der Hund in der Pauke‘ von Hans Romberg (illustriert von Armin Bruggisser). Wenn auch die Geschichte mit einem Dackel beginnt, so handelt es sich zuletzt um nichts Geringeres als um die Auffindung eines verborgenen Goldschatzes.



Abenteuer in aller Welt

Mit einem spannenden Buch könnt Ihr in alle Welt entfliehen, könnt mit tapfern Helden und kühnen Forschern waghalsige Abenteuer erleben: das lieben vor allem die *Buben* weshalb ihnen im besonderen die folgenden Büchertips gewidmet sind.

Paul Jenni, auch ein Freund des ehemaligen ‚Bücherstübchens‘, läßt seine zwei Bubenhelden Jack und Cliff neue Abenteuer erleben; diesmal als Höhlenforscher. In einer romantischen Burg machen sie sich auf die Suche nach einem dort vergrabenen Schatz. – Buben, diese Geschichte wird bestimmt nach Eurem Geschmack sein! (‚*Jack und Cliff, die Schatzsucher*‘ aus dem Schweizer Jugend-Verlag.)

‚Ein Abenteuerbuch für die Jugend‘: so heißt es im Untertitel zu dem im Rex-Verlag erschienenen Bubenbuch ‚*Der Geheimklub auf der Hütteninsel*‘ von *Evert Zandstra*. Allard, eine Vollwaise, begibt sich zu Fuß zu seinem Großvater, einem alten Fischer und Sonderling, der im friesischen Seengebiet eine Arche bewohnt. Dort findet er eine neue Heimat und drei neue Freunde, die mit ihm einen Geheimbund gründen und auf der Hütteninsel allerhand spannende Abenteuer erleben. Die Lektüre dieses Buches vermittelt darüber hinaus eine lebendige Naturschilderung der uns weitgehend unbekanntes friesischen Inselwelt.

Evert Zandstra

Der Geheimklub auf der Hütteninsel

Ein Abenteuerbuch für die Jugend



In einen ganz andern Teil der Erde führt die Geschichte von *Karah Feder-Tal*: *„Der Stein des Friedens“* (Arena Verlag). Seit 1948 der Staat Israel gegründet wurde, kehren Judenfamilien aus allen Ländern der Welt nach Palästina zurück. Da beginnt nun die spannende Erzählung um die Urbarmachung der Megev-Wüste. Neben den Unbilden der Natur haben die eingewanderten Israelis aber auch den oft offenen Kampf gegen die ihnen feindlich gesinnten Araber zu bestehen. Eine heimliche Freundschaft zwischen

dem kleinen David und dem Beduinenjungen Achmed läßt jedoch alle Gräben der Zwietracht überspringen.

Von einer andern Freundschaft erzählt Gilles Saint-Cère in *„Der rote Hund von Sansandine“* (Verlag Herder). Im heißen indochinesischen Dschungel liegt der französische Stützpunkt Sansandine. Jeden Tag kann es geschehen, daß die feindlichen Japaner die Hügelkuppe stürmen. Da entschließt sich der junge Kommandant, den roten Dschungelhund Tao zu zähmen, denn er weiß um seine Qualitäten. Und in den kämpferischen Auseinandersetzungen wird denn auch der Hund sein treuer Kriegsgefährte und gibt dem in Gefangenschaft geratenen Fährndrich neuen Lebensmut. – Den Namen Heiner Rothfuchs müßt Ihr Euch merken; der Künstler hat dieses Buch und viele andere überzeugend illustriert.

Ebenfalls im Dschungel, diesmal bei den primitiven indischen Stämmen von Orissa, ist die Abenteuergeschichte *„Orissa wird leben“* von Franz F. Wurm (Sebalduß-Verlag) angesiedelt. Ein junger Hindu und Diplomalldwirt möchte sie aus ihrer jahrhundertalten Rückständigkeit befreien. Doch er stößt dabei auf unvorstellbare Schwierigkeiten und ein fast unentwirrbares Gespinnst von Aberglaube, Kastendünkel und Arbeitsscheu dieser primitiven Parias. Seine nie erlahmende Geduld und eine gro-



Be Liebe öffnen ihm schließlich trotzdem die Herzen dieser Menschen.

Sollte es Euch nun in den Tropen zu heiß geworden sein, so stürzt Euch ohne Zögern in die wesentlich frischen Regionen der Antarktis, welche Schauplatz der wahrlich turbulenten Erzählung *„Kampf im Eis“* von *John Gunn* (Schweizer Jugend-Verlag) sind. Da werdet Ihr die Bekanntschaft mit draufgängerischen Piloten und sturm-erprobten Walfängern machen!

Soll ich Euch nach all den aufregenden Büchern noch einen „Krimi“ empfehlen? Eigentlich weiß ich ganz gut, daß

Ihr diese Art Literatur noch am ehesten selbst entdeckt. Doch sei's für einmal: *Gunter Martell*, der berühmte Kriminalschriftsteller, legt im Arena-Verlag eine Sammlung Detektivgeschichten für die Jugend vor. Er nennt sie *„Verfolgung in Locarno“*. Von dieser Lektüre werden die Buben sich kaum mehr zu trennen wissen. Aber Vorsicht: nicht vor dem Einschlafen...

Auch die Geschichte ist ein Abenteuer

Guten Büchern ist es gegeben, den Leser nicht nur in alle Erdteile und zu allen Menschenrassen zu entführen; es gelingt ihnen auch, längst vergangene Ereignisse aller Zeiten wieder lebendig zu machen, Abenteuer aus verschwundenen Jahrhunderten neu gegenwärtig werden zu lassen.

Weit zurück in prähistorische Zeiten führt das ungewöhnliche Buch von *Joseph H. Rosny* mit dem Titel *„Der Kampf um das Feuer“* (Benziger-Verlag). Der Stamm der Oulhamre ist in tödlicher Gefahr: sie haben ihren höchsten Besitz, das Feuer, im Kampf mit einer feindlichen Horde verloren. Die Tüchtigsten und Wagemutigsten machen sich deshalb auf, das Feuer neu zu erobern. – Der Autor, sein richtiger Name ist *Joseph-Henri Boex*, hat zwanzig Jahre lang an diesem Buch gearbeitet. *Heinz Stieger* versah es mit markanten Illustrationen.

Heini

der Knecht des Ital Reding



In der Geschichtsstunde habt Ihr sicher schon vom Alten Zürichkrieg gehört, jenem unseligen Bruderzwist der Eidgenossen. Wenn Ihr davon noch mehr erfahren und dazu eine anregende Geschichte lesen möchtet, so merkt Euch das im Rex-Verlag herausgekommene Buch von *Anton Krapf*: ‚*Heini, der Knecht des Ital Reding*‘, illustriert von *Armin Bruggisser*. Knorrige, hartköpfige Gestalten von altem eidgenössischem Schrot und Korn werden Euch da leibhaftig begegnen.

Zwei Neuerscheinungen des gleichen Verlages berichten aus der Geschichte

der Kirche. *Wilhelm Hünermann*, von dem schon so manches Lebensbild gezeichnet wurde, hat diesmal einen besonders liebenswerten Heiligen der neuern Zeit für eine Lebensbeschreibung auserwählt: den jungen *Gabriel Possenti*, gleich seinem großen Vorbild *Franziskus in Assisi* geboren. ‚*Der Tänzer von Spoleto*‘ heißt seine Biographie. – Vom gleichen Verfasser liegt auch eine Geschichte der allgemeinen Konzilien vor (‚*Die Schmiede der Wahrheit*‘), die vor allem reifere Jugendliche interessieren wird.

Dieses Jahr gedenken wir des hundertjährigen Wirkens des Internationalen Roten Kreuzes. Dabei dürfen wir seinen Gründer, den Genfer *Henri Dunant*, nicht vergessen, wie dies bereits zu seinen Lebzeiten einmal geschehen ist. Dieser Mann hat unter unvorstellbaren Schwierigkeiten unentwegt für seine heute so segensreiche Idee gewirkt. *Albert Hochheimer* hat seinem Andenken ein Buch gewidmet (‚*Henri Dunant*‘, Benziger-Verlag), das Eurer Bibliothek recht gut anstehen würde. Durch manche Ereignisse der letzten Zeit ist ein Buch äußerst aktuell geworden, das ein Stück amerikanische Geschichte lebendig macht: Sklavenbefreiung und Bürgerkrieg in den Südstaaten. *Gero Hylmar* hat für den Arena-Verlag ein Buch geschrieben: ‚*Die Ketten fielen*‘, das in jenem bedeutenden Augenblick beginnt, da *Lincoln* zum Präsidenten gewählt wird.

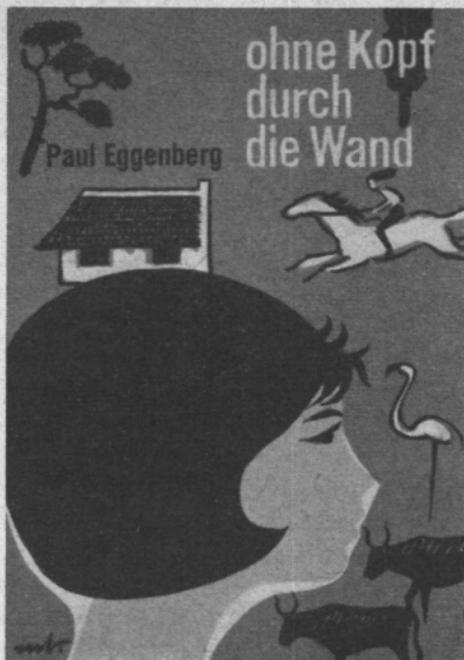
Nur für Mädchen?

Die Buben sind gebeten, das Fragezeichen hinter der Überschrift dieses Abschnittes gut zu beachten. Es will sagen, daß recht häufig ein sogenanntes ‚Mädchenbuch‘ auch von Buben als ganz annehmbar betrachtet wird. (Wie auch umgekehrt!) – Warum eigentlich nicht?

Gerade unser erstes Buch mit dem seltsamen Titel ‚*Thomas und Tomate*‘ von *Esther Gallwitz* (vielleicht kennt Ihr ‚Übrigens, ich heiße Flip‘ von der selben Schriftstellerin) hat alles in sich, Mädchen *und* Buben gleicherweise zu amüsieren. Es ist im Verlag Herder erschienen und erzählt die wechselvollen Erlebnisse eines Geschwisterpaares.

Eine ganz außergewöhnlich stark faszinierende Geschichte verdanken wir dem Walter-Verlag, bei dem von *Scott O'Dell* ‚*Insel der blauen Delphine*‘ erschienen ist. Darin lesen wir die Lebensbeschreibung des Indianermädchens Karana, das 1835 allein auf einer einsamen Insel des Pazifik zurückblieb, als seine Stammesangehörigen wegzogen. – Das Buch hat diesen Sommer den Deutschen Jugendbuchpreis erhalten.

‚*Ohne Kopf durch die Wand*‘: Habt Ihr das auch schon versucht? Topsy, Lolo, John, Jack und Bumbs – die etwas halbstarke Mitglieder eines Kellerklubs – möchten es gerne probieren.



Genauer gesagt: ihr Sinn steht nach Amerika, wo sie Karriere als Schlagersänger zu machen hoffen. Glücklicherweise nimmt ‚Topsy‘, die Schlüsselfigur der Geschichte, noch zur rechten Zeit Vernunft an. Das Buch schrieb *Paul Eggenberg*; der Schweizer Jugend-Verlag hat es herausgebracht. (Für Schüler der obern Klassen.)

Sicher kennen die größern Mädchen die Schriftstellerin *Gertrud Häusermann*, die von vielen jungen Leserinnen verehrt wird. 1960 schrieb sie die Geschichte der Seminaristin Simone. Heute liegt die Fortsetzung vor (die aber gut auch unabhängig vom ersten

Band gelesen werden kann) und heißt ‚*Simone in der Bretagne*‘ (Verlag Sauerländer). Aus der Seminaristin ist mittlerweile eine junge Lehrerin geworden, die zu einem Besuch in das Land ihrer Väter – Frankreich – zurückkehrt und dort Alain findet, der sie liebt. Das Buch braucht verständige Leserinnen ab 15 Jahren.

Nur für Mädchen: diesmal fällt das Fragezeichen weg, denn was wollten Buben mit einer Schönheitsfibel anfangen! ‚*Mein Modebuch*‘ von Margret Tietgen-Simon (Arena-Verlag) bringt



tausend ‚schicke Tips für junge Damen und solche, die es werden wollen‘. Da wird über Kleiderfragen, Kosmetik und viele ähnliche Dinge unterhaltend geplaudert. Also noch einmal: Für junge Damen und solche...

Eigene Bücher für wenig Geld

Es soll Euch an dieser Stelle wieder einmal kurz in Erinnerung gerufen werden, auf welche Weise Ihr billig zu wertvollen Büchern und Heften gelangen könnt.

Sicher ist Euch die ausgezeichnete Reihe der *Benziger Taschenbücher* bekannt. Bereits sind über 40 Bände, von denen jeder Fr. 2.30 kostet, erschienen. Die neuesten Titel lauten:

Julius E. Lips: ‚*Zelte in der Wildnis*‘ (Nr. 39). Das Leben der Naskapi-Indianer in Labrador.

James Aldridge: ‚*Unterwasserjagd*‘ (Nr. 40). Über den Tauchsport.

Klaas Toxopeus: ‚*Harte Männer – harte See*‘ (Nr. 41). Die Taten der holländischen Küstenwache.

Hugh Walpole: ‚*Jeremy siegt*‘ (Nr. 42). Dritter Band einer köstlichen Buben-geschichte.

Joseph M. Velter: ‚*Wölfe, Bären und Banditen*‘ (Nr. 43). In den Steppen Sibiriens.

Helen Dore Boylston: ‚*Zeig, was du kannst*‘ (Nr. 44). Aus der Welt eines großen Krankenhauses.

Helen Dore Boylston

Zeig, was du kannst

Eine packende, mit Ernst und Humor erzählte Geschichte aus der Welt eines glücklichen Krimenquellens. Das spannungsgeladene Leben der Schwester Susanna, die zwischen Art und Talent ihre schwere Aufgabe erfüllt hat.



Julius E. Lips

Zelte in der Wildnis

Abenteuer in einer unendlichen Wildnis. Seen und Flüsse sind die gefährlichen Jagdgründe der Wapiti Indianer. In Labrador von ihnen hatten und freien Leben berichtet der Verfasser.



Joseph M. Velter

Wölfe, Bären und Banditen

Abenteuer und Erlebnisse eines Mannes in den düsteren Steppen und Bergen Schimmas, wo er als Güterhüter, Fellenstapler und Jäger ein kühnes und männliches Leben geführt hat.



Auch der *Arena-Verlag* gibt Taschenbücher für die Jugend heraus. (Pro Band DM 2.40.) Diese Reihe ist bereits auf Nr. 70 angewachsen. Aus den letzten Bänden sticht vor allem der von Ronald Ross: *„Sekunden der Entscheidung“* hervor. Er vereinigt acht prallvoll mit Abenteuer angefüllte Kurzgeschichten.

Fr. 4.80 kostet ein Bändchen der *Eulen-Bücherei*, die vom Schweizer Jugend-Verlag betreut wird. Unsere Geschichte *„Pablo und die Cowboys“* stammt aus dieser Reihe.

Und schließlich kennt Ihr alle die preisgünstigen Hefte unseres *Schweizerischen Jugendschriftenwerks* (SJW), von denen es bereits über 800 Titel gibt!

Diese Hinweise haben Eure Aufmerksamkeit auf Bücher lenken wollen, die Euer Interesse verdienen. Wenn Ihr noch mehr über gute Bücher wissen wollt, dann verlangt in einer Buchhandlung oder beim Walter-Verlag in Olten das Verzeichnis *„Empfehlenswerte neue Jugendbücher“*. Es wird herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Kath. Lehrervereins der Schweiz. Auch für Eure Eltern wird der Katalog sehr wertvoll sein, denn er hilft ihnen, die richtige Wahl zu treffen.

Er erscheint jedes Jahr im Herbst und macht Euch mit über 200 neuen Jugendbüchern aller Art bekannt. Und nun: Viel Freude mit Eurem besten Freund – dem *Buch!*

Literatur-Wettbewerb 1964

Liebe Leseratten,

zum Schluß auch dieses Jahr: *Euer* Wettbewerb! Wenn Ihr die literarische Beilage aufmerksam gelesen habt, so wird Euch die Lösung – Nachblättern erlaubt – nicht schwer fallen. Ihr müßt zehn Zahlen ermitteln. Zuerst die Seitenzahlen der folgenden Textstellen aus der «Leserratte»:

1. «Als die Indianer nur noch etwa fünfzig Yards entfernt waren und immer noch mit furchterregender Geschwindigkeit heranpreschten, rief Nath: ‚Jetzt!‘»
2. «Schnell wandte ich mich um: wie eine tollgewordene Lokomotive stürmte eine schwarze Masse auf mich zu: ein Stier mit blutunterlaufenen Augen . . .»
3. «Um acht Uhr rasselte der Wecker. Um neun Uhr angelte Jürg die Watte aus den Ohren, und nun ging alles sehr schnell.»
4. «Sie wollten so rasch wie möglich fertig werden, denn das Wasser lockte zum Baden.»
5. «Der Chorherr trat ans Fenster und sah hinaus in die Dämmerung. Plötzlich richtete er sich erschrocken auf. ‚Das ist doch nicht möglich‘, murmelte er . . .»
6. «Es war sehr gemütlich im Zelt.

Am Boden lagen Kaninchenfelle und weiches trockenes Moos. Das Feuer brannte. Der Vater rauchte seine Pfeife.»

Ferner folgende Zahlen:

7. In seinem Lebenslauf verrät der Schriftsteller Barthold Strätling sein Alter: wieviele Jahre zählt er?
8. Wieviele Breitengrade müssen die Schiffbrüchigen in Ch. A. Meijers Abenteuerbuch «Die Klaue des Drachen» nach Batavia zurücksegeln?
9. An welchem Tag beginnt das Tagebuch «Stop, Daniela»?
10. Welche Nummer trägt das Benziger-Jugendtaschenbuch «Jeremy siegt»?

Die zehn Zahlen sind zusammenzuzählen. Das Ergebnis schreibt Ihr auf die Rückseite einer Postkarte und schickt diese bis 15. März 1964 an den

Walter-Verlag AG, Olten.
(Vermerk: «Wettbewerb»)

Die *Kontrollmarke für den Literaturwettbewerb* (Seite 191) nicht vergessen! Es winken begehrte Jugendbücher als *Preise*. – Viel Erfolg und viel Glück!

Jugendbücher voller Rasse

Max Paul

Duell über der Schlucht

208 Seiten, Leinen, reich illustriert, Fr. 9.80
Die Italienreise der beiden Freunde Vanel und Hilberg gestaltet sich sehr abenteuerlich, da sie auf der Spur nach dem geheimnisvollen Kapuzenmann eine Räuberbande entdecken.

**Ernst
Vollenweider**

Roland fliegt nach Mexiko

318 Seiten, Leinen, reich illustriert, Fr. 11.50
Ein Sekundarschüler gewinnt bei einem Wettbewerb einen Flug nach Mexiko. Er gewinnt Indios zu Freunden und lernt die rätselhafte mexikanische Kultur kennen.

Heiner Groß:

Tumult auf der Kyburg

264 Seiten, Leinen, viele Zeichnungen, Fr. 9.80
Ein modernes Märchen, das von Robotern handelt.

Peter Dan

Die berühmte Wikinger-Serie

bisher erschienen: Band 1 Rolf auf der Bäreninsel
2 Rolf bei den Arabern
3 Rolf im Heer des Kaisers
4 Rolf auf der Flucht
5 Rolf im Frankenland
6 Rolfs Heimkehr
7 Rolf der Wikinger
8 Rolf im Kampf

je ca. 120 Seiten, broschiert, je Fr. 2.90
Die abenteuerlichen Geschichten zweier Wikinger Buben, in einer Reihe von 10 Bändchen erzählt.



Schweizer Druck- und Verlagshaus AG
Klausstraße 33, Zürich 8

Missionsgesellschaft der Weißen Väter

120 Schweizer sind Weiße Väter. Die Gesellschaft der Weißen Väter ist 3500 Mann stark. Unser Gründer, Kardinal Lavigerie, war eine der wichtigsten Missionsgestalten der Neuzeit. Wir stammen aus fast allen christlichen Ländern. Ein hohes, gemeinsames Ziel eint uns, die Verchristlichung Afrikas. Der schwarze Kardinal, eine Anzahl schwarzer Bischöfe und gegen 800 afrikanische Priester sind das schönste Zeugnis für das gottgesegnete Wirken der Weißen Väter. Uns ist nur in den Afrikamissionen ganz wohl. Wir sind immer mindestens zu dritt beisammen. So können wir in allem einander helfen. Lockt es vielleicht Dich, Dein Leben für eine ganz hohe Aufgabe einzusetzen? Dann überlege, ob nicht auch Du zu uns stoßen willst.

Studienhäuser in der Schweiz:

- Widnau SG: Unterstufe des Gymnasiums. Eintritt aus der 5. oder 6. Klasse der Primarschule an Ostern und im Herbst. Real- und Sekundarschüler werden auf die ihnen entsprechende Latein-klasse vorbereitet.
- Fribourg: Obere Klassen des Gymnasiums mit Matura; Philosophie an der Universität. Schüler mit Matura aus Kantonen und Kantonsschulen sind willkommen.

Für Auskunft wende Dich an

Weiße Väter, Reckenbühlstraße 14, Luzern

Gutschein

Senden Sie mir

- für ein halbes Jahr die Zeitschrift «Afrika» mit den neuesten Berichten über die Entwicklung der Afrika-Missionen (statt Fr. 2.50 nur Fr. 1.-).
- «Wopsy», das berühmte und spannende Schutzengelbuch aus Afrika (statt Fr. 5.40 nur Fr. 2.-).
- «Itungulu», eine Bubengeschichte aus Afrika, die Du in einem Zuge verschlingen wirst (statt Fr. 2.75 nur Fr. 1.-).

In verschlossenem Umschlag einsenden an **Weiße Väter, Reckenbühlstraße 14, Luzern**

- «Feuertaufe der Schwarzen Kirche», die ergreifende Geschichte der 22 Negermartyrer von Uganda (statt Fr. 2.20 nur Fr. 1.-).
- (Gewünschtes mit x anzeichnen. – Betrag in Marken beilegen.)

Hast Du schon daran gedacht, Missionar zu werden? Ja – Nein. Senden Sie mir **gratis** die Schrift über die Weißen Väter. (Zutreffendes unterstreichen.)

Name _____

Vorname _____

Wohnort: _____

Alter: _____

Schulklasse: _____

**Nun auch mit dem
Deutschen Jugendbuchpreis 1963
ausgezeichnet**

Unser spannendes Buch um die
Abenteuer des Indianermädchens
Karanas



**Scott
O'Dell**

Insel der blauen Delphine

175 Seiten. Leinen 9.80

Walter-Verlag Olten

«Heiß wird das heute wieder! Aber
hitzefrei wird's natürlich nicht geben.
Denen da ist das ja wurscht, ob man
vor Hitze eingeht. Die sind selber
schuld, wenn man eine Drei schreibt.
Ob meine Englischarbeit gut war?
Weiß ich nicht. Glaub' ich nicht. Wie
machen die anderen das bloß, die
immer eine Fünf oder Sechs schrei-
ben?»

Gedanken auf dem Schulweg

Der Rolf, ja, der schafft's immer. Was
hat er vor ein paar Tagen von einem
Wörterbuch gemurmelt? Stimmt,
Langenscheidt. Ein Langenscheidt-
Wörterbuch müßte man haben! Wie
schön doch das blöde Wort neulich in
der Hausaufgabe? Na, ist ja egal, je-
nefalls ich konnte nichts damit an-
fangen. Aber alle, die einen Langen-
scheidt haben, die hatten es richtig,
die anderen - ich war eben bei
den anderen.

Der alte Herr das wahrmacht, daß
er für jede Vier eine Mark und für
Drei zwei Mark vom Taschen-
wörterbuch abzieht? Meinetwegen - soll er
... Mensch, das ist 'ne Pfunds-
angelegenheit. Ich werde ihm sagen, für das,
was er mir abzieht, soll er mir einen
Langenscheidt kaufen. Wieviel Vie-
l abzieht er eigentlich?» ...

Die letzten Wochen hatte er Langen-
scheidt Taschenwörterbuch Eng-
lisch und heute stehen in seinem
Taschenwörterbuch auch die Langen-
scheidt Wörter für Französisch und Latei-
nisch. Aber er hat es gar nicht nötig
zu schreiben. Auch
er wußte es:

Ein Schüler
Langenscheidt
der kommt

- rt
- . T.
- eg.
- erhöht.
- l. Mariä
- nelius
- mbert
- sef v. Kop.
- anuarius
- Bettag
- Matthäus
- 2. Thomas v. V.
- 23 Thekla, Linus
- 24 Gislar
- 25 Nikolaus v. F.
- 26 Cyprian
- S 27 Kosmas u. D.
- M 28 Wenzel
- D 29 Michael
- M 30 Urs u. Viktor

Inhaltsverzeichnis

Liebe Leseratten
 So war der Wilde West
 «Der Indianerüh
 von M. Talm
 «Vom P
 aus
 »

1964

Ein
 «
 aus
 Von Ra
 «Die d
 aus «Da
 von J. Gug
 «Der kleine
 aus dem gleich
 Büchertips für Les
 Literaturwettbewerb

Juli		August		September	
M	1 Theobald	S	1 Bundesfeier	D	1 Verena
D	2 M. H'such.	S	2 Portiuncula	M	2 Stephan
F	3 Irenäus	M	3 Lydia	D	3 Pius X.
S	4 Ulrich	D	4 Dominikus	F	4 Rosalia
S	5 Antonius Zac.	M	5 Mariä Schnee	S	5 Laurentius
M	6 Isaias	D	6 Christi Verkl.	S	6 Magnus
D	7 Cyrillus	F	7 Kajetan	M	7 Regina
M	8 Elisabeth	S	8 Joh. Vianney	D	8 Mariä Gebu
D	9 Veronika	M	9 Roman	M	9 Gorgonius
F	10 Felicitas	D	10 Laurentius	D	10 Nikolaus
S	11 Pius I.	F	11 Tiburtius	F	11 Felix u. F
S	12 Joh. Gualb.	S	12 Klara	S	12 Guido
M	13 Eugen	M	13 Hippolytus	S	13 Amatur
D	14 Bonaventura	D	14 Eusebius	M	14 Kreuz
M	15 Heinrich II.	F	15 M. Himmelf.	D	15 Schr
D	16 Maria v. Kar.	S	16 Joachim	M	16 Kor
F	17 Alexius	M	17 Hyazinth	D	17 La
S	18 Kamillus	D	18 Agapius	F	18 Jo
S	19 Vinzenz v. P.	F	19 Ludwig	S	19 J
M	20 Elias	M	20 Bernhard	S	20
D	21 Laurentius	D	21 Johanna	D	21
M	22 Maria Magd.	M	22 Siegfried	M	22
D	23 Apollinaris	F	23 Philipp Ben.	D	23
F	24 Christina	S	24 Bartholomäus	F	24
S	25 Jakobus d. Ält.	M	25 Ludwig IX.	M	25
S	26 Anna	D	26 Zephyrin	D	26
M	27 Pantaleon	F	27 Josef Kalas.	S	27
D	28 Immozenz	S	28 Augustinus	M	28
M	29 Martha	M	29 Johannes-En	S	29
D	30 Abdon u. Sen.	D	30 Rosa v. Lira	M	30
F	31 Ignatius v. L.	F	31 Raimund	F	31

«Heiß wird das heute wieder! Aber hitzefrei wird's natürlich nicht geben. Denen da ist das ja wurscht, ob man vor Hitze eingeht. Die sind selber schuld, wenn man eine Drei schreibt. Ob meine Englischarbeit gut war? Weiß ich nicht. Glaub' ich nicht. Wie machen die anderen das bloß, die immer eine Fünf oder Sechs schreiben?»

Der Rolf, ja, der schafft's immer. Was hat er vor ein paar Tagen von einem Wörterbuch gemurmelt? Stimmt, Langenscheidt. Ein Langenscheidt-Wörterbuch müßte man haben! Wie hieß doch das blöde Wort neulich in der Hausaufgabe? Na, ist ja egal, jedenfalls ich konnte nichts damit anfangen. Aber alle, die einen Langenscheidt haben, die hatten es richtig, und die anderen – ich war eben bei den anderen.

Ob der alte Herr das wahrmacht, daß er mir für jede Vier eine Mark und für jede Drei zwei Mark vom Taschengeld abzieht? Meinetwegen – soll er doch! ... Mensch, das ist 'ne Pfunds-idee. Ich werde ihm sagen, für das, was er mir abzieht, soll er mir einen Langenscheidt kaufen. Wieviel Vierer brauch' ich dazu eigentlich?» ...

Nach vier Wochen hatte er Langenscheidts Taschenwörterbuch Englisch. Und heute stehen in seinem Bücherregal auch die Langenscheidts für Französisch und Lateinisch. Aber er hat es gar nicht nötig gehabt, Vierer zu schreiben. Auch sein Vater wußte es:

Gedanken auf dem Schulweg

**Ein Schüler ohne
Langenscheidt,
der kommt nicht weit**

Inhaltsverzeichnis

Liebe Leseratten	2
So war der Wilde Westen	3
«Der Indianerüberfall» aus «Pony-Expreß» von M. Talmadge und I. Gilmore	3
«Vom Pony-Expreß zur Union Pacific» aus «So war der Wilde Westen» von B. Strätling	16
«Kampf mit dem Stier» aus «Pablo und die Cowboys» von Federica de Cesco	24
Abenteuer zu Wasser und in der Luft	28
«Wir müssen fahren» aus «Die Klaue des Drachen» von Ch. A. Meijer	29
«Schneller als eine Revolverkugel» aus «Kurs 502 Fernost» von Ch. Peter	37
Ein humorvoller «Krimi»	45
«Was geht hier vor?» aus «Das leuchtende X» von F. Hilbert	46
Geschichte	
«Graf Rudolf entrinnt einer großen Gefahr und faßt einen wichtigen Entschluß» aus «Freundschaft mit Habsburg» von F. Wirz	53
Ein Tagebuch	
«Stop, Daniela!» aus dem gleichnamigen Buch von E. Hasler	61
Von Räubern und Indianern	66
«Die drei Kätzchen im großen Wald» aus «Das kunterbunte Kinderbuch» von J. Guggenmos	67
«Der kleine Biber und seine Freunde» aus dem gleichnamigen Buch von K. Recheis	74
Büchertips für Leseratten	79
Literaturwettbewerb 1964	91

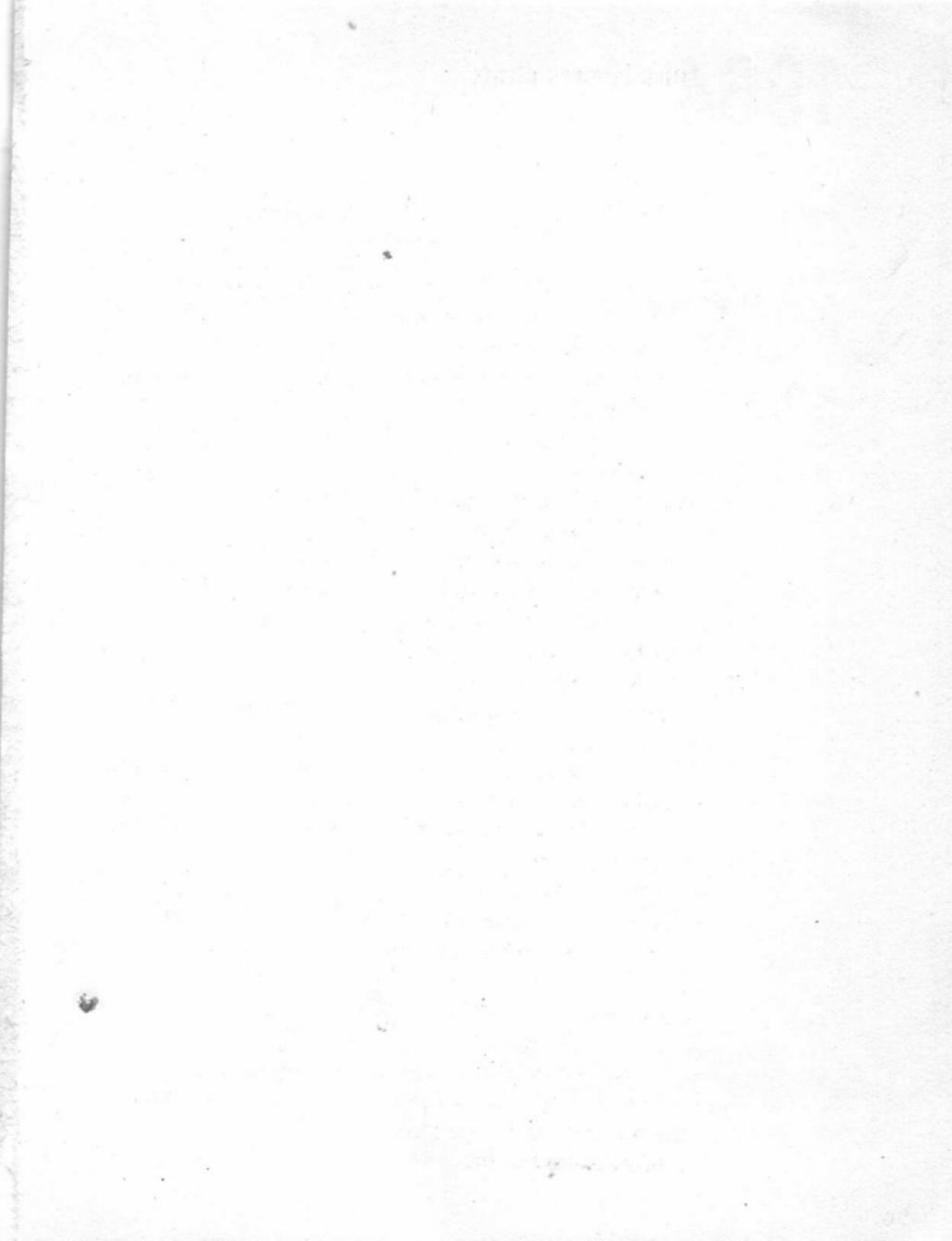
1964

Juli

August

September

M	1 Theobald	S	1 <i>Bundesfeier</i>	D	1 Verena
D	2 M. H'such.	S	2 Portiuncula	M	2 Stephan
F	3 Irenäus	M	3 Lydia	D	3 Pius X.
S	4 Ulrich	D	4 Dominikus	F	4 Rosalia
S	5 Antonius Zac.	M	5 Mariä Schnee	S	5 Laurentius
M	6 Isaias	D	6 Christi Verkl.	S	6 Magnus
D	7 Cyrillus	F	7 Kajetan	M	7 Regina
M	8 Elisabeth	S	8 Joh. Vianney	D	8 Mariä Geburt
D	9 Veronika	S	9 Roman	M	9 Gorgonius
F	10 Felicitas	M	10 Laurentius	D	10 Nikolaus v. T.
S	11 Pius I.	D	11 Tiburtius	F	11 Felix u. Reg.
S	12 Joh. Gualb.	M	12 Klara	S	12 Guido
M	13 Eugen	D	13 Hippolytus	S	13 Amatus
D	14 Bonaventura	F	14 Eusebius	M	14 Kreuzerhöh.
M	15 Heinrich II.	S	15 <i>M. Himmelf.</i>	D	15 Schm. Mariä
D	16 Maria v. Kar.	S	16 Joachim	M	16 Kornelius
F	17 Alexius	M	17 Hyazinth	D	17 Lambert
S	18 Kamillus	D	18 Agapitus	F	18 Josef v. Kop.
S	19 Vinzenz v. P.	M	19 Ludwig	S	19 Januaris
M	20 Elias	D	20 Bernhard	S	20 <i>Bettag</i>
D	21 Laurentius	F	21 Johanna	M	21 Matthäus
M	22 Maria Magd.	S	22 Siegfried	D	22 Thomas v. V.
D	23 Apollinaris	S	23 Philipp Ben.	M	23 Thekla, Linus
F	24 Christina	M	24 Bartholomäus	D	24 Gislar
S	25 Jakobus d. Ält.	D	25 Ludwig IX.	F	25 Nikolaus v. F.
S	26 Anna	M	26 Zephyrin	S	26 Cyprian
M	27 Pantaleon	D	27 Josef Kalas.	S	27 Kosmas u. D.
D	28 Innozenz	F	28 Augustinus	M	28 Wenzel
M	29 Martha	S	29 Johannes-Ent.	D	29 Michael
D	30 Abdon u. Sen.	S	30 Rosa v. Lima	M	30 Urs u. Viktor
F	31 Ignatius v. L.	M	31 Raimund		



Walter-Verlag

Olten

Oktober

November

Dezember

D	1 Remigius	S	1 <i>Allerheiligen</i>	D	1 Eligius
F	2 Leodegar	M	2 Allerseelen	M	2 Bibiana
S	3 Theresia	D	3 Ida	D	3 Franz Xaver
S	4 Franz v. A.	M	4 Karl Borrom.	F	4 Barbara
M	5 Placidus	D	5 Zacharias	S	5 Sabas
D	6 Bruno	F	6 Leonhard	S	6 2. Adv'sonntag
M	7 Markus	S	7 Engelbert	M	7 Ambrosius
D	8 Brigitta	S	8 Gottfried	D	8 Mariä Empf.
F	9 Dionysius	M	9 Theodor	M	9 Valeria
S	10 Franz Borgia	D	10 Andreas	D	10 Melchiades
S	11 Guntmar	M	11 Martin	F	11 Damasus
M	12 Maximilian	D	12 Martin I.	S	12 Vicelin
D	13 Eduard	F	13 Didakus	S	13 3. Adv'sonntag
M	14 Kallistus	S	14 Josaphat	M	14 Nikasius
D	15 Theresia v. A.	S	15 Albert d. Gr.	D	15 Christina
F	16 Gallus	M	16 Otmar	M	16 Eusebius
S	17 Margareta	D	17 Gregor	D	17 Lazarus
S	18 Lukas	M	18 Odo	F	18 Wunibald
M	19 Petrus v. Alk.	D	19 Elisabeth	S	19 Urban V.
D	20 Joh. Kantius	F	20 Felix v. Val.	S	20 4. Adv'sonntag
M	21 Hilarion	S	21 Mariä Opf.	M	21 Thomas
D	22 Kordula	S	22 Cäcilia	D	22 Demetrius
F	23 Severin	M	23 Klemens I.	M	23 Viktoria
S	24 Raphael	D	24 Joh. v. Kreuz	D	24 Adam u. Eva
S	25 <i>Christkönigsf.</i>	M	25 Katharina	F	25 <i>Weihnachten</i>
M	26 Evaristus	D	26 Konrad	S	26 Stephan
D	27 Sabina	F	27 Virgil	S	27 Johannes
M	28 Simon u. Jud.	S	28 Jakob	M	28 Unsch. Kinder
D	29 Hermelindis	S	29 1. Adv'sonntag	D	29 Thomas
F	30 Theodgar	M	30 Andreas	M	30 Luitberga
S	31 Wolfgang			D	31 Silvester